This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DB
198
.L28

Länder Oesterreich-Ungarn

in Wort und Bild.

Herausgegeben von **Dr. Friedrich Umlauft.**

VII. Band.

Das Königreich

Böhmen.

DUPL
A 477659

Geschildert

von

Dr. V. Langhans.

Mit zahlreichen Abbildungen
und einem Titelbilde
in Farbendruck.

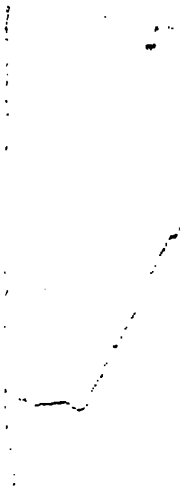
Wien.

GEOGRAPHIE
GESCHICHTE
SAGE
VOLKS-
LEBEN

NATUR
INDUSTRIE
HANDEL
VERKEHR

Verlag von Karl Graeser.

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Die

Länder Oesterreich-Ungarns

in Wort und Bild.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Friedrich Umlauft.

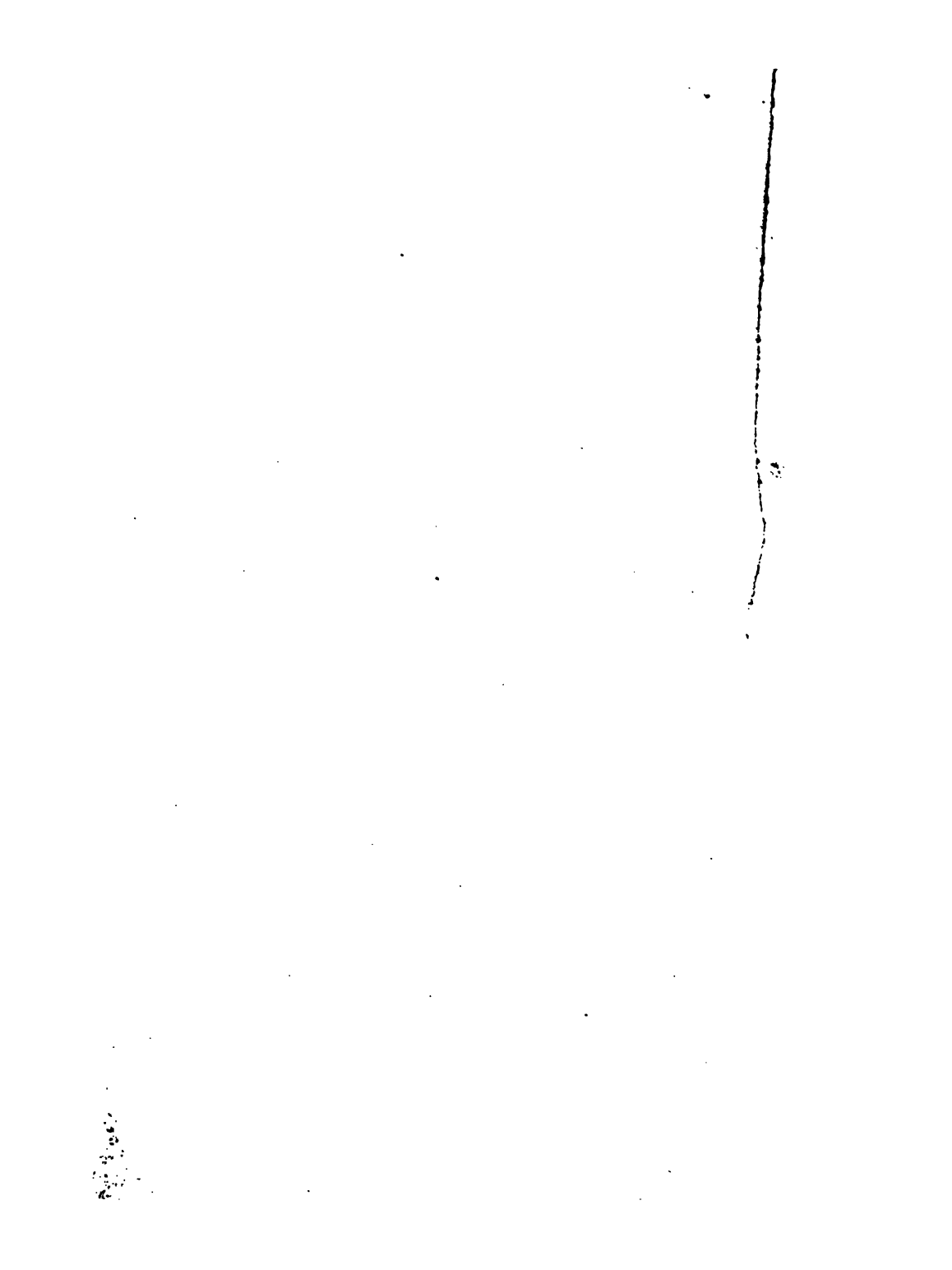
Siebenter Band.

Das Königreich Böhmen.

Geschildert von **Dr. Victor Langhans.**

Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Farbendruck.

Wien 1881.
Verlag von Karl Graeser
I. Walfischgasse 6.



Verlag von Carl Graeser in Wien.

PRAG.

Das

Königreich Böhmen.

Geschildert

von

Prof. Dr. Victor Langhans.

Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Farbendruck.

Wien 1881.
Verlag von Karl Graeser
I. Walfischgasse 6.

DB
198
.L28

Übersetzungsrecht vorbehalten.

697916-230

Das Königreich Böhmen.

I. Geographisch-historische Einleitung.

(Lage. — Gestalt. — Größe des Landes. — Gebirge. — Gewässer. — Klima. — Landwirtschaft. — Industrie. — Bevölkerung. — Sprachgrenzen. — Die Tschechen. — Die Deutschen. — Geschichte.)

Den nordwestlichsten Theil der österreichisch-ungarischen Monarchie bildet das Königreich Böhmen, die bedeutendste Provinz Cisleithaniens, in jeder Beziehung eine Perle in der Kaiserkrone der erlauchten Habsburger; ein Land, hervorragend ebensowohl durch die Ausdehnung seines Gebietes, als durch seine Naturschönheiten, reich durch die mannigfaltigen Erträgnisse seines Bodens, wie durch die Erzeugnisse einer hochentwickelten, emsigen Industrie, bewohnt von einem tüchtigen, gebildeten Volke und berühmt durch eine großartige Geschichte. Schon die Lage des Landes bestimmte seine Bedeutung für alle Zeiten und machte es nicht nur geeignet zur Theilnahme an jeder culturellen Entwickelung Europas, sondern wies ihm in verschiedenen Momenten der Weltgeschichte geradezu eine epochemachende Rolle zu. Gelegen fast im Herzen des Welttheils, auf dem Hochplateau, von welchem aus die Richtungen der Gewässer sich scheiden, nahezu gleich weit von allen europäischen Meeren, wie eine Riesenfestung von hohen Gebirgswällen umgeben, zu Schutz und Abwehr, wie zum Angriff und Ausfall gleich vortrefflich geeignet, in sich abgeschlossen und doch nicht abgeschieden, sondern mitten im Gewühl der Stämme, an der Grenze der germanischen und slavischen Welt, leicht zugänglich über Mähren von der sarmatischen Tiefebene her, geöffnet durch den Elbedurchbruch nach der germanischen hin, mit guten Übergängen nach dem Westen und Süden, zwei große Wasserstraßen, die Elbe und die Donau, beherrschend, mußte Böhmen frühzeitig der Sitz mächtiger Fürsten werden, der Schauplatz

großer Ereignisse, eine Pflegestätte der Bildung, ein Durchgangs- und Knotenpunkt des Völkerverkehrs sein.

Die Gestalt des Landes zeigt sich auf den ersten Blick als ein unregelmäßiger Rhombus, dessen Winkel nach den vier Gegenden des Horizontes gerichtet sind und dessen nördlichster Punkt im Buchberg oberhalb Hainspach zugleich der nördlichste der Monarchie ist. Vergleicht man die geographische Lage Böhmens mit jener anderer Länder der Welt, so findet man, dass der Norden etwa in der Breite Londons, der Süden in der Breite von Paris liegt. Der Parallelkreis von Prag geht durch Krakau, Brody, Charkow über Kiachta an der chinesisch-sibirischen Grenze mitten durch Sachalin am Südende Kamtschatkas vorbei und zieht dann in Amerika über die südlichsten Alëuten und den Winipegsee zur Nordspitze Neufundlands. Wie gesegnet ist Böhmen mit seinen grünenden Hügeln, rebenbekränzten Geländen und üppigen Feldern gegenüber den Steppen donischer Kosaken und Kirgisen, gegenüber jenen Gegenden, wo sibirische Erstarrung und chinesischer Stillstand aneinander grenzen, und gegenüber den unwirtlichen Revieren einsam streifender Pelzjäger des Saskatschavan River und Labradors, die alle unter derselben Breite liegen, wie die stolze Stadt böhmischer und deutscher Könige, der Erstlingssitz der deutschen Hochschulen, das hundertthürmige, schöne Prag!

Der Größe nach ist Böhmen mit seinen 51.956 □Kilometern in der Reihe der im Reichsrath vertretenen Länder das zweite, unter denen Gesammt-Österreichs das vierte, indem es nur Ungarn, Galizien und Siebenbürgen nachsteht. Dagegen nimmt es nach der absoluten Bevölkerungszahl (5,140.500 Einwohner) unter den Provinzen des Reiches schon den dritten Rang ein und nach der relativen Bevölkerungszahl (98 Einwohner auf 1 □Kilometer) den zweiten, wenn man von Niederösterreich, das wegen Wiens Volksmasse obenan steht, absieht. Nur noch Schlesien ist dichter bevölkert. Die Einwohner Böhmens machen mehr als ein Viertel der Bevölkerung in der österreichischen Reichshälfte aus, während der Flächenraum des Landes nicht ganz ein Fünftel des im Reichsrathe vertretenen Gebietes darstellt.

Man hat Böhmen gewöhnlich ein Kesselland genannt, das auf allen Seiten von Gebirgswällen umschlossen ist; doch ist diese Vorstellung nicht ganz richtig. Es ist vielmehr zum größten Theil ein Hochland, das über 300 Meter hoch liegt und sich vom Süden nach Norden terrassenförmig senkt, dessen tiefsten Punkte also nicht in der Mitte, sondern im Norden zwischen den steilen Wänden zu finden sind, die das Elbthal bilden. Auch kann man eigentlich nur auf drei Seiten von Grenzgebirgen reden. An den Knotenpunkt des deutschen Mittelgebirges, das an Mooren reiche, bewaldete Fichtelgebirge, welches mit seinen Ausläufern nach Böhmen hereinreicht, schließt sich südostwärts, durch den Wondrebbach von ihm getrennt, der nach Baiern steil abfallende Böhmerwald bis zum Pass von Kapellen bei Hohenfurth, durch den Sattel von Neumarkt in zwei ungleichartige Hälften getheilt. Der

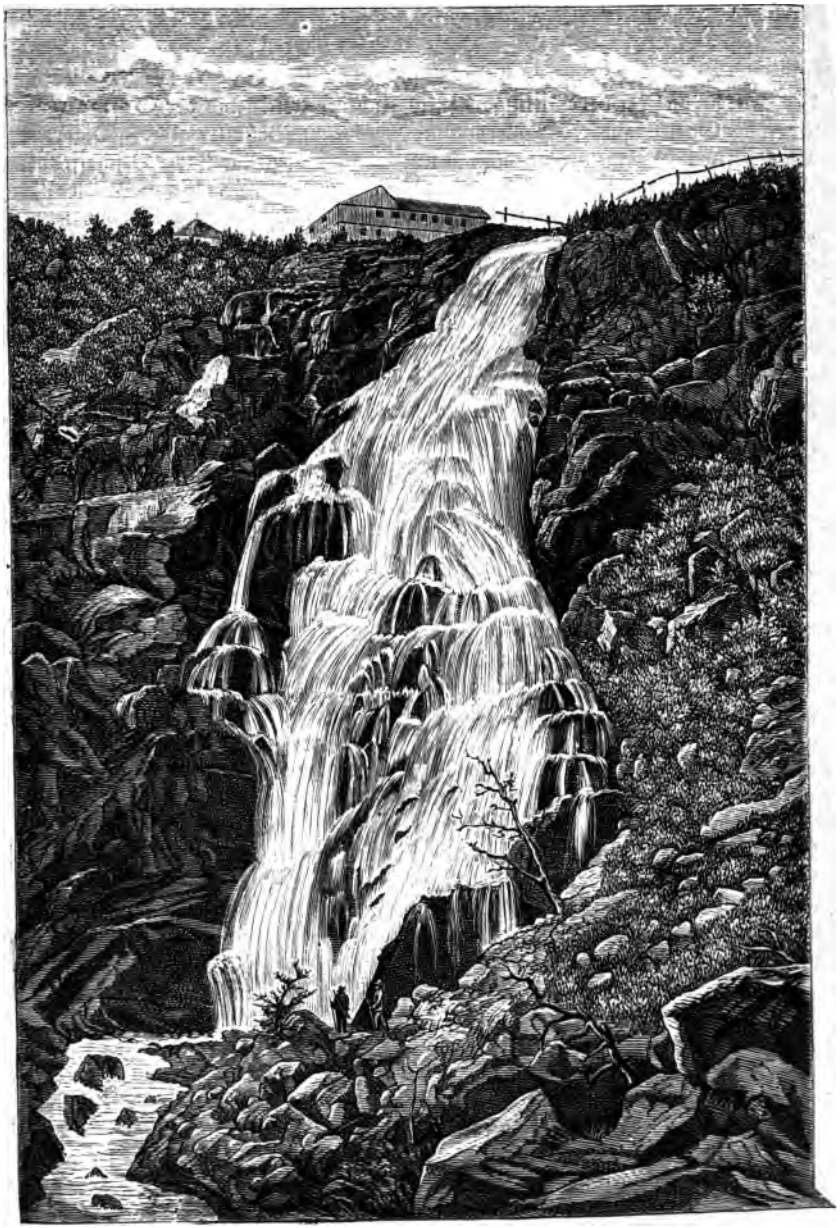
Granit des Böhmerwaldes zieht als Sternwald noch bis zur Maltsch fort. Dem Grenzkamme des Böhmerwaldes vorgelagert sind einige Berglandschaften, bis zur Wottawa das künische Plateau, südlich davon das ehemals goldreiche Bergreichensteiner Gebirge und das sumpfige Gefilde, am linken Ufer der Moldau der gewaltige Gneisstock des Kubani und das Salnauer Gebirge, am weitesten nach Osten hingestreckt der Planskerwald bei Krumau. Nordöstlich vom Fichtelgebirge zieht mit dem Elstergebirge bei Asch beginnend, das aus Sachsen allmählich ansteigende Erzgebirge bis zum Nollendorfer Passe. Hinter diesem bildet in östlicher Richtung das von der Elbe durchbrochene Elbsandsteingebirge seine grotesken Formen, welche nördlich des Thales Schönlinde-Georgenthal im Gebiete Rumburg und Schluckenau wieder dem Granit des Lausitzergebirges weichen und im Osten durch die Tiefenlinie Wartenberg, Johnsdorf, Grottau begrenzt sind. Von hier erstreckt sich im Lande, das linke Ufer der Görlitzer Neiße aufwärts bis zur Iser bei Klein-Skal, das aus krystallinischem Schiefergestein aufgebaute Jeschkengebirge, während längs der südöstlich hinziehenden Grenze am rechten Ufer der Neiße den Raum bis zur Iser die Granitkämme des Isergebirges einnehmen. Jenseits des Zacken schließt sich das Riesengebirge an, das im Grenzkamm die höchsten Punkte des Landes trägt, nach Schlesien rasch abfällt, in Böhmen aber den sogenannten böhmischen Kamm und das Gitschiner Plateau mit dem Kosakovgebirge vorgelagert hat. Südwestlich vom Liebauer Pass ziehen dann die Gebirgstheile, die den Glatzer Kessel im Westen einschließen, das Überschaargebirge bis zum Schönberger Pass, das Braunauer Bergland mit dem Faltengebirge, vor welchem wieder der Quadersandstein der Adersbacher und Weckelsdorfer Felsen hervortritt, und südlich vom Nachoder Pass bis zur Senke von Mittelwalde das Erlitzgebirge, an welches noch der Stock des Spieglitzer Schneebergs anstößt, während südwärts das Hochland in einigen Sandsteinhöhen zur Triebitzer Senke abfällt.

Das von diesen Grenzgebirgen eingeschlossene Land bildet eine im allgemeinen nordöstlich geneigte, aus Mähren und Niederösterreich herübereichende unebene Fläche, die bis zur Linie Kommotau, Prag, Hohenmaut als Hochland, nördlich von ihr bis zu den Grenzbergen an der Elbe als Tiefebene bezeichnet werden muss. Das Hochland stuft sich gegen Norden in drei Terrassen ab, die durch die Flussläufe der Lužniza, Wottawa einerseits und der Sazawa, Beraun andererseits bezeichnet werden. Alle drei Terrassen werden wieder durch die Moldau quer durchschnitten. Westlich dieses Flusses steigen aus der Hochfläche empor die Berge von Blatna, die silurischen Höhen des Brdywaldes, endlich nördlich der Beraun der Kaiserwald, das Tepler Gebirge, die Buchauer Berge und der Zbanwald. Östlich der Moldau zeigt das Hochland an der österreichisch-mährischen Grenze im Gratzner Gebirge, im Bistritzer, Iglauer

und Politschkaer Bergland eine Anschwellung, über welche die europäische Wasserscheide zieht, und im innern Land die Gangberge, welche von Wojnowmiestetz über Nonow zur Elbe streichen, endlich die Berge von Pilgram, von Miltschin bei Tabor und den Blanik bei Wlaschim.

Fassen wir nun die Gewässer Böhmens ins Auge, so kommen zunächst die fließenden in Betracht, welche sämmtlich einem und demselben Gebiete angehören, dem Gebiete der obern Elbe und mit ihr der Nordsee. Nur wenige Flüsschen fallen andern Strömen zu, darunter die Neiße aus dem Isergebirge, die Steine aus dem Braunauer Bergland, welche beide zur Oder eilen, dann die im Wandgebirge bei Triebitz entspringende mährische Sazawa, die Zwittawa und die Iglawa, welche sich zur Donau wenden. Sonst fließen alle Gewässer in das Rinnsal der Elbe, um mit ihr durch die große Sandsteinpforte bei Herrnskretschen das Land zu verlassen. Es ist das eine Eigenthümlichkeit, die Böhmen mit keinem andern Lande Europas theilt. Allerdings ist die Elbe, welche mit ihrem Oberlauf nach Böhmen fällt, nicht der Hauptfluss des Landes; ihr überlegen an Länge, an Breite und Wassermasse, an ökonomischer Bedeutung ist die Moldau, welche mit mehr Recht der Hauptfluss Böhmens genannt werden könnte, als solcher das Land in fast zwei gleiche Hälften theilen und ein merkwürdig regelmäßiges System von Zuflüssen entwickeln würde. Die Moldau nimmt sämmtliche Gewässer des südlichen Böhmens auf, die schon genannte Lužniza, Sazawa, Wottawa und Beraun. Die letztere entsteht durch Vereinigung der Mies mit der Ouslawa, Angel und Radbusa bei Pilsen und ist an Wassermenge der dritte Fluss des Landes. Von den Flüssen, die sich außer der Moldau unmittelbar in die Elbe ergießen, sind die bemerkenswertesten: rechts die Iser, welche von den Hochmooren des Isergebirges, und der Polzen, der durch anmuthige Thäler vom Jeschken herabkommt, links aber die vom Schneekoppenplan durch den schönen Riesengrund sich stürzende Aupa und die von den Abhängen der hohen Mense rauschende Wilde Adler, welche die Landesgrenze bildet und im weitern Verlauf die Stille Adler aufnimmt. Unterhalb der Mündung der Moldau empfängt die Elbe links die von Baiern her ins Land tretende fischreiche Eger mit der Tepl und als letzten Zufluss im Lande noch die viel Schlamm mit sich führende und oft gefährlich anschwellende Biela. Im Erzgebirge entspringen auf böhmischem Boden noch zahlreiche Bäche und Flüsschen, welche ihr Wasser nordwärts durch Sachsen zur Elbe führen, darunter die Wilde und die Weiße Elster.

Da das Land zu uneben ist, andererseits nur eine große Wasserstraße hat, so war die Canalisation ebenso schwer als unnöthig. Daher dienen die wenigen Canäle des Landes mehr der Trockenlegung von Sümpfen, der Regulierung von Flüssen und der Sicherung von Teichen oder ökonomisch *landwirtschaftlichen Zwecken.* So der Opatowitzer und Wokatschowitzer



Der Elbefall.

zur Sicherung der Teiche von Pardubitz, der Lauer Graben bei Podiebrad, der Goldgraben bei Wittingau zu ähnlichem Zwecke und der Schwarzenberger Canal zur Holzschwemmung aus dem Böhmerwalde. Die weite Ausbreitung der Urgebirgsformation und die sie begleitende flache Beschaffenheit des Bodens begünstigen die Bildung von stehenden Gewässern, namentlich Teichen. Dagegen fehlen größere Seen. Doch wetteifern die neun kleinen im Böhmerwald mit den schönsten in der Monarchie. Auch das Riesengebirge hat drei kleine Seen, ebenso das Erzgebirge fünf, darunter den Mauritiussee bei Joachimsthal. Gering ist die Ausdehnung der Moräste im Lande, was mit der tausendjährigen Cultur desselben zusammenhängt. Doch blieb noch immer in dieser Beziehung für die ökonomische Thätigkeit manches zu leisten übrig. Ausgedehnte Moorgründe sind im Böhmerwald als Wasserreservoire der Flüsse von großer Bedeutung. Torfmoore liegen noch bei Franzensbad, im Erzgebirge und Teplergebirge, endlich nächst Wittingau das rothe Moor. Berühmt ist Böhmen durch seine Thermen und Mineralquellen; es steht in dieser Beziehung, sowohl was die Zahl, als den Wert betrifft, unübertroffen da. Karlsbad, Teplitz und Marienbad sind die besuchtesten Badeorte der Welt.

Das Klima Böhmens muss im allgemeinen als ein günstiges bezeichnet werden. Obwohl sich nach seiner Lage bereits das continentale Klima bemerkbar macht, so bewirkt doch die noch immer reichliche Bewaldung einen Ausgleich der Extreme zwischen Winterkälte und Sommerhitze und namentlich an den Rändern ein ziemlich gleichmäßiges, feuchtes Klima. Die größte Jahreswärme weist Prag auf, die niedrigste zeigen, von den Berghöhen abgesehen, Gottesgab im Erzgebirge und die Hochplateaux im Böhmerwalde. Da sich an den hohen und waldreichen Randgebirgen die Niederschläge leicht entladen, so ist die Mitte des Landes, obwohl nicht nachtheilig für die Vegetation, doch einigermaßen arm an Regen. Dafür ist sie aber auch geschützt gegen die kühlen Nord- und Nordostwinde, denen nur das südliche Hochland ausgesetzt ist, während sonst fast überall der West- und Südwestwind vorherrscht. Diese klimatischen Verhältnisse bedingen, unterstützt durch eine äußerst fleißig dem Ackerbau obliegende Bevölkerung, eine gute Vegetation und einen bedeutenden Ertrag.

Die Landwirtschaft wird rationell betrieben und geht auf die intensivste Ausnützung des Bodens, namentlich auf den großen Gütern des Adels. Weite Strecken sind noch mit Wald bedeckt, etwa drei Zehntel der Gesammtarea des Landes, und größtentheils in den Händen des Großgrundbesitzes. Die fruchtbarsten Theile sind die goldene Rute bei Königgrätz, die Saazer Gegend, „das Paradies“ von Teplitz und das Hügelland von Leitmeritz, „der Garten Böhmens“ genannt. Hauptfrucht des Ackers ist Roggen und Hafer, doch ist auch der Gerstenbau bedeutend. Eine große Rolle spielen in den höher und rauher gelegenen Gebieten, besonders im Erzgebirge, die

Kartoffeln, oft das ganze Jahr die einzige Nahrung der armen Weber, und in der Elbeniederung die Runkelrübe wegen der Zuckerfabrication. Berühmt ist in ganz Europa der Saazer Hopfen, guten Ruf genießt auch der Flachs der höhern Theile des Landes. Einzelne Gegenden, wie die Kuttenberger und das Elbthal, sind wegen ihres reichlichen Obstes bekannt, das getrocknet in den Handel kommt und von dem besonders die Pflaumen (Zwetschken), als „Powidl" eingekocht, viel Absatz finden. Gering an Ausdehnung, bloß auf die Umgebung von Melnik und Tschernosek beschränkt, sind die Weingärten, aber sie liefern einen vortrefflichen Wein. Die Viehzucht steht wohl dem Ackerbau nach, doch ist sie immerhin nicht unbedeutend, auch der Wildstand, der auf den Adelsgütern gehegt wird, ist nicht unbeträchtlich. Besonders groß ist der Ertrag der Teichfischerei, die bei Wittingau im großen betrieben wird. Reicher Segen wird auch aus der Erde gegraben: Gold, Silber, Queckfilber, Blei, Zinn, Eisen und Kohle. In den Bergen findet man zudem edle Steine und auf den Plateaux unerschöpfliche Torflager. Nur ein Mineral fehlt dem Lande zur Vervollständigung seines Reichthums, das Salz, das eingeführt werden muss.

In der Industrie nimmt Böhmen den ersten Rang unter den Kronländern Österreichs ein. Besonders die deutschen Grenzgebiete widmen sich derselben, während in der Mitte die Slaven mehr der Landwirtschaft obliegen. Obenan steht die Glasfabrication, die nach allen Welttheilen exportiert und in 120 Hütten und 200 Schleifereien 24.000 Menschen beschäftigt. Ihre Centren sind der Böhmerwald, das böhmisch-mährische Plateau, das Thal der Sazawa und die Gegend von Gablonz, Haida und Steinschönau. Der zweite Zweig der Industrie, in welchem Böhmen wiederum alle Länder Österreichs überragt, ist die Webeindustrie. Reichenberger Tuch, Rumburger Leinwand, die Spitzen des Erzgebirges wetteifern mit den besten Erzeugnissen dieser Art. Die Eisenindustrie macht der steierischen die erfolgreichste Concurrenz und man zählt über 50 Eisenwerke, daneben Waffen-, Sensen- und Maschinenfabriken. Unübertroffen in Österreich steht auch die Erzeugung von Thon-, Steingut- und Porzellanwaren in Böhmen da. Im Gebiete der landwirtschaftlichen Producte blüht die Bierbrauerei und das Pilsner Bier geht in alle Welt. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben die Runkelrübenzucker- und die Ölfabrication, welche im stetigen Aufschwung begriffen sind.

Die entwickelte Gewerbthätigkeit des Landes bringt es mit sich, dass es in der Regel mehr exportiert als importiert, während auch ein einträglicher Durchzugshandel stattfindet, da die meisten Colonialwaren von Hamburg aus über Prag in die Monarchie verfrachtet werden. Diesem regen Handelsverkehr müssen natürlich viele Verkehrsmittel dienen und es ist begreiflich, dass Böhmen nicht nur die besten und schönsten Straßen der Monarchie besitzt, sondern auch das reichstgegliederte Eisenbahnnetz. Eilf Bahnen führen aus dem Lande nach Deutschland, eine nach Oberösterreich und je zwei nach

Niederösterreich und Mähren. Trotz der vielen Bahnen, die von Prag nach sieben Richtungen hin führen, ist aber auch der Verkehr auf den zwei Wasserstraßen des Landes ein bedeutender und ein wahrhaft imposantes Bild gewährt er, wenn man ihn an dem großen Ausgangsthor Böhmens, in Bodenbach, betrachtet. Dass mit dieser physischen Thätigkeit des Landes auch seine geistige Regsamkeit gleichen Schritt hält, ist leicht zu errathen. Sitz der ältesten Hochschule Deutschlands, war Böhmen von altersher eine Stätte der Wissenschaft, der Kunst und Bildung und behauptet auf diesen Gebieten seine Bedeutung bis heutzutage.

Mit der hohen Ertragsfähigkeit und Cultur des Landes hängt seine zahlreiche Bevölkerung zusammen, die am dichtesten in den Industriebezirken von Rumburg, Schluckenau und Reichenberg beisammenwohnt. Ausgezeichnet ist Böhmen vor andern Provinzen des Reiches durch seine zahlreichen Städte, von denen die meisten sehr alten Ursprungs sind. Ihre Zahl 375 überwiegt jene des ganzen österreichischen Staatsgebiets um 10. Eigenthümlich sind im Osten die stundenlangen Dörfer, während im nordöstlichen Gebirge und im Böhmerwald die zerstreuten Wohnungen vorherrschen. Zwei Nationalitäten theilen sich in den Besitz des schönen und reichen Landes, die Tschechen und Deutschen. Die ersteren bilden über 61 %, die Deutschen 37 % der Gesammtbevölkerung, der Rest entfällt auf die Israeliten, die sich zu der einen oder der andern rechnen. Es ist natürlich, dass bei dem regen Verkehr die beiden Nationen vielfach untereinander gemischt wohnen, was besonders für die Städte gilt; doch bilden sie im ganzen beide compacte Gebiete. Die Deutschen bewohnen in geschlossener Masse die drei Grenzgebirge, und zwar geht die Sprachgrenze vom Dorfe Bilowes in der Nähe der Heuscheuer nördlich bis Politz, über Eipel südlich bis Dolan bei Jaromieř, über Neu-Paka und Starkenbach bis gegen Rochlitz im Riesengebirge weiter über Eisenbrod, Böhm. Aicha, Weißwasser nach Liboch an der Elbe, dann über Theresienstadt, Laun, Manetin gegen Pilsen, von da westlich über Tauß hinaus bis Klentsch und wieder zurück über Neugedein, Schüttenhofen, Ober-Sablat bei Prachatitz, Nettolitz, Mehlhüttel im Planskerwald, Ömau bei Kaplitz nach Elnischt bei Schweinitz und Köhlersdorf. Am tiefsten reicht dieser deutsche Streifen ins Land vom Westen her bis Pilsen, vom Norden her bis Liboch an der Elbe, am schmalsten ist er bei Klentsch hart an der baierischen Grenze. Bei Neubistritz im Taborer Kreis reicht aus Österreich deutsches Gebiet halbinselförmig ins Land herein, aus der Iglauer Sprachinsel 57 deutsche Dörfer bis Deutschbrod und aus jener von Mährisch-Trübau das Stück, welches durch Politschka, Leitomischl und Wildenschwert begrenzt wird. Endlich bilden 21 Dörfer mit der Stadt Budweis die Budweiser Sprachinsel. Auf der anderen Seite ist eine tschechische Sprachinsel die Umgebung der Stadt *Mies*. Im allgemeinen ist zu bemerken, dass das tschechische Element sich *in neuerer Zeit allmählich* ausbreitet, während in früheren Perioden das

Umgekehrte der Fall war. So sind z. B. die deutschen Colonien aus dem vorigen Jahrhundert bei Pardubitz tschechisiert, in der Stadt Neuhaus, die vor 30 Jahren überwiegend deutsch war, hat sich das deutsche Wesen nur in wenigen Familien erhalten, ein ähnlicher Process vollzieht sich in Budweis, Pilsen, und viele Orte, wie Trautenau, Kommotau, wo vor 20 Jahren kein tschechischer Laut gehört wurde, sind heutzutage sprachlich gemischt. Wo ein Bergwerk eröffnet, eine Eisenbahn gebaut, ein großes Fabriksetablissement eröffnet wird, strömen die tschechischen Arbeiter hin, schließen sich zusammen, haben in einigen Jahren ihre Schulen, ihren Seelensorger, worauf der Umwandlungsprocess beginnt. Allerdings gewinnen auch die Deutschen ihrerseits, wie bei Mies, neue Posten und der gegenseitige Kampf weckt und stählt die intellectuellen und politischen Kräfte der beiden Nationen. „Das Leben ist ein Kampf" gilt auch in der Politik. Möge nur nicht vergessen werden, wozu der tschechische Dichter E. Wocel im „Labyrinth des Ruhms" ermahnt hat:

„Wisst, nur mit des Lichtes blanken Waffen
Bahnt ihr euch den Weg zum ewigen Ruhm!"

Das Volk der Tschechen bildet, weit hinaus in den Westen mitten unter andern Nationen vorgerückt, mit ihnen geschichtlich am engsten zusammenhängend, eine Eigenthümlichkeit unter den Slaven, da es am meisten unter allen die europäische Cultur und Gesittung angenommen hat. Die Originalität seiner Entwickelung wurde dadurch allerdings gehemmt, wie es sich besonders in seiner Literatur gegenüber den andern slavischen Literaturen zeigt. Auch im Leben macht sich diese Anlehnung an den Westen bemerkbar. Die nationale Tracht ist in Böhmen spurlos verschwunden und der slavische Block- und Pfahlwandbau ist großentheils verdrängt; nur in den östlichen Landestheilen hat er sich noch erhalten. Man erkennt ein tschechisches Holzhaus leicht an der geringen Breite, dem hohen Dach und den waldkantig behauenen Balken, die auf gemauertem Unterbau ruhen und deren Zwischenräume mit Lehm und Moos verstopft sind. Die tausendjährige Anstrengung, das eigene Wesen vor dem mächtigeren Deutschthum zu retten, hat dem Tschechen manchen Charakterzug aufgedrückt, der sonst den Slaven fremd ist: Misstrauen, Verschlossenheit und eine gewisse verbitterte nationale Erregtheit, da er sich immer durch den Deutschen gedrückt meint, hinter dem er, mit Vorliebe dem Ackerbau obliegend, in Gewerbe und Handel zurückbleibt. Seine Natur zeigt aber viele schöne Eigenschaften. Er ist arbeitsam, tüchtig als Soldat und Beamter, hat natürlichen Verstand und rege Phantasie, fasst schnell, eignet sich leicht fremde Sprachen an und treibt gerne Poesie, Musik und Wissenschaft. Die tschechische Sprache, welche leicht dialectisch gefärbt auch die Mährer und Slovaken reden, zeichnet sich durch Reichthum an Wurzelwörtern, Mannigfaltigkeit der Biegungsformen und durch große sinnliche Anschaulichkeit, Präcision des Ausdruckes und feinen grammatischen Bau aus. Dagegen

geht ihr die Weichheit und der Wohllaut anderer slavischer Idiome ab, obwohl ihr Vocalwechsel ein melodischer ist. Eine Eigenthümlichkeit des Tschechischen ist die Haltung des Zeitmaßes im Vers, wie in den antiken Sprachen. Über den Umfang der tschechischen Literatur bis ins 14. Jahrhundert ist heutzutage kaum ein sicheres Urtheil zu geben; erst seit Karl IV. derselben Aufmerksamkeit zuwandte, gewann sie an Ausdehnung. Dalimils Chronik in Versen, die böhmischen Landrechte des Andreas von Duba, Pulkawas Chronik, die didaktischen Schriften des Thomas von Stitné und Smil von Pardubitz sind die wichtigsten Denkmäler bis zum Auftreten von Johann Huß, der der tschechischen Literatur bedeutende Anregung und neuen Aufschwung gab. Doch entwickelte sich zunächst nur die Prosa, von welcher zahlreiche theologische, rhetorische und historische Werke erhalten sind, während außer einigen kräftigen Liedern der Hussiten die Poesie nur die Reimereien des Simon Lomnicky von Budetsch hervorbrachte. Nach der Schlacht am weißen Berge gieng jede literarische Thätigkeit der Tschechen zugrunde, und kaum einige historische Schriften und die Werke des mährischen Comenius zeigen, daſs sie nicht ganz erstorben war. Erst seit den „Erinnerungen über einen hochwichtigen Gegenstand" des Grafen Kinsky (1774), seit der Errichtung eines Lehrstuhls der tschechischen Sprache an der Universität zu Prag 1793 und den poetischen Versuchen Puchmayers († 1820) hob sich rasch die Literatur. Čelakovsky, Kollar, Hanka, Marek, Wocel, Štěpanek, Machaček, Klicpera, K. Tyl, Dobrowsky, Šafařik, Palacky, Jungmann sind ihre besten Namen. Das 1818 gegründete National-Museum, sein Comité Matice česká und dessen Organ Časopis českého Museum sind für die Pflege der tschechischen Sprache und Literatur lebhaft thätig.

Iglauer Tracht (Bräutigam).

Der Deutsche in Böhmen theilt im allgemeinen die Eigenschaften seines großen Stammes außerhalb der Landesgrenzen. Er ist in der Regel eine stattliche Erscheinung, schlank gewachsen, nur im Gebirge gedrungener gebaut, ernst und bedächtig im Handeln, aber gutmüthig, geselligen Vergnügungen *nicht abgeneigt* und gastfreundlich, geradeaus derb und offen, aber treu, *ehrlich und ein verläſslicher* Geschäftsmann. Von Natur mit guten Gaben

ausgestattet, nimmt er mit Erfolg thätigen Antheil an den künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Nation und liebt mit Leidenschaft Musik und Gesang. Die meisten böhmischen Musikanten, wie sie die Welt durchziehen, in allen Badeorten erscheinen und den Grundstock der österreichischen Militärkapellen bilden, sind aus dem Elbogner oder Saazer Kreis. Gesangvereine beleben überall die Geselligkeit der Städte. Die Bauart dieser letzteren ist meist eine unregelmäßige, da jeder baute, wie und wo es ihm beliebte, daher krumme, winkelige Straßen vorherrschen. Der Marktplatz ist in der Regel mit Laubgängen versehen. Im Flachland sind die Dörfer zusammengebaut, im Gebirge herrscht dagegen die Einzelnwohnung oder die Häusergruppe vor, wie im Riesengebirge oder im Gebiete der künischen Bauern.

Das alte deutsche Holzhaus ist ein Blockwandbau mit flachem Dache. Von den Trachten hat sich manche noch erhalten, so die der Egerländer, der künischen Bauern und die Iglauer Tracht. Der Sprache nach trennen sich die Deutschböhmen in mehrere Dialecte. Der Egerländer, welcher bis Pilsen reicht, und der Erzgebirg-Dialect, welcher auch um Saaz herum gesprochen wird, gehören zu der fränkischen Mundart, der Riesengebirg-Dialect im Norden des Landes und in der Iglauer Sprachinsel ist der obersächsischen zuzuzählen, der bis Budweis sich erstreckende Böhmerwald-Dialect und der österreichische im Süden dagegen zur baierischen Mundart. Der Beschäftigung nach sind die Deutschböhmen theils Ackerbauer, theils Gewerbsleute, das letztere besonders in den Grenzgebirgen. In ihren Händen ruht die industrielle Bedeutung des Landes. Auch auf dem geistigen Felde sind die Deutschen in Böhmen stets rüstige Arbeiter gewesen. Im 13. Jahrhundert blühte in Böhmen der deutsche Minnesang; außer K. Wenzel, der selbst ein Lied hinterlassen, sang da ein Raimund von Leuchtenberg, Johann von Michelsberg, Heinrich von Ronow, Johann von Klingenberg und Johann von Czernin. Aus dem 14. Jahrhundert sind die Übersetzung des Dalimil, der Ackermann aus Böhmen, aus der Zeit der Reformation die geistlichen Lieder des Michael Weiße, Hermann, Johann Mathesius, aus dem 17. Jahrhundert die Dichtungen des Sigmund von Birken und des Christian Keymann bemerkenswert. In

Iglauer Tracht (Braut).

neuester Zeit haben die Namen K. E. Ebert, Braun, Frankl, Horn, Hartmann, Meißner, Rank, Kompert, Kapper weit über die Grenzen guten Klang. Und nicht nur in der Poesie, auch in Wissenschaft und Kunst weisen sie ehrenwerte Leistungen auf.

* * *

Weit über die Zeit zurück, aus der uns die ersten historischen Nachrichten über Böhmen erhalten sind, reichen zahlreiche Denkmäler im Lande, die uns einiges, wenn auch nur spärliches Licht auf das Leben seiner Bewohner vor Jahrtausenden werfen. Die auf dem Teplitzer Schlossberg, auf der Hengstwiese bei Prassetic, in den Reihengräbern von Weboschan, längs der Elbe bei Libochowan, Trebnitz, in dem Hügel bei Rowna, im Steingrab von Domanitz und sonst vielfach gemachten Funde berichten uns von einem Volk, das, zwar noch auf niederer Culturstufe stehend und mit dem Eisen unbekannt, doch schon kunstgerecht den Thieren des Waldes und des Wassers nachstellte, Feldfrüchte baute, regelmäßigen Angriffs- und Vertheidigungskrieg kannte, Mauern aufführte, geordneten Hausstand hielt, sich schmückte und seinen Todten dauernde Grabstätten bereitete. Zahlreiche Urnen und Töpfe aus grauem, rothem, graphitgeschwärztem Thon verschiedener Größe und Art, mit geraden Strichen ornamentierte Spinnwirtel, Armspangen, Ringe, Nadeln aus Bronze, Hämmer, Äxte, Sicheln, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Stein und Bronze, auch Goldgegenstände und Münzen, ferner Horngeräthe, durchbohrte Thierzähne sind zutage gefördert worden. Die meisten solcher Funde stammen aus den interessanten Wallbauten, die sich wie ein breiter Gürtel in der Mitte des Landes in der Richtung von Nordost nach Südwest ziehen.

Es sind Wälle aus Stein oder Erde aufgeführt, auf Bergen und in der Ebene, wie man sie auch sonst in ganz Europa, namentlich in Schottland, aber auch in Centralasien, Indien, Nordamerika und in der Südsee findet. In Deutschböhmen heißen sie beim Volk Hussiten- oder Schwedenschanzen, weil vielleicht ein oder der andere Wall zur Zeit der Hussiten- und Schwedenstürme als Schanze diente, oder Burberge, Burgberge, Burgstädtel, ähnlich wie sie der Tscheche hradiště nennt. Die Höhe der Wälle variiert zwischen 1 Meter bis 8 Meter, ihr Umfang so, dass einige kaum hundert Männer, andere Tausende umfassen konnten. Gewöhnlich findet man sie auf isolierten oder von einem Bergrücken vorspringenden Bergkuppen. Die obere Platte des Berges ist in der Regel geebnet und der Wall folgt dem natürlichen Rand des Plateaus, nur einen oder wenige enge Eingänge frei lassend. Manche Wälle sind verschlackt, d. h. die Zwischenräume der Steinmauer wurden mit Kiessand ausgefüllt und das Ganze der Einwirkung des Feuers ausgesetzt, bis es zu einer festen Masse zusammenschmolz, wodurch, da man den

Kalk noch nicht kannte, die Verbindung der Steine herbeigeführt wurde. In manchen Fällen beruhte aber, ähnlich den cyclopischen Mauern der Pelasger, die Festigkeit des Walles auf der Eigenschwere und Schichtung der Steinblöcke. Über den Zweck der Wallbauten ist man wohl noch nicht ganz im klaren; es mag sein, dass die kleinen und niederen, denen oft jedes Wasser fehlt, als Opferplätze oder abgegrenzte Gerichts- und Thingstätten dienten, andere waren aber sicher Schanzwerke, Burgen zur Vertheidigung. Gewaltige Kohlen- und Aschenmassen zeigen, dass Menschen darin längere Zeit gehaust haben. Der großartigste Wallbau ist auf dem weit sichtbaren steilen Bladař bei Luditz. Am Fuße desselben zieht sich 3000 Schritt lang ein mächtiger Wall aus Basaltblöcken zusammengefügt, mit vier Eingängen, und ein zweiter verschlackter, 1200 Schritte im Umfang, 3 Meter breit und 2 Meter hoch, krönt das Gipfelplateau. Schon Hajek erzählt, hier wäre eine Bojerstadt, Bŕimota, gelegen und von Rohowitz, dem Gegenherzog Wojens, 805 n. Ch. neu befestigt worden. Andere imposante Wälle findet man bei Taus, Strakonitz, Groß-Tschernosek, Kopidlno nächst Gitschin und auf dem Blanik. Im ganzen zählt man bisher im Lande 32 Steinwälle und 54 Erdwälle.

Die Sprache, welche diese Denkmäler der grauen Vorzeit reden, ist aber keine leicht verständliche. Für den besonnenen Historiker bieten sie keinen triftigen Grund zur Annahme einer iberischen oder finnischen Urbevölkerung, die vor den eingedrungenen Ariern wie sonst in Europa verschwand und nur im westlichsten Spanien ein dunkles Andenken zurückließ oder im äußersten Norden Lapplands ein kümmerliches Dasein rettete.

Die Bronzefibeln und Bronzeschmucke von Pleschiwetz, Tuhoscht, Herrnstein, Kommotau am Tremschin u. s. w., ebenso die Steinhügelgräber, welche keltische Silbermünzen, die sogenannten Regenbogenschüsselchen enthielten, weisen deutlich auf keltischen Ursprung hin. Dann darf man den Kelten wohl auch die Wallbauten zuschreiben, da Cäsar und Livius solche Bauten bei ihnen kennen. Aber wenn Tacitus uns von Umwallungen der Angrivarier und noch später Helmold von Sachsenwällen erzählt, so möchten immerhin einige der böhmischen Wälle, besonders die in den Ebenen, jene um Eger und im Bielathal, bei Horowitz und Budweis mit Bein- und Hirschhorngeräthen, Eisenschwertern und Lanzenenden Markomannen zukommen und manche von den Gräbern vielleicht auch, wie die Ortsnamen Mohelnize von Mohyla „Leichenhügel“ zeigen, von den Tschechen herstammen. Jedenfalls sind die keltischen Bojer das erste historisch nachweisbare Volk des Landes, das zwischen 100 und 50 v. Chr. durch die Markomannen vertrieben wurde, den Namen Bojohämum, Böhmen aber zurückließ. Zu Beginn unserer Zeitrechnung beherrschte hier der Markomannenfürst Marbod ein mächtiges Reich, das sich bis Noricum und Pannonien erstreckte und den Römern so gefährlich erschien, dass Tiberius nicht bloß den tüchtigen Sentius Saturninus gegen Marbod sandte, sondern selbst gegen ihn von Carnuntum aus zog.

(6 n. Chr.). Marbod indessen, der die römische Kriegskunst in Rom kennen gelernt hatte, konnte, weil ein Aufstand in Pannonien ausbrach, nicht besiegt werden und Tiberius musste sich zum Frieden mit ihm bequemen. Erst die Arglist der Römer, welche den Cherusker Hermann gegen Marbod hetzten und sich der Verrätherei Katwalds bedienten, brachte den mächtigen König zu Falle, so dass er aus dem eigenen Reiche flüchten und zu Ravenna eine schmähliche Zuflucht suchen musste.

In der nächsten Zeit verhielten sich die Markomannen ruhig in ihren Sitzen, aber um 160 begannen sie Einfälle über die Donau zu machen und drei Feldzüge Marc Aurels (167—180) nützten wenig, da sein Nachfolger Commodus schmählichen Frieden mit ihnen schloss, der die Donaugrenze nicht genügend vor ihnen sicherte. K. Gallienus (253—260) musste dem Markomannenkönig Attalus, dessen Schwiegersohn er wurde, sogar einen Theil von Ober-Pannonien abtreten. Doch sank die Macht der Markomannen bald wieder und 452 verschwindet ihr Name. Wahrscheinlich zogen die Reste der Markomannen und Quaden, von einem frischen Nachschub suevischer Herkunft mitgenommen, nach dem heutigen Baiern. In Böhmen aber rückten ihre östlichen Nachbarn, die Slaven, ein, die Sedletzer in die Gegend von Karlsbad, die Lutschaner in die von Saaz, die Bieliner an die Biela, die Dietschaner in die Gegend von Tetschen, die Dudleben in die Ebene des heutigen Budweis, während der mächtigste Stamm, die Tschechen, die Mitte des Landes besetzten. Im nächsten Jahrhundert finden wir die Slaven Böhmens unter der Herrschaft der Avaren, die aus den Steppen am Kaspisee hervorgebrochen waren und um 563 durch Böhmen ins fränkische Thüringen streiften; seit 623 aber machten sich die Slaven unter dem Franken Samo wieder frei und ihre zersplitterten Stämme wurden zu einem Reiche geeinigt, das bis an die Donau reichte, bald indessen wieder auseinandergefallen zu sein scheint.

Bis zur Zeit Karls des Großen ist die Geschichte des Landes nur mit Sagen ausgefüllt, die von Krok und dessen Töchtern Kascha, Tetka und Libuscha romantische Begebenheiten zu erzählen wissen. Die letztere soll durch Berufung des Bauern Přemysl aus Stadicz Stammutter der Přemysliden geworden sein, eine Geschichte, die lebhaft an den weißchorwatischen Herrscher Krako und dessen Tochter Wanda erinnert, sowie an den chorwatischen Herzog Leszek Přemyslav. Nach Přemysl weiß Cosmas eine Reihe von Fürsten zu nennen: Nezamysl, Mnata, Wojen, Wnislav, Křesomysl, Neklan und Hostiwit. Aber schon der Sinn dieser Namen „der Nichtunbedachte, der Hartsinnige, der Kriegerische, der Unbeugsame, der Gastfreie" verweisen sie in das Reich der Fabel. Erst 791 erhalten die Chronisten des Mittelalters Gelegenheit, Böhmen zu erwähnen, als Graf Theodorich die nördlichste der drei fränkischen Armeen gegen die Avaren durchs Land führte. Nach 806 zahlten die Tschechen dem Frankenkönig Tribut und wurden 817 bei der

Theilung des Frankenreiches der Herrschaft Ludwigs des Deutschen zugewiesen. Doch war die Abhängigkeit von Deutschland keine bedeutende und wiederholt gab es Kämpfe, in denen die Deutschen nicht immer glücklich waren. Dafür zwang Swatopluk von Mähren die Tschechen unter Bořiwoj, der ein Sohn Hostiwits genannt wird und in Mähren mit seiner Gemahlin Ludmila getauft worden sein soll, zum Anschluss an seine Politik, die freilich bald so drückend gefühlt wurde, dass nach dem Tode Swatopluks 894 der Sohn Bořiwojs, Spitihniew, sich an das ostfränkische Reich anschloss und in Regensburg zur Huldigung erschien, worauf er in Böhmen den Theilherrschaften der Lechen ein Ende machte.

Mit dem Anschluss an Deutschland und mit dem folgenden Zerfall des großmährischen Reiches 907 gewann aber auch der lateinische Ritus in Böhmen die Oberhand und Böhmen blieb fortan mit der Culturentwickelung des Westens verbunden. Auf Spitihniew folgte sein Bruder Wratislaw, der 920 zwei unmündige Söhne, Wenzel und Boleslaw, hinterließ, für welch ersteren Drahomira die vormundschaftliche Regierung führte. Als Wenzel 928 zur selbständigen Regierung kam und deutsche Priester ins Land rief, auch dem König Heinrich, der 929 vor Prag erschien, huldigte, erhob sich eine heidnisch-nationale Partei gegen ihn, die des Herzogs Bruder Boleslaw für sich gewann. Dieser ermordete Wenzel am 28. September 935 in Altbunzlau, aber da er im Christenthum die Grundlage seiner Fürstengewalt erblickte, so hielt er an der neuen Religion fest und bequemte sich sogar nach 15jährigen Kämpfen zu Nimburg an der Elbe zur Unterwerfung unter den deutschen Kaiser, den er auch 955 gegen die Ungarn unterstützte.

Sein Nachfolger Boleslaw II., unpassend der Fromme genannt (967 bis 999), eine thatkräftige aber auch rücksichtslose Persönlichkeit, befolgte eine Politik der Umstände, bald auf Seite des Kaisers, bald auf der seiner Gegner fechtend, bald heidnisch, bald christlich gesinnt. Unter ihm wurde Prag 973 als selbständiges Bisthum von der Regensburger Diöcese abgetrennt. Der zweite Bischof Adalbert (Wojtiech), aus dem Geschlecht der Slawnik, musste indessen zweimal vor dem Herzog zu Otto III. flüchten und gieng mit diesem, als Boleslaw sein Geschlecht auf Anstiften der den Slawnik feindlichen Werschowetze ausrottete, nach Preußen, wo er 997 erschlagen wurde.

Ein Wütherich war der nächste Herzog Boleslaw III., der Rothhaarige (999—1037), der seine Brüder Jaromir und Udalrich sammt der Mutter Emma, die deutscher Herkunft war, vertrieb. Das führte zu einer Empörung der Großen, die ihn verjagten und einen polnischen Prinzen Wladiwoj auf den Thron riefen. Doch Boleslaw flüchtete zu seinem Oheim Boleslaw Chrobrý von Polen, der ein Sohn der Dubravka, der Tochter Boleslaws I., war und dieser setzte ihn wieder in die Herrschaft ein. Als aber der zurückgeführte Herzog seinem Rachedurst ungezügelt Lauf ließ und dem ränkevollen Kochan Werschowetz eigenhändig den Kopf spaltete, ließ

der polnische Fürst ein, dass sein Schützling unhaltbar sei; er schickte ihn daher geblendet in die Verbannung und nahm das Land für sich in Besitz. Nun rückte aber Heinrich II., der die Ausbreitung der polnischen Macht fürchten musste, ins Land ein und trieb, indem er als Oberlehensherr des Landes für Jaromir, den Bruder Boleslaws III., eintrat, die Polen 1004 aus dem Lande.

Die Greuel in der Přemyslidenfamilie nahmen aber damit noch kein Ende. Jaromir wurde von seinem Bruder Udalrich vertrieben, endlich geblendet und von einem Werschowetz ermordet, und erst Udalrichs Sohn, Břetislaw I., der böhmische Achill (1037—1055), führte bessere Zeiten in Böhmen herbei. Erzogen von dem edlen Einsiedler Günther, der den Böhmerwald gangbar gemacht hatte, holte er sich Jutta, die Tochter des Markgrafen von Nordgau, aus dem Nonnenkloster von Schweinfurt, indem er die Sperrkette mit wuchtigem Schwerthieb zertrennte, als Gemahlin heim und suchte Böhmen zu einem slavischen Reich zu machen, indem er auch die slavische Liturgie wieder einführte. Er eroberte Mähren, unterwarf einen großen Theil Polens und bewog seine Krieger am Grabe des hl. Adalbert zur Annahme allgemeiner Landesgesetze, die seine fürstliche Gewalt wesentlich hoben. Freilich als er so mit seinem Auftreten in Polen in die Lehensrechte Deutschlands eingriff, trat ihm Kaiser Heinrich III. entgegen und umsonst suchte der Herzog der Gefahr durch Nachgiebigkeit zu begegnen. Umsonst lieferte er 1039 Geiseln aus, umsonst besiegte er im nächsten Jahr zwei deutsche Heere, im Jahre 1041 musste er sich dem Kaiser, der, von dem Babenberger Leopold und von Eckehard von Meißen unterstützt, auf drei Seiten ins Land rückte, unterwerfen. Dafür aber konnte er von den polnischen Eroberungen Schlesien behalten und beherrschte, fortan mit Heinrich im Frieden, sein Reich mit Kraft und in Ruhe. Auffallend ist, dass gerade er jenes verhängnisvolle Seniorats-Erbfolgegesetz erließ, nach welchem das Reich ungetheilt bleiben, aber stets dem ältesten der Familie zukommen sollte, während die übrigen Prinzen des Hauses Theilherrschaften in Mähren zu erhalten hätten. Dieses Gesetz gab Böhmen wiederum den unheilvollsten Wirren preis.

Denn einerseits suchten die jeweiligen Herzoge die Nachfolge ihren eigenen Söhnen zuzuwenden, andererseits widerstrebten die mährischen Theilfürsten der Oberherrschaft ihrer böhmischen Verwandten, es brachen daher stets neue Streitigkeiten aus und in diesen gewann der deutsche Kaiser willkommene Gelegenheit, entscheidend einzugreifen, während auch der einheimische Adel in der Macht erstarkte, da die streitenden Přemysliden aus seinen Reihen Parteigänger werben mussten. So begreift es sich, dass in etwa anderthalb Jahrhunderten (1055—1198) fünfzehn Herzoge herrschten, acht davon in den letzten zwanzig Jahren dieses Zeitraums. Schon der vierte Herzog nach *Břetislaw I., nämlich Břetislaw* II. (1092–1100), verletzte das Erbfolgegesetz,

indem er mit Umgehung des Hausältesten Udalrich seinen eigenen Bruder Bořiwoj von König Heinrich IV. mit Böhmen belehnen ließ. Gegen ihn lehnte sich aber die nationale Partei auf und erhob Swatopluk, welcher sofort die Familie der Werschowetze, die Parteigänger des gestürzten Bořiwoj, ausrottete. Allerdings büßte auch er diese Unthat, vom Rachestahl des letzten Werschowetz getroffen, mit dem Tode.

Eine gute Folge der Wirren war, dass sich durch die Einmischungen der deutschen Kaiser in die böhmischen Zustände allmählich das widerspruchsvolle Verhältnis des Landes zum deutschen Reiche klärte. Sobieslaw I. erzwang vom König Lothar nach der siegreichen Schlacht bei Kulm 1126 das Eingeständnis, dass die Herzogswahl unbeeinflusst vom deutschen Kaiser vorzunehmen sei und diesem nur die lehensmäßige Bestätigung des Gewählten zukomme, weiter auch, dass der böhmische Herzog keinerlei Tribut zu zahlen, sondern nur 300 Reiter zum Römerzug zu stellen habe. Unter Wladislaw II. (1140 bis 1173) schien das Seniorats-gesetz abgeschafft zu sein, da der Kaiser Friedrich I. 1158 zu Regensburg den Herzog zum erblichen König erhob, nachdem schon Wratislaw II. von König Heinrich IV. 1086 mit der Königskrone für seine Person ausgezeichnet worden war. Doch als sich Wladislaw mit Friedrich zerwarf, nahm dieser zu Ermendorf die Verordnung zurück und setzte durch die Belehnung Sobieslaws, des Seniors der damaligen Přemysliden, die alte Ordnung wieder in Kraft.

König Ottokar II.

Erst mit der Besteigung des Herzogsstuhls durch Přemysl Ottokar I. (1197—1230) begann für Böhmen wieder eine Zeit geordneter Zustände. Er erreichte durch seine kluge Politik vom König Philipp 1198 für sich und die Nachfolger die Königskrone, 1212 zu Basel einen wichtigen Freiheitsbrief, wornach die verlornen Grenzgebiete zurückgewonnen, die Bischöfe im Lande investiert werden durften und von den Königen nur die Hoflager zu

Bamberg, Nürnberg und Merseburg besucht zu werden brauchten. Im Jahre 1216 wurde endlich durch Friedrich II. in der goldenen Bulle die Primogenitur-Erbfolge in Böhmen ausgesprochen. Unter Ottokar I. erstarkte die Landeshoheit bedeutend, da er den Adel niederzuhalten wusste und deutsche Colonisationen begünstigte. Dasselbe that in noch größerem Maße sein Sohn Wenzel I. (1230—1253). Unter ihm wurden deutsche Sitten und Gebräuche, Waffen und Trachten üblich, an seinem Hofe ertönte deutscher Sang und der Adel fieng an, sich deutsche Namen zu geben. In der Politik behielt sich Wenzel, obwohl stets im Anschluss an Deutschland, freie Hand, bestand Kämpfe mit Österreich, erwehrte sich der Mongolen, ja stritt sogar mit seinem Sohne. Doch versöhnte er sich mit ihm wieder und verhalf ihm nach dem Aussterben der Babenberger zur Eroberung Österreichs.

Sein Sohn Ottokar II. folgte ihm, der mächtigste Fürst Deutschlands, da er nebst Böhmen und Mähren noch Österreich und seit dem Siege bei Kressenbrunn 1260 über Bela von Ungarn, der aus der babenbergischen Erbschaft Steiermark erhalten hatte, auch dieses Land besaß. Dazu erwarb er durch Erbvertrag mit Ulrich von Kärnten auch dieses Herzogthum, den größten Theil von Krain und Friaul und bereitete den Anfall Egers an Böhmen vor. Durch glückliche Einrichtungen hob er den Wohlstand seiner Länder, begünstigte Städte und deutsche Colonisten, zerstörte die Raubburgen, zügelte den Adel und befestigte in seinen Erbländern, wie in den neuerworbenen, seine monarchische Stellung.

Er ist der Begründer der österreichischen Macht, nur dass ein anderes Haus sie als Erbschaft gewann. Als er nämlich nach der deutschen Krone zu trachten begann, wählten die Kurfürsten, den übermächtigen König fürchtend, Rudolf von Habsburg, welcher von Ottokar die Herausgabe der österreichischen Länder verlangte und nach der Entscheidungsschlacht auf dem Marchfeld 1278, wo Ottokar, von Milota verrathen, fiel, diese Länder seinen Söhnen Albrecht und Rudolf zu Lehen gab.

Ottokars Sohne Wenzel II. (1278—1305) verblieb wieder nur Böhmen und Mähren. Er hatte manche Schicksalsprobe zu bestehen; zuerst die unwürdige Vormundschaft Ottos des Langen von Brandenburg, dann, als er mit 12 Jahren die Herrschaft selbst übernahm, die Anmaßungen seines Stiefvaters Zawisch von Falkenstein, welcher seine Mutter Kunigunde geheiratet hatte. Er musste sich schließlich dieses ehrgeizigen Mannes, der ihm sogar nach dem Leben trachtete, durch Hinrichtung entledigen. 1300 gewann er die Krone von Polen und 1301 nach dem Aussterben der Arpaden auch Ungarn. Doch starb er schon 1305. Sein Sohn Wenzel III. musste Ungarn aufgeben und zur Behauptung Polens gegen den Fürsten Wladislaw Lokietek rüsten, fand aber in Olmütz, dem Sammelplatz seines Heeres, schon 1306 aus unbekannten Gründen durch Mörderhand seinen Tod. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der Přemysliden.

Sofort erklärte König Albrecht Böhmen und Mähren für ein erledigtes Reichslehen und gab es seinem Sohne Rudolf, der sich mit Wenzels III. Witwe vermählte. Doch als Rudolf schon 1307 starb, drang der österreichische Einfluss bei der neuen Königswahl nicht mehr durch und Heinrich von Kärnten, der Gemahl der ältesten Tochter Wenzels II., Anna, erhielt das Land. Aber seine unentschiedene Haltung in den Streitigkeiten zwischen Deutschen und Tschechen, Adel und Bürgerthum entfremdete ihm bald alle

Karl I. (IV.)

Parteien und die Stände trugen die Krone Johann, dem Sohne des deutschen Kaisers Heinrich von Luxemburg, an. Heinrich musste Böhmen verlassen und Johann wurde 1311 in Prag gekrönt. Doch bald zeigte der Adel große Unzufriedenheit mit dem König wegen Begünstigung des Bürgerstandes und des Deutschthums und zwang ihn schließlich, alle Ausländer zu entfernen. Dagegen war Johann zum Theil glücklich in seiner auswärtigen Politik, 1322 erhielt er von König Ludwig für seine Theilnahme an der

Schlacht bei Mühldorf Eger als Pfand, das von nun an bei Böhmen blieb, und zwang die meisten schlesischen Herzoge zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Auf einem Feldzuge nach Preußen 1336 erblindete er auf einem Auge, verlor bald auch das zweite, ließ sich aber dadurch in seiner Lust an Unternehmungen aller Art nicht hindern, zog den Franzosen gegen die Engländer zuhilfe und fiel in der Schlacht bei Crécy 1346.

Eine hervorragende Gestalt unter den Herrschern des Landes wurde sein Sohn Karl I. „Bei dem Klang seines Namens erwarmt noch heute jedes Böhmenherz und jeder Mund überfließt von Dank und Verehrung gegen die Manen eines Herrschers, der in der Volksüberlieferung der Repräsentant der höchsten Blüte und Wohlfahrt seines Vaterlandes geworden ist.“ Durch kluges Benehmen steigerte Karl Böhmens Macht, erwarb einen Theil der Oberpfalz, Schlesien und Brandenburg, bestimmte in der goldenen Bulle 1356 Böhmen zum ersten Kurstaat und errichtete 1343 das Erzbisthum Prag. Er förderte Handel und Ackerbau, legte Straßen, Brücken, Bergwerke, Städte an, begünstigte deutsche Colonisten und unterstützte Künstler und Werkleute. Er wurde ein rechter Vater seines Landes. Leider gerieth wieder manches unter seinem Sohn und Nachfolger Wenzel IV. (1378—1419) in Verfall. Anfangs regierte dieser zwar in ganz vortrefflicher Weise, verfiel aber, als er seine Kraft nicht gewachsen sah, um dem Ständekampf zu steuern, in Unthätigkeit und brachte sich bald in Missachtung. Der Adel, an dessen Spitze Heinrich von Rosenberg in Verbindung mit des Königs Bruder Sigismund von Ungarn stand, nahm Wenzel sogar zweimal gefangen. Auch die Deutschen entsetzten ihn 1400 des Thrones. Die Wirren seiner Regierung steigerten sich durch die Aufregungen der hussitischen Lehre.

Schon unter Karl hatte Konrad Waldhauser aus Österreich, dann Johann Militsch aus Kremsier die Prager und das Volk durch Predigten gegen die Entsittlichung des Clerus und das kirchliche Schisma erregt, Huß und sein Freund Hieronymus giengen in Wort und Schrift noch weiter und griffen die kirchlichen Dogmen an. Bald mischte sich der alte nationale Hader zwischen Deutschen und Tschechen ein und es entbrannten die schrecklichen Hussitenkriege. Anfangs ließ Wenzel Huß gewähren und auf dessen Antrieb veranlasste er die deutschen Studenten durch Verkürzung ihrer Rechte an der Universität zur Auswanderung; aber als Huß 1411 in den Bann gethan war, nöthigte er ihn, die Stadt zu verlassen. Umso furchtbarer wirkten Hußens Predigten auf das Landvolk, und als derselbe 1415 in Constanz, wohin er sich, um seine Lehren zu vertheidigen, freiwillig begeben hatte, den Feuertod erlitt, kam es zu blutigen Auftritten in Prag, deren Kunde den König so in Aufregung versetzte, dass er bei Kunratitz, vom Schlag gerührt, starb.

Sein Tod gab das Signal zum Krieg, da die Calixtiner und Taboriten *von Wenzels Bruder*, dem katholisch gesinnten Sigismund, als Herrn nichts

wissen wollten. Sigismund rückte mit einem Heer in Böhmen ein, aber Zischka von Troznow, der Führer der Taboriten und Orebiten, besetzte Prag, und Sigismunds Versuche, ihn zu vertreiben, misslangen. Er wurde vielmehr bei Ponkraz 1420 besiegt und musste sich zurückziehen, während Zischka verwüstend das Land durchstreifte. Ebenso schlecht ergieng es einem deutschen Heere im nächsten Jahre bei Saaz, dem König Sigismund neuerdings 1422 bei Deutschbrod, dem Markgrafen von Nürnberg bei Brüx.

Selbst als Zischka 1424 starb, blieben die Hussiten in der mörderischen Schlacht bei Aussig 1426, bei Mies 1427 und bei Tauß 1431 über deutsche Heere Sieger, so dass sie selbst über die Grenzen ihre Plünderungen ausdehnen konnten, bis das Concil zu Basel der gemäßigteren Partei der Calixtiner in den Prager Compactaten große Zugeständnisse in Bezug auf das heilige Abendmahl, die Predigt und die Behandlung der Geistlichen machte. Nun konnten die Taboriten bei Lipan nächst Böhmisch-Brod überwunden werden; ihre beiden Führer, die Prokope, fielen, Unterhandlungen gewannen die Oberhand und der hussitische Erzbischof Prags, Rokyzana, beschwor die Compactaten 1436.

Georg von Podiebrad.

Sigismund, von den Ständen zu Iglau als König anerkannt, erließ eine Amnestie und hielt in der Hauptstadt seinen Einzug. Aber schon im nächsten Jahre rief ihn der Tod ab und mit ihm starb das Haus der Luxemburger aus. Es folgte sein Schwiegersohn Albrecht von Österreich, aber dessen früher Hingang 1439 brachte neue Unruhen über Böhmen, da die eifrigen Utraquisten unter Ptatschek von Pirkstein den nachgebornen Prinzen Ladislaus nicht anerkennen wollten und das Wahlkönigthum vertraten. Erst als Albrecht von Baiern und Kaiser Friedrich die Krone ablehnten, bequemten sich alle Parteien zur Anerkennung des jungen Ladislaus, ohne aber dass die anarchischen Zustände sich gebessert hätten. Ptatschek, Meinhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg stritten um den Einfluss, bis Georg von Podiebrad 1452 alle Macht an sich riss. Nachdem der junge König, gerade als er die Hochzeit mit Margareta von Frankreich feiern wollte, 1457 eines jähen Todes starb, ließ sich Georg selbst zum Könige wählen und behauptete sich gegen den Papst und seinen Gegenkönig Matthias von Ungarn bis zu seinem Tode 1471, ein begabter

und beim Volke beliebter Fürst, nur allzu ehrgeizig und schwankend in der Politik, so dass er keine Dynastie zu gründen vermochte. Die Krone Böhmens entgieng seinen Söhnen und die Stände wählten Wladislaw von Polen, der sich mit Matthias von Ungarn vertrug, ja sogar nach dessen Tode 1490 von den Magnaten auf Anregung des Wojwoden Zapolya als Schattenkönig auf den Thron des heiligen Stephan gesetzt wurde. Sein Sohn Ludwig wurde schon im dritten Lebensjahre 1509 zum König von Böhmen gekrönt und die Stände versprachen auch, des Königs Tochter Anna die Thronfolge zuzuerkennen, wenn Ludwig ohne Erben stürbe. Dieser Fall trat aber in der Schlacht bei Mohacs gegen die Türken 1526 ein und Annas Gemahl, der Habsburger Ferdinand, Kaiser Maximilians Enkel, nahm Böhmen gleichwie Ungarn in Besitz.

Damit fließt Böhmens Geschichte mit jener Gesammt-Österreichs zusammen.

---

2. Prag und Umgebung.

(Urtheile über Prag. — Aussicht vom Lorenzberge. — Geschichte. — Einwohnerzahl. — Der Hradschin. — Die Kleinseite. — Karlsbrücke. — Johannisfest. — Die Altstadt. — Universität. — Rathhaus. — Die Judenstadt. — Die Neustadt. — Karolinenthal. — Smichow. — Schützeninsel. — Sophieninsel. — Wyschehrad. — Das Nusslethal. — Der Zischkaberg. — Baumgarten. — Das Scharkathal. — Der Weiße Berg. — Karlstein.)

Prag, sagt Goethe, ist in der Mauerkrone der Erde der kostbarste Stein. Es gibt in der That keinen zweiten Ort, der in seiner äußeren Erscheinung so großartig und ehrfurchtgebietend sich darstellen möchte, als das goldene Prag (zlatá Praha), wie die Stadt weithin im Osten genannt wurde und noch heute heißt. Ihre herrliche Lage, die Pracht und Größe ihrer Bauwerke, der Zauber ihrer wundervollen Geschichte, die Macht des Geistes, der aus ihren Männern oft sich verkündete: das alles wirkte auf die Gemüther derart, dass sie die Stadt mit dem, was ihnen das Reizendste, das Wertvollste erschien, benannten. Und immer reizte der Eindruck der böhmischen Metropole zu Vergleichen mit anderen Weltstädten. Seitdem Konrad Celtes, der bekannte Humanist, welcher 1491 Prag besuchte, es gethan hatte, verglich man Prag oft mit Rom und wirklich umschließen seine Mauern, wie die der ewigen Stadt, sieben Anhöhen. Alexander von Humboldt erkannte Prag unter den europäischen Hauptstädten der Schönheit seiner Lage nach den vierten Rang zu, nur Constantinopel, Neapel und Lissabon *stehen* ihm wegen der Reize des Meeres voran. Manche verglichen Prag *mit einer reichbemasteten* Flotte, nannten sie die Stadt der hundert Thürme

oder anders. Alle Fremden zollten der Moldaubeherrscherin ihre volle Bewunderung. Der Böhme aber sieht in Prag sein Eigenstes, sich selbst, die Verherrlichung seines Landes, seines eigenthümlichen, geschichtlichen Lebens.

Von welcher Seite, von welchem Punkte aus man Prag betrachtet, überall erscheint es als großartiges und schönes Bild zugleich. Lohnende Standpunkte sind die Anhöhe von Lieben, die Färber- und Schützeninsel, die Brustwehr vor dem Hradschiner Schlosse, am Ausgang der sogenannten Schlossstiege, am prachtvollsten entwickelt sich das Gemälde der Stadt oberhalb der Hasenburg am Lorenzberge. Der Anblick der zu unseren Füßen ausgebreiteten Stadt ist von unvergeßlichem Eindrucke.

Mit Staunen und Bewunderung weilt unser Auge auf der Sct. Nikolauskirche, der Karlsbrücke, der Teynkirche, dem Rathhaus, auf den Palästen und Klöstern der Alt- und Neustadt und auf der hellen Moldau, die sich mitten durch das reizende Bild schlingt, mit ihren Kähnen, Flößen, Mühlen und Wehren. Besteigen wir darauf etwa die nahen Steinbruchhügel, so erweitert sich die Aussicht bis an die Grenzen Böhmens. Da schimmert das Schloss Lieben und das romantische Baumgarten bis nach Troja hin, ferner die Felsen von Scharka und der weiße Berg — dort nach Nordost heben sich vom Horizont die beiden Bösige, der Kip, der Milleschauerberg, darüber hinweg ziehen in feinen Linien die Höhen von Nollendorf und auf der anderen Seite die Umrisse der Schneekoppe. Doch das Auge senkt sich immer wieder zurück zu der in der Tiefe ruhenden alten Königsstadt, in welcher jeder Stein historisch ist, umsungen von den Wundermärchen der Vorzeit. Da klingt es von Libuscha, die sich den Gemahl Přemysl vom Pfluge holen läßt, von der jungfräulichen Wlasta, die vom Diewin Krieg gegen die Männer führt, und vom Ritter Horimir, den das treue Roß mit gewaltigem Sprung über die Moldau vom Tode rettet; fromme Legenden erzählen uns vom hl. Iwan, vom Preußenapostel Adalbert, von der hl. Ludmila und der bösen Drahomira, vom hl. Wenzel und seinem bösen Bruder; Dichter berichten uns vom Herzog Udalrich, der die schönste Magd des Landes zur schönsten Fürstin erhob, Chronisten schildern uns den tragischen Ausgang der Werschowetze. Welch ein Stück Weltgeschichte liegt zu unseren Füßen! Von hier aus zog der mächtige Ottokar zum verhängnisvollen Kampf ins Marchfeld, von hier aus trug der ritterliche Johann das böhmische Wappenschild in zahllose abenteuerliche Kämpfe, von hier aus pilgerte Huß nach Constanz zum Scheiterhaufen, raste Zischka racheschnaubend durchs Land, hier entbrannte und verlosch die Fackel des 30jährigen Krieges, hier grollte der Friedländer seinem Kaiser, hier siegte der preußische Friedrich, hier entschied sich des großen Corsen Schicksal, als Franz I. zu den Verbündeten trat, hier trennte sich Österreich von Deutschland!

Schon die Markomannen sollen sich in der Gegend der heutigen Judenstadt angesiedelt und den Ort nach ihrem Führer Marobod Marobudum

genannt haben. Später drangen die Tschechen ein und legten den Grund zur jetzigen Stadt, wahrscheinlich am Fuße des Schlossberges; am Bache Bruska oder, wie andere vermuthen wollen, beim Aujezder Thor soll das erste Haus gestanden haben. Alte Sagen schreiben die Gründung Prags der jüngsten Tochter Kroks zu, und der Name Prag soll daher stammen, weil ein Arbeiter, den Libuscha mit dem Legen von Balken beschäftigt sah und fragte, was er mache, antwortete: „Prah“ (Schwelle). Der Chronist Hajek gibt als Gründungsjahr die Zahl 723 an. Geschichtlich sicher kann gelten, dass neben den kleinen Burgflecken, die unter den beiden Festen Wyschehrad und Prag (der jetzigen k. Burg) lagen, sich früher ein dritter Ort, am rechten Moldauufer erhob, wohin sich Gewerbe und Verkehr zogen, die jetzige Altstadt, welche aber anfangs „Neustadt“ hieß. Widukind spricht schon zum Jahre 928, als Heinrich I. gegen Prag zog, von einer urbs nova, in welcher der Sohn Boleslaws belagert wurde. Im 11. Jahrhunderte herrschte in der Altstadt ein reges Leben und schwungvoller Handel, beim Einzuge Bretislaws II. 1092 feierte man dort öffentliche Spiele, und es bestanden auch bereits mehrere Kirchen, wie die kleine Kreuzkirche in der Postgasse, die sich in ihrer ursprünglichen Form bis heute erhielt. Auch gab es schon im 12. Jahrhunderte eine eigene Judenstadt, und seit 1167 verband eine steinerne Brücke, welche Judith, Wladislaws II. Gemahlin, erbaute, die Altstadt mit der Kleinseite. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts war Prag eine der größten und schönsten Städte in Europa, besonders unter Ottokar II., dem Förderer und Schirmer eines starken Bürgerthums. Die schlechte Vormundschaft Otto des Langen über Wenzel II. hielt zwar Prags Aufschwung nieder, doch erholte es sich, als der junge Prinz 1283 zurückgekehrt war. Schon Wenzel I. hatte die Altstadt, Přemysl Ottokar II. die Kleinseite befestigt, stolze Bauten im gothischen Stile erhoben sich, die große Kreuzkirche, jene des hl. Nikolaus, Leonhard, der hl. Maria, des hl. Martin und viele andere. Doch den Höhepunkt seiner Entfaltung erreichte Prag unter dem Luxemburger Karl IV. Er erbaute 1358 an Stelle der 1332 durch einen Eisgang zerstörten Juditbrücke eine neue Moldaubrücke, 1348 die Universität und die Neustadt, zu der er im selben Jahre mit eigener Hand den Grundstein legte. Damit der neue Stadttheil sich regelmäßig und schön entwickle, ließ der Kaiser selbst einige stattliche Eckhäuser aufführen und die Straßen und Plätze ausmessen. Neue Einwohner, besonders Handwerker und Handelsleute wurden herbeigerufen, so dass die Neustadt rasch aufblühte. Nach einer alten Überlieferung pflegte Karl sie fremden Fürsten und Gesandten mit Vorliebe zu zeigen und dabei zu sagen: „Das ist mein Werk.“ Er konnte auch in der That stolz sein auf dasselbe. Unter ihm erhielt Prag ziemlich die Ausdehnung, welche es noch heute, nach 500 Jahren, hat. Schon unter seinem Nachfolger Wenzel wurde die weitere *Entwicklung der glänzenden* Stadt gehemmt. In der nächsten Zeit, nach

dem Tode Ladislaws des Nachgebornen, war es nicht günstig für die Hauptstadt Böhmens, dass der König Wladislaw II. seinen Sitz in Ungarn

Ferdinand der Gütige.

nahm und als Böhmen an Ferdinand I. fiel, so wurde es für die Prager verhängnisvoll, dass sie im schmalkaldischen Kriege ihrem neuen König gegenüber eine drohende Stellung nahmen; sie verloren Güter, Zeughäuser,

Privilegien und erst unter Ferdinands Enkel, Rudolf II., kamen für die Stadt bessere Zeiten. Neue Bauten erhoben sich, als er hier residierte, und Prag wurde wieder die bedeutendste Stadt in Mitteleuropa, aber die neue Glanzperiode erlosch bald. Mit der Schlacht vor den Thoren der Stadt am 8. November 1620 büßte Prag immer mehr an Bedeutung ein. War es unter den Luxemburgern eine Weltstadt, unter Rudolf II. eine Hauptstadt der Habsburgischen Lande, so musste es seit Ferdinand II. vor dem glücklicheren Wien zurückstehen. Hunderte von Häusern standen, nachdem der feige Winterkönig geflohen und viele Tausende von utraquistischen Bürgern ausgewandert waren, in der Stadt leer und obwohl Ferdinand III. derselben günstiger gesinnt war, als sein Vater, so blieb ihre Herrlichkeit doch unwiederbringlich verloren. Unglücksfälle thaten das ihre, dass sich Prag nicht mehr erheben konnte. 1679 und 1680 wüthete eine schreckliche Epidemie und 1689 legten Mordbanden, wie es heißt, von Ludwig XIV. ausgesendet, einen Brand, der die ganze Judenstadt und über 400 Häuser der Alt- und Neustadt verzehrte. Eine furchtbare Heimsuchung war für Prag die Belagerung im Jahre 1751, wo Friedrich II., der sie selbst leitete, in drei Wochen 90.000 Geschosse in die Stadt warf. An 900 Häuser waren zerstört und ganze Stadttheile lagen in Schutt. Erst unter der friedlichen Regierung Franz' I. und Ferdinands I., der nach seiner Abdankung bis zu seinem Tode in Prag residierte, erhielt die Stadt besonders durch die Sorge der Oberstburggrafen Franz Anton Kolowrat und Karl Chotek wieder ein würdiges Ansehen, schöne Anlagen, eine neue Kettenbrücke, öffentliche Monumente und Kunstwerke. Ein großartiges Bahnsystem, das in Prag sein Centrum hat, gab ihm in unseren Tagen neuen Aufschwung und unser erlauchter Kronprinz, als er es zu seiner Residenz wählte, frischen Glanz.

Prag wird in fünf Stadttheile eingetheilt, von denen drei, die Altstadt, Neustadt und Josefstadt, auf dem rechten, zwei, die Kleinseite und der Hradschin, auf dem linken Moldauufer liegen. Zusammen zählen sie 162.660 Einwohner. Die Judenstadt wird zur Altstadt gerechnet; Karolinenthal (13.380 Einwohner), Smichow (15.380 Einwohner) und das Bergstädtchen Wyschehrad (3460 Einwohner) können als Vorstädte gelten. Die Stadt ist mit starken Wällen und Schanzen umgeben, doch wäre bei der jetzigen Kriegführung, weil die Stadt rings von Bergen dominiert wird, jede Befestigung zwecklos und deshalb wurde 1874 die Demolierung der Fortificationen beschlossen. In die Stadt führen 9 Thore: das Pořízer, das Neuthor, Rossthor, Kornthor, Blindes Thor, Wyschehrader Thor, Aujezdthor, Reichsthor und Sandthor. Innerhalb der Thore sind 59 Plätze, darunter der große Viehmarkt, der regelmäßige Rossmarkt, der Altstädter- und Kleinseitner-Ring u. s. w. Von den 117 Kirchen, die man unter Maria Theresia zählte, gibt es noch 55, etwa 60 Kirchthürme und 22 Stadtthürme. Prag ist der Sitz *der höchsten Landesbehörden* und des böhmischen Landtages, sowie des

Erzbischofes. Es besitzt weiter eine Universität, ein deutsches und ein tschechisches polytechnisches Institut, eine Handelsakademie und 11 Mittelschulen. Die Industrie ist in erfreulicher Steigerung begriffen. Bekannt sind die Prager Musikinstrumente und Handschuhe, aber auch die Eisenwaren, Chemikalien, Öl, Rübenzucker, Leder und landwirtschaftlichen Maschinen Prags genießen einen guten Ruf. Prager Schinken wird allen andern vorgezogen.

Man kann nicht müde werden, die Stadt zu durchwandern. Überall findet man Abwechslung, Überraschungen. Jetzt schreiten wir durch enge, finstere, menschenüberfüllte Gassen, Laubengänge, kühl und schattig, gleich drauf treten wir auf einen freien, sonnigen Platz, der bald ein regelmäßiges Viereck, bald schiefwinkelig oder rund ist. Jetzt stehen wir vor einem altersgrauen Thurme, darauf vor einem modernen, großen Gebäude, hier blicken wir durch eine endlose Reihe von Häusern in die Ferne, dort gebietet uns der steile Abhang eines nahen Berges ein Halt, hier ergötzt uns das heitere Grün der Gärten und Hügel, dort zieht uns das ehrwürdige Grau der alten Steine, der ewigen Urkunden aus der Vergangenheit an.

Wir beginnen unsere Wanderung auf dem Capitol Prags, auf dem Hradschin, dieser Stadt der Paläste. Hier stehen nebst der Hofburg, dem Palais des Erzbischofes und den Häusern der Domherren das Schwarzenberg'sche, Czernin'sche, Sternberg'sche, Toscanische Palais, die Klöster der Franciscaner, Prämonstratenser und mehrere Kirchen. Das ausgedehnteste und älteste Gebäude ist die königliche Burg. Ihre Gründung fällt vor 750, wie es heißt unter Libuscha. Die ersten christlichen Regenten hielten sich nur zuweilen auf dem Hradschin auf, öfter auf Wyschehrad, oder auf Levy Hradetz bei Rostok, wo die älteste Kirche Böhmens, die Borîwoj I. gründete, sich erhebt, oder auch auf Libuschin, Krakow, Tetin, Budetsch. Wenzel der Heilige befestigte die bisherige Burg durch neue Thürme (daher Wenzelsburg), von welchen sich in dem sogenannten schwarzen Thurm an der alten Schlosstiege einer erhielt.

Mit neuen Mauern umzog sie Wenzel I. 1252, doch sein Sohn Ottokar II. fand auch diese unzulänglich und baute bessere. Von seinen Bauten sind noch Reste über dem Hirschgraben, gegen das Belvedere zu, erhalten; die festen Thürme Daliborka und der weiße Thurm rühren aus seiner Zeit her. Ein anderer, der goldene, in welchem Zawisch von Falkenstein gefangen saß, ist spurlos verschwunden. Nach Ottokar verfiel die Burg, so dass Karl IV., als er 1333 in Prag eintraf, keine passende Wohnung auf dem Hradschin fand und in einem Privathause wohnte, bis die Burg, und zwar mit großem Aufwand und Geschmack, restauriert war. Dort lebte und starb er drauf. Auch sein Sohn Wenzel hielt sich zumeist in der Burg auf, Sigmund und Ladislaus Posthumus dagegen wohnten im Königshof in der Altstadt. Erst Wladislaw residierte wieder auf dem von dem genialen Baumeister Benesch von Laun umgebauten Hradschin. 1541

brannte die Burg ab, wurde aber von Ferdinand I. wieder hergestellt, besonders prächtig aber von Rudolf II. hergerichtet, der sie zum „achten Wunder der Welt“ machte, mitten in einem Garten, „dem unvergleichlichen Lustort der Feen.“

Die Burg war damals der Mittelpunkt eines großartigen Hofstaates, prächtiger Feste und Turniere, bis der Kaiser sich dem Stilleben unter seinen Gelehrten hingab. Der Hradschin erscheint für diese Zeit wie ein Musensitz. Dort beobachtete der Däne Tycho de Brahe den Lauf der Gestirne und ließ sich durch Kepler die sogenannten Rudolfinischen Tafeln anfertigen, und dort stellte Adam Zalužansky zuerst das Sexualsystem in der Botanik auf. Damals glänzte Simon Lomnicky, der böhmische Ovid, von Rudolf gekrönt und in den Adelsstand erhoben, Johann Augusta, der Freund Luthers, schrieb seine geistlichen Lieder, Matthäus Beneschowsky, Lehrer Kaiser Maximilians II. im Tschechischen, seine Psalmen. Nicht zu vergessen ist aus dieser Zeit Adam Daniel von Weleslawin, den alles, was unter Rudolf II. in der Literatur erschien, entweder zum Autor oder Helfer oder Drucker hatte, der Cotta jener Periode, dessen Tod im Jahre 1599 35 Dichter betrauerten. In der Nähe des Kaisers arbeiteten auch Maler wie Hans von Achen, Spranger, Heinz, Hufnagel, Kupferstecher wie Sadler, Bildhauer wie Johann du Mont, und Gemmenschneider wie die drei Miseroni, Jobst von Brüssel u. a. Eines steht aber einzig in der Weltgeschichte da, der Sammelgeist Rudolfs, welcher darin freilich schon Vorbilder an dem Erzherzog Ferdinand von Tirol, dem Schöpfer der Ambraser Sammlung, und an seinem eigenen Vater Maximilian II. gehabt hatte. Rudolf hatte in Jakob von Strada einen eigenen Antiquarius, der in seinem Auftrag aus allen Ländern, Deutschland, Italien, Griechenland, Asien, Egypten, selbst Amerika Schätze und Curiositäten sammelte. 1612 wurde die Sammlung, welche eine Reihe von Zimmern füllte, auf 17 Millionen geschätzt und enthielt in der That eine Fülle der kostbarsten Dinge, daneben freilich auch viele sonderbare Stücke: Herzogs Přemysl Mütze und Pantoffel, das Gebiss einer Sirene aus dem ägäischen Meer, zwei eiserne Nägel aus der Arche Noahs u. dgl. Im 30jährigen Kriege wurde die Kunstkammer Rudolfs aufs schrecklichste geplündert.

Die Burg enthält drei Höfe. Im dritten, der von den königlichen Appartements gebildet wird, ist der große Huldigungssaal, von Wladislaw II. 1502 erbaut, der Landtagssaal und die alte Landstube, aus deren Fenstern den 23. Mai 1618 Slawata, Martiniz und Fabricius hinabgestürzt wurden. Eine Terrasse scheidet diesen dritten Hof von der Metropolitankirche zu St. Veit. Den Grundstein zu der ersten Kirche, die hier stand, soll der hl. Wenzel gelegt haben, der sie auch dem Märtyrer Veit widmete, dessen Arm ihm Heinrich der Vogler zum Geschenke gemacht hatte. Der heutige Dom wurde unter König Johann 1344 begonnen, Karl IV. ließ durch *Matthias Arras weiter bauen*, doch blieb das Werk unvollendet und litt durch

einen großen Brand 1541 und durch die Belagerung von 1757, wobei 770 Kugeln in das Innere der Kirche fielen. Ein eigener Dombauverein hat sich's zur Aufgabe gemacht, das großartige Werk der gothischen Kunst der Vollendung zuzuführen. Von allen Seiten sich frei erhebend, gewährt der Dom einen imposanten Anblick, ist trotz der gewaltigen Massen licht, luftig und nirgends gedrückt. Das Hauptschiff ruht auf 15 Bogen und wird von einem Säulengange eingeschlossen, der in 12 Kapellen ausläuft. Die Höhe der Decke beträgt 39 Meter, die des Thurmes jetzt 99 Meter, war aber vor dem Brand 160 Meter. Das Innere birgt eine Reihe von Sehenswürdigkeiten. Im Mittelschiff das große Mausoleum, welches König Rudolf II. 1589 von Alex. Colin aus Mecheln, dem berühmten Erbauer des Innsbrucker Grabmals in der Hofkirche, errichten ließ und unter welchem Karl IV., Wenzel IV., Ladislaw Posthumus, Georg, Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II. ruhen. In der Wenzelskapelle erhebt sich das Grabmal des Landespatrons, dessen Ermordung ein kleines Bild aus Cranachs Schule darstellt. Der Ring an der Thüre ist derselbe, den er hielt, als ihn sein Bruder 936 in Altbunzlau erstach. Im Chorumgang steht das große silberne, 1680 Kilogramm schwere Denkmal des heiligen Johann von Nepomuk (gestorben 1383, heilig gesprochen 1729). Sehenswert ist neben der Sacristei die Vera icon, das Schweißtuch Christi, nach einem alten byzantinischen Bild 1368 von Thomas von Mutina copiert.

Adam Daniel von Weleslawin.

Hinter dem Dome erhebt sich die von Ottokar II. erbaute Allerheiligenkirche, daneben das Theresianische adelige Damenstift, ehemals ein Palast der Rosenberge, und auf dem Platz vor demselben die uralte, jetzt säcularisierte Georgskirche. 912 von Wratislaw gegründet, enthält sie das Grabmal der heil. Ludmila, wird aber jährlich nur zweimal geöffnet. An einer Reihe von Palästen vorbei gelangt man durch die Lorettogasse auf den Lorettoplatz, welcher nach der 1684 von einer Gräfin Lobkowitz erbauten und der Casa santa in Loretto getreu nachgebildeten Kirche benannt ist. Im Westen ist der Platz von einer Kaserne begrenzt, die ursprünglich ein Czerninsches Palais war, eines der kolossalsten Gebäude Deutschlands. Daran vorüber führt uns der Weg durch ein unansehnliches Quartier Pohořelec zum Strahower Stift, in der Nähe des Reichsthores, auf den höchsten Punkt der Stadt. Es wurde 1141 vom

König Wladislaw gegründet, mehrmals zerstört und ist eines der großartigsten Klostergebäude. In seiner Kirche erhebt sich das Denkmal des Ordensstifters der Prämonstratenser, des hl. Norbert, das Grabmal Pappenheims, in der 50.000 Bände starken Bibliothek sind schöne Autographen, die Gemäldegallerie bewahrt eine hübsche Madonna von Dürrer, die Fenster des obern Stockwerkes aber bieten eine entzückende Aussicht über Stadt und Land.

Unterhalb des Hradschin zur Moldau dehnt sich die Kleinseite aus mit 8 Plätzen, darunter der Kleinseitner Ring. Von den Gebäuden nimmt neben den Kirchen das meiste Interesse der Waldsteinsche Palast in Anspruch, den sich der Feldherr des 30jährigen Krieges 1623 auf dem Raume von 20 niedergerissenen Häusern erbaute. Hier sann er, scheinbar der Welt entsagend, nach der Abdankung seinen großen Plänen nach und sperrte oft die benachbarten Gassen durch Ketten ab, um Ruhe zu haben.

Auf dem Ring steht das Monument des Helden Radetzky (geb. 1766, † 1858), ein Werk des Bildhauers Johann Max; die Gestalt des Feldmarschalls steht auf einem Schild, den acht Vertreter der verschiedenen Volksstämme und Waffen Österreichs halten — ein Croate, ein Tiroler, ein Artillerist, ein Husar, ein Matrose, ein Jäger, ein Uhlane und ein Grenadier.

Durch die Wendische Gasse kommen wir zur berühmten Karlsbrücke. Die Aussicht von ihr ist bezaubernd. Rückwärts prangt der Hradschin, vorwärts die hundertthürmige Altstadt, zur Seite schweift der Blick über die stattlich umsäumten Ufer des Stromes und seine grünenden Inseln. Im Hintergrund die Bergfeste Wyschehrad und der Lorenzberg mit einer Kirche zwischen Gehölz und grünen Matten schließen das reizende Bild. Den Grundstein zur Karlsbrücke legte der große König selbst am 9. Juli 1357. Peter Arleti leitete den Bau, der aber, durch die Unruhen unter Wenzel gestört, erst 144 Jahre später vollendet ward. Die Brücke ist aus großen Sandsteinquadern erbaut, 497 Meter lang, 10 Meter breit und ruht auf 16 Bogen. An ihren beiden Enden erheben sich zwei alte, ehrwürdige Thürme, die zur Vertheidigung der Brücke dienten. Zu Balbins Zeiten bestand der Schmuck des Brückengeländers aus einem hölzernen Crucifix, welchem gegenüber Bildsäulen der Gerechtigkeit, Georgs von Podiebrad und des böhmischen Löwen standen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts aber wurden 30 Standbilder und Gruppen aufgestellt, darunter die Erzstatue des heiligen Johannes von Peter Vischer. Eine kleine Deckplatte auf der Brüstung der Brücke zeigt die Stelle, von wo der Heilige in die Fluten der Moldau geworfen wurde. Am 16. Mai wallfahrten Tausende und Tausende vom Lande zu dem Grabe und zu dieser Leidensstelle des zweiten Landespatrons.

Schon am Vorabend des Tages ist das Erzbild auf der Brücke mit einem kapellenartigen Überbau aus Laub und Blumen geschmückt und von vielen Lampen festlich erleuchtet. Alles strömt hieher, kein Wagen kann die *Brücke passieren und* selbst Fußgänger finden nur mühsam Bahn durch die

Menschenwogen. Wie das Bild auf der Brücke, so sind noch tausend andere in der Stadt, auf Plätzen und in Häusern aufgeputzt und besucht. In

Kaiser Rudolf II.

langen Zügen bewegen sich, laut dem Vorbeter nachsingend, die frommen Scharen, um alle oder doch soviel Johannesstatuen als möglich in der Stadt zu besuchen, durch die Straßen. Auf allen Plätzen aber ist reges Marktleben.

Große und kleine, bedeckte und offene Buden, niedrige Kramstellen werden errichtet, mitunter Körbe zu Auslagen verwandelt und tausende von Abbildungen des Heiligen ausgeboten. Daneben Kreuze, Rosenkränze, Heiligen- und Madonnenbilder, gläserne Johannessärge, Lieder, Gebete — aber auch die Arbeiten der Uhrmacher, Zinngießer, Klempner, wohlriechende Wässer, Zwirn, Kämme, Strümpfe, kurz alles Mögliche zu Nutz und Frommen, zur Erbauung und zur Unterhaltung. Natürlich ist auch für den Leib hinreichend gesorgt und da die Gast- und Einkehrhäuser nicht Raum haben, die zahllosen Fremden zu fassen, so wird Table d'hôte auf der Gasse gehalten. Über Stühle gelegte Bretter sind Tische und Credenz, auf ambulanten Kochherden dampfen die Töpfe, Haufen von Semmeln und Schwarzbrot sind zur Seite aufgethürmt und geschäftige Hände füllen die Suppentassen, die von Hand zu Hand gehen. Zwischen den Gruppen gehen die Händler, die ihre Herrlichkeiten ausbieten, herum, da singt ein Bursche, den Hut in der Hand, Volkslieder, dort recitiert ein alter Mann die Gebete, die er verkauft, in jeder Ecke jammert ein Krüppel um ein Almosen. Gegen Abend bewegen sich die Massen nach der Schützeninsel, wo ein Feuerwerk den ersten Tag des Festes beschließt, das durch eine Woche andauert.

Jenseits der Steinernen Brücke betreten wir die Altstadt, das Centrum Prags, mit zahlreichen Plätzen, aber engen und krummen Gassen und alterthümlichen Häusern. Bei dem schönen, von Hähnel in Dresden entworfenen und 1848 zur 500jährigen Jubelfeier der Universität errichteten Standbild Karls IV. vorbei, kommen wir zum Karolinum, der Prager Hochschule. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts bestand auf dem Prager Schlosse für den Clerus ein Particularstudium mit akademischen Graden und unter Ottokars II. Regierung war es schon von Ausländern besucht. Očko und Bohumil lasen damals Grammatik und Logik, Gregor von Wartenberg über die Libri naturales des Aristoteles. Wenzel II. bemühte sich schon ein Generalstudium von vier Facultäten zustande zu bringen, aber erst Karl IV. 1348 gelang es, eine Universität zu gründen, die durch die Bulle des Papstes Clemens VI. bestätigt wurde.

Der Andrang der Studenten war ungeheuer und erreichte die Zahl von 10.000. Doch kam es bald zu Streit zwischen Deutschen und Tschechen wegen der Zahl der Wahlstimmen, Wenzel entschied für die letzteren und so wanderten 1409 die Deutschen aus, worauf die Universitäten zu Leipzig ꝛc. entstanden. Ferdinand I. berief Jesuiten nach Prag und räumte ihnen das Clementinum mit allen Lehrrechten ein. Das ist eine ganze Häuserinsel in der Karlsgasse mit 2 Kirchen, 2 Kapellen, 3 Thoren, 7 Thürmen, wo sich neben den Hörsälen auch die Bibliothek, alle Sammlungen, die Sternwarte und die Akademie der bildenden Künste befinden. Nicht weit von diesen Universitätsgebäuden erreicht man den kleinen Ring und dann den *großen, dessen westliche* Seite das Rathhaus bildet. Es ist ein schöner

gothischer Neubau vom Jahre 1841 an Stelle des theilweise niedergerissenen alten Hauses, welches aus dem Jahre 1338 stammte und von welchem die Kapelle, der große Thurm vom Jahre 1474 und die Südseite mit dem Portal und der Rathsstube stehen blieben. Die Außenseite der ältern Theile sind mit gemalten und eingemeißelten Wappen und Inschriften geziert, der Neubau durch sechs Standbilder im zweiten Stockwerke, die ums Land verdiente Fürsten darstellen, von dem deusch-böhmischen Bildhauer Josef Max. Sehr merkwürdig ist an der Südseite das astronomische Uhrwerk des Meisters Hanusch von 1490. Es zeigt neben den Stunden auch den Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes, den Thierkreis, die Mondesphase, die goldene Zahl, die Festtage des Jahres u. s. w., kurz sie ist ein lebendiger Kalender. Mit dem Uhrwerke sind einige bewegliche Figuren verbunden, so die eines Geizhalses und eines Knochenmannes. Bei jedem Glockenschlag nickt der Knochenmann mit dem Kopf und öffnet die Kinnlade, der Geizige, mit einer Geldbörse in der Hand, schüttelt dabei das Haupt.

Albrecht von Wallenstein.

Gegenüber dem Rathhause steht auf dem Ringe die aus einem Block gehauene große Mariensäule, welche Kaiser Ferdinand III. 1650 aus Dankbarkeit für die Rettung der Altstadt vor den Schweden hatte errichten lassen, und etwas nördlich davon ein schöner Wasserkasten aus rothem Marmor, wahrscheinlich aus der Zeit Karls VI. In der Nähe dieses Brunnens stand sonst ein Eisenkäfig, in welchem zügellose Leute eingesperrt und stundenlang den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt wurden. Erst auf Befehl Josefs II. wurde er 1786 entfernt. In der Geschichte des Volkslebens ist der Altstädter Ring durch die häufigen auf demselben gehaltenen großen Turniere und Festlichkeiten merkwürdig. Die Schattenseiten seiner Geschichte bilden neben den

hussitischen Unruhen und dem großen Blutgerichte vom Jahre 1621 die Hinrichtung von 11 Officieren aus den vornehmsten Familien, welche in der Schlacht bei Lützen feldflüchtig geworden waren (1633).

Auf der Ostseite ragt neben dem großen neuumgebauten Palais der Kinsky die doppelthürmige Teynkirche empor.

Eine Reihe denkwürdiger, durch Alter und Geschichte interessanter Bauten wäre noch in der Nähe zu besichtigen, doch wer kann Prag auf einem Gange, in einigen Stunden kennen lernen! Dazu gehören Wochen, Monate, Jahre, und um es zu schildern, Bücher. Wir eilen daher weiter. Vom großen Ring kommen wir in die nahe Judenstadt, seit 1850 auch Josefstadt genannt. Die Änderung des Namens war nicht ohne Berechtigung, denn eine wahre Judenstadt ist es nicht mehr, heutzutage besteht die Hälfte der Bewohner dieses Viertels aus armen Christen, während sich die wohlhabenderen Juden überall in der Stadt ansässig machten. Wie alt die Judenstadt ist, darüber herrschen die widersprechendsten Angaben, sicher ist es, dass im Jahre 1098 die Juden Prags ihren Wohnsitz hieher verlegen mussten. Manches Unglück traf ihre Stadt. 1689 verbrannten ihnen 318 Häuser und 11 Synagogen. Im Jahre 1745 mussten alle Juden aus Prag auswandern und durften erst im nächsten Jahre zurückkehren. Es ist ein merkwürdiges Viertel, lebhaft erinnernd an ein südländisches Ghetto. In 280 Häusern wohnen 10.000 Menschen, die Gassen sind eng, unrein, finster, überall sieht Armut heraus. Der Handel und das geschäftliche Treiben concentrieren sich am Tandelmarkt zunächst der Gallikirche, in manchen Gassen ist's ganz öde, in andern sieht's aus, wie wenn die Leute draußen wohnen möchten.

Dem Fremden mag es vorkommen, als ob er etwa früh morgens eine noch nicht aufgeräumte Familienstube durch plötzliches Eintreten überraschte. Aus den glaslosen Fenstern und auf über die Straße gespannten Stricken hängen trocknende Tücher, Hemden, Röcke, dort an der Schwelle flickt eine zerfetzte Alte die durchsichtig gewordenen Höschen ihres hoffnungsvollen Enkels, der daneben die Vollendung der Reparatur abwartet und unterdessen durch die Lichtungen seines Unterkleides wie durch ein Fernrohr nach den kleinen Streifen des blauen Himmels späht, und dort wickelt mitten in der Straße ein Mädchen ihr jüngstes rothhaariges Brüderchen in unsaubere Windeln ein. Beim Eintritt in dieses bewegte Stilleben verstummen die Gruppen, hinter den schiefhängenden Fensterläden gucken junge und alte, hübsche und häßliche Köpfe hervor und die kollernde, springende, kauernde und träumende Jugend ballt sich sofort zu einem Knäuel zusammen, der Dich neugierig und vielerwartend umstellt. „Will der Herr die Alt-Neuschule sehen?" ruft es aus mehreren Kehlen und es entsteht nicht selten eine *Balgerei*, ehe Du Dich entschieden hast, welcher von den schmutzigen Jungen *Dir als Führer am besten* behagt.

Die Alt-Neuschule ist eines der ältesten jüdischen Andachtshäuser. Die Sage erzählt, dass es schon 71 Jahre vor Tschechs Ankunft in Böhmen bestanden, glaublich ist es, dass es schon im Anfang des 13. Jahrhunderts existierte. Das Dach des frühgothischen Bauwerkes mit schmalen Fenstern und geziertem Portal ist etwas jüngeren Datums, die Mauern sind geschwärzt, mit Moder und vielen unleserlich gewordenen Thorastellen bedeckt.

Mehrere Stufen führen in das Innere hinab, bei dessen Betretung man sich eines geheimen Schauers kaum erwehren kann. Nur mattes Licht wird von den tiefversteckten schmalen Fenstern auf die schwarzen, zerfressenen Mauern geworfen. In der Mitte des Raumes ist das erhöhte Almemr, wo am Sabbath kommt, ist nicht ermittelt. Viele aus dem Pentateuch vorgelesen Sagen knüpfen wird, rechts sich an das ehrdavon ist der würdige Denkmal Stand des grauer Vorbeters, der Vorzeit. Noch Amud, links heute soll unter von ihm ist das dem Dachstuhl Aron Hakodes des Gebäudes desch, die Bundie Lehmfigur deslade, mit Golem des Pergament- Rabbi Löw lieabschriften der gen, welche dieheil. Bücher. In ser zu beleben der Nähe brennt und zu seinen eine Lampe, das häuslichen Ner-Tamid, Diensten zu das ewige Licht. verwenden verWoher der sonstanden hat, wie derbare Name der alte HeAlt-Neuschule xenmeister den Besen bei Goethe. Ein noch interessanterer Ort ist der nahe Judenfriedhof, seit Josef II., der die ferneren Beerdigungen hier verboten hat, eine ganz einzige Reliquie aus uralter Zeit. Er ist von großem Umfang, mit zahllosen Würfeln, Pyramiden, Platten als Grabsteinen bedeckt, über welche wild und verworren alte Fliederbäume ihre knorrigen Äste hinstrecken. Dieses Beth-Chaim, wie die Juden es nennen, „Haus des Lebens," ist eine wahre Todtenstatt, mit keinem andern Gottesacker zu vergleichen. Wie freundlich ist ein christlicher Dorffriedhof dagegen! Wie düster, unheimlich dieser Ort! Dort blinkt in den Kreuzen über den blumigen Hügeln die Hoffnung nach einem glücklichen Wiedersehen, hier brütet nur die trostlose Entsagung, der

Feldmarschall Radetzky.

gepresste Schmerz, der schreckliche Tod. Wir fühlen, dass wir auf der Begräbnisstätte eines fremden Volkes, längstvergangener Geschlechter weilen. Es ist wohl nicht zu wundern, dass über dieser unheimlichen Stätte die Gespensterphantasie ihre Märchen wob.

Wenn man auf dem Judenfriedhof wandelt, so bemerkt man die Menge von Steinchen und Scherben, die einzelne Grabsteine bedecken. Das muss dann ein sehr frommer Mann gewesen sein, der da drunten liegt, und die Steinchen sollen die Fürbitte des frommen Verstorbenen bei Jehovah erlangen. Die verschiedenen Zeichen auf den Grabsteinen deuten entweder den Namen des Todten oder den Stamm, dem er angehört hatte, an. So bedeuten zwei Hände den Stamm Aaron, die Kanne den Stamm Lewi, die Weintraube den Stamm Israel, ein Löwe besagt, dass der Todte Löw, ein Fisch aber, dass er Karpeles u. s. w. geheißen habe. Die Namen auf der Umfassungsmauer sollen Selbstmörder bezeichnen und solche, die ihren Eltern geflucht haben.

Verlassen wir diesen unheimlichen Ort des Todes und der Vergangenheiten, so genügen einige hundert Schritte und wir sind im vollen glänzenden Licht der Gegenwart und des Lebens; wir sehen vom Unteren Quai, gegenüber der Schwimmschule, ein reges Treiben auf den Wellen der Moldau, drüben hellen Sonnenglanz in den zahllosen Fenstern der Kleinseitner Paläste und frisches Grün auf den Berghängen. Schreiten wir den Quai abwärts, immer gegenüber den schönen Anlagen auf dem andern Ufer des Flusses, dem sogenannten Belvedere oder den Kronprinz Rudolf-Anlagen, bis zur imposanten, 1868 eröffneten Franz Josefs-Brücke, so sind wir in der Neustadt, welche die Altstadt halbkreisförmig von hier bis zum Botitzbach umgibt, jenseits dessen das Bergstädtchen Wyschehrad beginnt.

Als Karl IV. 1341 den Stiftungsbrief dieses Stadttheils erließ, standen auf dieser Stelle schon mehrere Ortschaften, so Poříč an der Moldau und die Dörfer Rybnik, Zdaras, Podskal. Da nun der Kaiser jedem, der sich da niederließ, bedeutende Vorrechte gewährte, so wuchs die neue Stadt sozusagen aus der Erde. 1418 war sie, wie die Geschichte der Hussitenkämpfe beweist, schon stark bevölkert. Die Privilegien der Neustädter erregten freilich den Neid der Altstädter und immer gab es Unfrieden, bis 1784 die Neustadt ihren besondern Magistrat verlor, worauf auch der die beiden Städte trennende Graben ausgefüllt und zu einer der breitesten Straßen Prags wurde. Die Neustadt ist das moderne Prag, reich an Kirchen, Palästen, zierlichen, eleganten, stattlichen Neubauten, Industriegebäuden. In den entfernteren Theilen findet man wohl auch enge, ungepflasterte Gässchen und niedrige, unscheinbare Häuser, dafür aber dehnen sich da auch frische, weite Gärten aus. Die Neustadt enthält die zwei größten Plätze Prags, den *Wenzelsplatz* und den Karlsplatz. Der erste hieß früher Rossmarkt,

aber der Prager Magistrat hat, wie auch andere, die Vorliebe, alte Namen voll Erinnerungen umzutaufen. Er ist ein fast regelmäßiges Oblongum gegen 60 Meter breit und 682 Meter lang, wohl gepflastert, mit Trottoirs versehen und von stattlichen Häusern eingefasst. Die Hinterfronte des Platzes nimmt das Rosthor ein, in seiner Mitte ist das Standbild des heil. Nepomuk und die Reiterstatue des heil. Wenzel, bei der am 28. September in den Abendstunden das Volk seine Andacht verrichtet.

Noch größer ist der Karlsplatz, früher Viehmarkt genannt, der zu einem Park umgewandelt ist, 531 Meter lang, 150 Meter breit. In der nordöstlichen Ecke erhebt sich das aus dem 14. Jahrhundert stammende, aber nun bis auf den stehengebliebenen Thurm vom Jahre 1451 umgebaute Neustädter Rathhaus, aus dessen Fenstern 1419 bei einer hussitischen Procession ein Stein geworfen wurde, der den Hussitenpriester verletzte, worauf die wüthenden Kelchbrüder das Rathhaus stürmten und die Rathsherren aus den Fenstern stürzten. Das Volk fieng sie unten mit Spießen auf und ermordete sie. Dieser Fenstersturz war die Losung zu den Hussitenkriegen, wie später jener vom Ständesaal zu dem 30jährigen Krieg. In der Nähe liegen die Kranken- und Irrenhäuser, das Taubstummeninstitut, das Kinderspital und Handelsspital und andere öffentliche Gebäude.

An den zwei entgegengesetzten Enden, im Nordosten am rechten Ufer der Moldau und im Südwesten am linken Ufer des Flusses sind die zwei Vorstädte Prags, Karolinenthal vor dem Pořizer Thor und Smichow vor dem Aujezder Thor. Die erste mit ihren 15.000 Einwohnern der Sitz des Gewerbefleißes, ist seit 1817 zu Ehren der Gemahlin des Kaisers Franz I. genannt und besteht aus durchgehends schönen Häusern und geradlinigen Gassen. Smichow ist ebenfalls eine Fabriksstadt, in seinem Bestand noch jünger. Beide sind durch die Verbindungsbahn verbunden, welche von dem Westbahnhof in Smichow zum Franz Josefs-Bahnhof vor dem Rosthor und zum Staatsbahnhof beim Neuthor führt, der wieder seinerseits mit dem Bubnaer-Bahnhof und dem Sandthor-Bahnhof auf der linken Seite der Moldau in Verbindung steht. So zieht sich ein zusammenhängender Schienenweg um die ganze Stadt herum, während die zwei durch die Moldau getrennten Haupttheile durch 5 Brücken verbunden werden. Die eine von ihnen, die stattliche, im Jahre 1841 erbaute Kaiser Franzbrücke geht über die Schützeninsel, welche nebst der etwas südlicher gelegenen Sophieninsel mit ihren Anlagen und Restaurationen einen Hauptvergnügungsort der Prager bildet. Den Namen führt die Brücke nach dem Kaiser Franz I., dem die Prager auch ein schönes Reiterbild von den Künstlern Kranner und Josef Max ausführen und auf dem Franzensquai aufstellen ließen.

Wenn wir die Umgebungen Prags besuchen wollen, so können wir nicht lang zweifelhaft sein, wo wir unseren Rundgang beginnen sollen. Von

vielen Stellen der Stadt sahen wir schon kühn und trotzig die grauen Mauerreste auf steilem Felsgrat ober der strömenden Moldau ragen, wo ehemals der Sitz der böhmischen Herrschaft war — die Akropolis Prags, die Hochburg des Landes, Wyschehrad. Die Wyschehrader Straße führt uns aus der Neustadt zwischen ununterbrochenen Häuserreihen über das Wasser des Botitzbaches und wir sind in dem stillen, kleinen Bergstädtchen, das ehemals Psary hieß, jetzt aber nach seiner alten Burg den Namen trägt. Auf steilem Weg — der Linzer Straße — steigen wir an und gelangen durch ein modernes Festungsthor in die Citadelle, die den Raum der ehemaligen Königsburg einnimmt. Erst fallen unsere Blicke auf einige Kornfelder, dann auf eine kleine Kaserne, in welcher die geringe Garnison der Citadelle untergebracht ist. Links von der Straße, die sich an der westlichen Umfassungsmauer hält, steht ein kleines Kirchlein, eine Nachbildung der Grabkapelle zu Jerusalem aus dem 17. Jahrhundert, „Maria Schanz," dann eine Martersäule und hart über der Straße eine vorgothische Rotunde, das aufgehobene Kirchlein des hl. Martin und der letzte Rest der stolzen Burg. Westlich von der Straße, wo der Palast der böhmischen Fürsten stand, liegt ein festes, stattliches Zeughaus mit Gewölben und Souterrains, ihm gegenüber erhebt sich an einem großen Friedhof die Collegiatkirche St. Peter und Paul, von deren alten Mauern einige moderne Häuser der Domherren mit ihrer weißen Tünche grell abstechen. Der Kirche sieht man es nicht an, dass, wie Bohuslaw von Lobkowitz berichtet, in den Tagen Karls IV. 300 Priester an derselben angestellt waren. An ihrem Äußern und in ihrem Innern merkt man verschiedene Restaurationsversuche, eine Perle mittelalterlicher Kunst, eine Madonna auf Goldgrund, Maria de pluvia, schmückt einen Seitenaltar. Aus einer Thüre der Kirche kommt man auf den Abhang des Felsens und wird durch den Anblick überrascht. Zur Seite ziehen sich die alten und neuen Befestigungen, links unten hängt das sogenannte „Bad der Libuscha," offenbar der Rest eines Wasserthurmes, in der Tiefe rauscht die Moldau und ihre Ufer bieten die reichste Abwechslung. Gegen Süden verfolgt das Auge bis gegen Königssaal hin die malerischen Höhenzüge von Branik und Chuchle, nach Norden hin gruppiert sich die vielthürmige Häusermasse der Hauptstadt.

Auf Wyschehrad beginnt die Geschichte des Landes. Hieher führte Libuscha ihren erkorenen Gemahl, hier gewann der starke Biwoj durch die Bändigung eines wilden Ebers Herz und Hand der Schwester Libuschas, der schönen Kascha. Hier musste Rohowec, der gegen seinen Herzog Wojen frevelte, sich selbst an einer Eiche aufhängen, hier rettete Horimirs Ross Schemik durch einen Sprung in die Moldau seinem Herrn, der einen Aufstand durch Henkershand büßen sollte und sich als letzte Gnade, seinen Liebling noch einmal besteigen zu dürfen, ausbat, das Leben. Von dem Bad der Libuscha erzählt sich das Volk, wenn sie jemanden am Leben hatte strafen wollen, so habe *sie ihn in die Stube gehen* lassen, die so eingerichtet war, dass er in die

Tiefe der Moldau stürzen mußte. Bei der Kirche liegt in drei Stücken eine zerbrochene Säule. Die soll der Teufel von Rom herbeigeschleppt haben, um in den Besitz der Seele eines Bauern zu kommen, mit dem er einen Contract geschlossen. Der heil. Petrus, der Kirchenpatron, hinderte ihn aber, zur festgesetzten Frist zurück zu sein. Der Wyschehrad wird vielleicht für die heidnischen Böhmen die Hauptstätte der Götterverehrung gewesen sein, der erste Christ unter Böhmens Herzogen erbaute die Kirche des heil. Clemens, die jetzige Collegiatkirche stammt aus dem Jahre 1070 von Wratislaw II. her. Im Lauf der Zeiten erstanden aber 13 Kirchen auf der Höhe des Berges. Seit Wenzel dem Heiligen erhielt freilich der Hradschin vor dem Wyschehrad den Vorzug, aber dieser bewies öfter seine Bedeutung für das Land. Als die Polen im Jahre 1003 ganz Böhmen bewältigt hatten, hielt sich der Wyschehrad gegen den Usurpator Wladiwoj und von hier aus gelang es dann dem

Wyschehrad.

Herzog Jaromir, die Fremden zu vertreiben. Bis ins 12. Jahrhundert stand die Burg bei den Landesfürsten wieder in Ehren, erst unter dem Luxemburger Johann verödete sie. In den Hussitenkriegen aber ward Wyschehrad der Zufluchtsort der Katholiken und der Königlichen. Sembera von Boskowitz vertheidigte tapfer die Feste, als die Hussiten im Herbste 1420 sie belagerten. Sechs Wochen hielt er sich und wenn Sigmund, der am 31. October zum Entsatz erschien, nicht am Fuße des Berges geschlagen worden wäre, so war die Burg gerettet. Sembera übergab sie nun gegen freien Abzug den siegreichen Kelchbrüdern, die sie darauf mit allen Kirchen zerstörten.

Bis in das 17. Jahrhundert verfiel, weil nichts nachgebessert wurde, alles und Zacharias Theobald konnte 1609 in seiner Geschichte der Hussitenkriege Wyschehrad als eine Wüstenei schildern. Zur Zeit des 30jährigen

Krieges lagen wiederholt Truppen auf dem Berge, wo man Befestigungswerke anlegte, Leopold I. gedachte 1664 gar oben eine starke Festung zu erbauen, doch kam sein Plan nicht zur Ausführung. Im 7jährigen Kriege aber wurde Wyschehrad ausgiebig armiert und hielt sich auch während der Belagerung Prags 1757 gegen die preußischen Geschütze, die ihm scharf zusetzten. Seitdem hatte die Citadelle Ruhe, obwohl sie 1848 noch einmal mit Kanonen besetzt wurde. Es ist die Ruhe des Grabes. Wenn nicht die Linzer Straße mitten durch führte, wo ab und zu noch ein Wagen fährt, so möchte man nichts oben hören, als das Rauschen des Flusses und den verklingenden Widerhall des bunten Treibens in Prag, den abgemessenen Schritt des Wachpostens und etwa die dumpfen Spatenstöße des Todtengräbers von St. Peter und Paul.

Wenn wir die Citadelle durch das südliche Thor verlassen, so führt uns eine Straße abwärts in das schöne, vom Botitzbach durchflossene, von Rebengeländen umgebene Nusle thal mit einem Schloss, dessen Garten sonntags viel von den Pragern besucht wird. Bei der Nusler Mühle wird am Mittwoch nach Ostern die „Fidlovačka," das Fest der Schuster gefeiert. Ehemals gieng es gar feierlich her. Ein Bäumchen wurde mit der Fidlovačka (dem Glättholz) ceremoniell seines Blätterschmuckes bis auf die Krone beraubt, darauf mit Bändern, Eiern und den Attributen der Schusterei geschmückt und an dem genannten Tage von den Zunftgesellen und Lehrlingen unter die Linde bei der Mühle getragen. Musik begleitete sie und alt und jung zog nach unter Jubeln und Singen. Den Ursprung des Festes erzählt man so: Kaiser Josef schenkte den Zunftgesellen, weil sie ihm ein Paar Stiefel verehrten, an denen alle etwas gearbeitet hatten, ein silbernes Bäumchen, mit silbernen Werkzeugen behangen. Einmal machten die Schustergesellen, weil der blaue Montag abgeschafft werden sollte, Strike und zogen mit dem Silberbaum nach Nusle, solange lustig lebend, bis sie das Bäumchen ganz vertrödelt hatten. Dann schlossen sie mit den Meistern Frieden. Um nun wieder mit Glanz einzuziehen, kamen einige Lehrbuben auf die Idee, ein Bäumchen in der Art des silbernen und nun verprassten mit den Emblemen des Handwerks in natura auszustaffieren und so kehrten sie unter Jubel zurück. Diese secessio feierten die Schustergesellen nun alljährlich. Ein Theaterstück „Fidlovačka" hatte dieses Volksfest zum Sujet; es ist freilich verschollen, aber das darin enthaltene Couplet „Kde domov můj," Text von J. Kajetan Tyl, Musik von Fr. Skraup, ist tschechisch-nationales Volkslied geworden.

Über reizende Anlagen und an den Friedhöfen bei Wolschan vorbei gelangt man zum Zischkaberg. Von dieser Seite her ist er leicht zu ersteigen, man geht bequem durch Felder und Weingärten zur Höhe, wo man noch Reste der Befestigungen im 7jährigen Kriege sieht. Sie dienten am 6. Mai *1657 in der Schlacht* bei Prag den Österreichern zur Deckung, fielen aber

ſchon am 9. Mai den Preußen in die Hände. Den Namen führt der Berg, der ehemals Witkow hieß, von Ziſchka, welcher ſich da am 14. Juli 1420 gegen die Kaiſerlichen ſiegreich vertheidigte. Steigen wir die ſteilen nördlichen Abhänge des Ziſchkaberges herab, ſo gelangen wir durch Karolinenthal auf die Hetzinſel, die den Namen von den ehemals hier abgehaltenen Thierhetzen erhielt und wegen ihrer Anlagen den angrenzenden Quartieren als Beluſtigungsort dient. Von hier ſetzen wir über nach Bubna mit den intereſſanten Ruinen eines ausgebrannten Schloſſes des Grafen Sternberg. Eine ſchöne neue Anlage, dem Kronprinzen Rudolf gewidmet, leitet uns längs des Fluſſes zur Kleinſeite. Nördlich aber über den hochgelegenen Exercierplatz zieht eine Allee nach dem ſchönſten und beſuchteſten Vergnügungsorte Prags, dem Bubentſcher Park, dem ſogenannten Baumgarten, der nach des Dichters Streckfuß Worten „ſo eng begrenzt und in ſich ſo vollendet iſt, wie ein Sonett.“ Ehemals war die herrliche Anlage ein Jagdgehege Karls IV., das Jagdſchloſs diente dann den Oberſtburggrafen als Sommerreſidenz, bei den Krönungsfeierlichkeiten früherer Zeiten gab's da manche Feſte und Luſtbarkeiten, der Burggraf Graf Chotek aber hat das Ganze mit viel Koſten und Geſchmack zu einer Zierde Prags geſchaffen. Am Dienstag nach Oſtern iſt hier alljährlich ein großes Volksfeſt, wobei der Adel und die Reichen in langen Wagenreihen auffahren, wie es die elegante Welt Wiens im Prater macht. Unter den Bäumen wird bis zum Abend getanzt. Das Feſt heißt heute noch „Strohſackfeſt“ und war ein beſonderes Feſt der Schneider, ohne daſs der Sinn desſelben aufgehellt wäre.

Verfolgen wir von Bubentſch die Straße nach Nebuſchitz, ſo kommen wir nach kurzer Wanderung an einen Mühlbach, der uns nordoſtwärts an zerſtreuten Hütten, Mühlen, Luſthäuſern, Waſſerfällen und abenteuerlichen Felſengruppen vorüber, bald durch enge Schluchten, bald über offene, freundliche Thalgründe zur Moldau führt. Es iſt das die „Prager Schweiz,“ das Scharkathal, reich auch an Sagen von den Amazonen Wlaſta und Scharka, deren Nachhall in der böhmiſchen Chronik des Hajek zu finden iſt, und die aus Van der Velde's „Mädchenkrieg,“ oder Eberts Epos „Wlaſta“ bekannt ſind. Die romantiſcheſte Partie des Thales iſt der Habichtſtein und das St. Matthias-Kirchlein, welches auf ſeiner einſamen Höhe ſchon 971 von Boleſlaw II. gegründet worden ſein ſoll.

Wenden wir uns im Scharkathal aufwärts, ſo gelangen wir zum Dorfe Libotz und in deſſen Nähe zum älteſten Kloſter Böhmens Břewnow, von Boleſlav II. 993 gegründet. Seit der Schenkung eines Armes der heil. Margarete durch Ottokar II. heißt die Stiftskirche St. Margaret und jährlich wird am 13. Juli hier unter ungeheurem Volkszulauf das Feſt der Heiligen gefeiert. Nach abgehaltenem Gottesdienſt zieht alles in den nahen Sternwald, wo man auf grüner Au, da die Wirtshäuſer die Mengen nicht faſſen, tafelt und beim Schall der Trompeten, Clarinetten und der

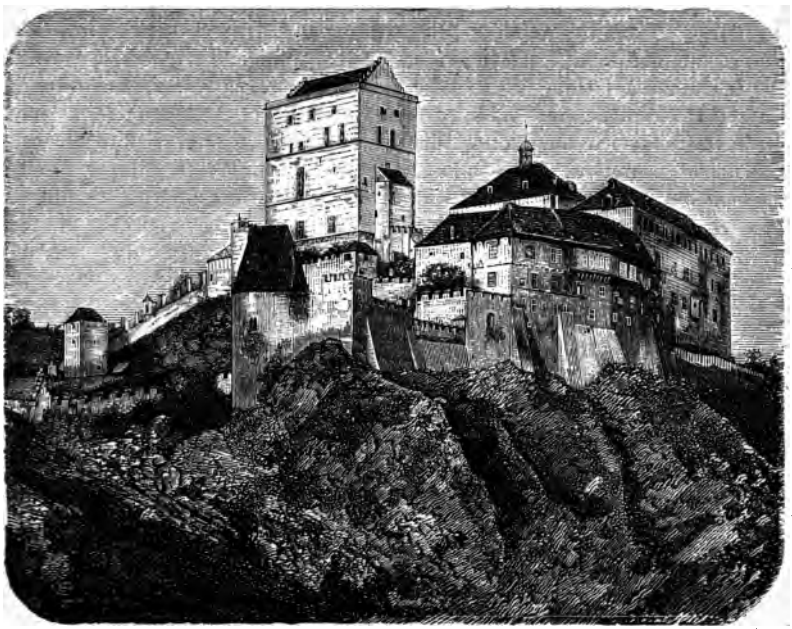
Dudelsäcke tanzt, bis der Abend zur Rückkehr mahnt. Der Stern ist eigentlich ein Thiergarten, von Georg von Podiebrad angelegt, ist aber überreich an reizenden Waldpartien. Eine Viertelstunde südlich erhebt sich der Weiße Berg (Bílá Hora), bekannt durch den Sieg Kaiser Ferdinands II. über den Winterkönig Friedrich von der Pfalz am 8. November 1620. Welche Fülle von Gedanken und Gefühlen weckt dieser Ort! Auf seinen weißen Kalkfelsen wurde Böhmen für alle Zeiten für die habsburgische Monarchie gewonnen.

Der Weg führt uns weiter an dem Malteserguth Motol, dem romantischen Landsitz Cibulka vorbei nach Smichow und in die Stadt zurück. Wir können aber von ihr nicht scheiden, ohne noch einen Ausflug zu der 31 Kilometer südwestlich Prags im Thal der Beraun prangenden merkwürdigsten Burg Böhmens, Karlstein, zu machen. In einer Stunde bringt uns ein Zug der Westbahn dahin. Wie der fromme Titurel in Salvaterras unwegsamer Waldgegend auf einem Onyxberge Montsalvatsch für das ihm anvertraute Heiligthum Gral einen Tempel baute, so erkor sich Karl IV. einen Felsen an der Beraun, um ein festes Schloss zur Aufbewahrung der böhmischen Reichskleinode zu errichten. Es sollte mit allem Aufwand an Pracht und Kunst ausgestattet werden, um seines Zweckes würdig zu sein und des Gründers Namen der Nachwelt zu bewahren, was die Stiftungsurkunde ausdrücklich sagt. Dass der Graltempel Karls IV. Vorbild war, hat Sulpice Boisserée gefunden.

Der Baumeister des Prager Doms, Matthias aus Arras, wurde 1348 mit der Ausführung der Ideen Karls betraut und nach acht Jahren, 1356, war die Kronburg vollendet. Im nächsten Jahre konnte sie Erzbischof Ernst feierlich einweihen. Ein einziger Weg, zwischen Felsen gehauen, führt in das noch heute wohlerhaltene Schloss. Diesen Weg schützten zwei Thore, die man zu passieren hat, ehe man in den Vorhof gelangt, wo die Wohnungen des Burggrafen und der Lehensmannen waren und aus dem man erst durch ein drittes Thor in das ehrwürdige Innere der Burg eintritt. Hier war die Wohnung des Königs und die Niklaskapelle. Über einem bedeutend höher gelegenen zweiten Hofe, wo die Collegiatkirche Maria Himmelfahrt steht, kommt man in den dritten Hof, auf den Gipfel des Berges, wo sich der riesige Thurm in fünf Stockwerken erhebt. Die Dicke der Mauern, an 5 Meter betragend, zeigt, dass man sich in der Noth auf ihn verlassen konnte. Nur über eine wohlverwahrte Zugbrücke und durch zwei feste Thore konnte man in das Innere des gewaltigen Baues gelangen, wo die Reichskleinodien geborgen waren. Im dritten Stockwerk befindet sich die berühmte Kreuzkapelle, welche mit 4 Thüren mit ungemein festen und künstlichen Schlössern verwahrt ist. Beim Eintritt erstaunt man über die Spuren einer nie geahnten Pracht — man begreift, wie Balbin 1679 schreiben konnte, er habe beim ersten Besuch *der Kapelle geglaubt*, in einen irdischen Himmel zu treten. Ein starkes,

vergoldetes Gitter mit Edelsteinen theilte den Raum in zwei Hälften, in der rückwärtigen stand der Hochaltar, bei welchem eine blaue, mit Sternen besäete Nische die Krone Böhmens enthielt. Die Wände rings sind mit Edelsteinen und in dreifacher Reihe mit 125 kostbaren Bildern des Byzantiners Theodorich bedeckt.

Der Eindruck, den eine Beleuchtung dieses Ortes durch mehrere tausend Lichter, wiederstrahlend in den Edelsteinen der Wände und den Gläsern der majestätischen, den gestirnten Himmel versinnlichenden Kuppel, verursachte,



Karlstein.

muss überraschend und blendend gewesen sein. Wie hoch und heilig Karl diese seine Burg hielt, zeigt der Umstand, dass er hier gerne weilte, dass in der Kreuzkapelle außer dem Domdechant nur ein Bischof Messe lesen durfte, der erste Burggraf sein eigener Neffe war, vor allem aber, dass er aus Ehrfurcht vor den darin gesammelten Reliquien keiner Dame oben zu übernachten erlaubte. Selbst die Kaiserin war bei diesem Verbote nicht ausgenommen und ihr Gemahl hatte für sie ein eigenes Schloss, Karlik, gebaut, dessen Reste das Volk heute Hradek nennt. Karls Sohn hatte bei seiner Vorliebe für ungebundenes Leben eine gewisse Scheu vor des Vaters

heiliggehaltenen Burg und hielt sich lieber in Žebrak und Totschnik auf. Drei Jahre nach Wenzels Tode, im Jahre 1422, hatte Karlstein eine schlimme Belagerung zu bestehen, als die Hussiten ihrem gewählten Prinzen Koributt von Litthauen die Krone einhändigen wollten. Mit Vorliebe erzählen sie uns die Chronisten als eine der schrecklichsten. Karlstein aber hielt sich und soll sich durch List gerettet haben. Als alle Vorräthe ausgegangen waren, ließen die Belagerten um einen Tag Waffenstillstand bitten, angeblich um ein Hochzeitsfest zu feiern. Dann schlachteten sie den einzigen noch lebenden Bock, zogen ihm das Fell ab und schickten ein Viertheil, nachdem sie einige aus einem Sattel genommene Rehhaare darauf gestreut hatten, als Rehschlegel mit höflichem Dank zu den Belagerern hinab. Da zogen die Hussiten, verzweifelnd am Erfolg, ab. Unter Karls Nachfolgern kümmerte sich bloß Rudolf II. um die Burg, die er restaurieren ließ. Ferdinand II. aber ließ die Reichskleinodien nach Prag schaffen und der Burg blieb nur der Ruf. Sie wurde Leibgeding der böhmischen Königinnen, bis sie Maria Theresia dem von ihr 1755 an der Allerheiligenkirche zu Prag gegründeten Damenstifte schenkte, welches sie noch heute besitzt. Friedrich von Schlegels Wunsch, die Burg möchte in ihrem alten Glanze hergestellt werden, blieb unerfüllt. Wohl aber, wenn wir nach Prag zurückeilen und die scheidende Sonne die ragende Spitze des Veitsdomes vergolden sehen, können wir uns freuen, dass der rührige Dombauverein dieses große Denkmal der Baukunst vollenden wird.

---

3. Das südwestliche Land.

(Beraun. — Klattau. — Geographische Übersicht des Böhmerwaldes. — Die künischen Bauern. — Ersteigung des Osser. — Aussicht. — Der Wald und sein Leben. — Brauch und Sitte im Böhmerwalde. — Der Schwarze See. — Der Teufelssee. — Eisenstein. — Industrie im Böhmerwalde. — Der Lakasee. — Das Stubenbacher Gebirge. — Plateau von Mader. — Der Lusen. — Der goldene Steig. — Der Luckenauer Urwald. — Wallern. — Der Schwarzenberg-Canal. — Die Holzarbeit im Walde. — Der Plöckensteinsee. — Ober-Plan. — Wittinghausen. — Hohenfurt. — Rosenberg. — Krumau. — Goldenkron. — Der Schöninger. — Prachatitz. — Strakonitz. — Rabi. — Pilsen. — Mies. — Plan. — Marienbad. — Tepl. — Königswart.)

Ausgerüstet mit einem kleinen Ränzlein, das nur das Nothwendigste enthält und den leichten Marsch zu Fuß nicht hindern soll, versehen mit festen Stiefeln, welche den trügerischen Mooren und dem Thau des Morgens widerstehen müssen, einen dichten Plaid am Riemen zum Schutz gegen die plötzlichen Regenschauer des Hochgebirgs, einen Stock in der Hand zur *Stütze beim steilen Aufstieg*, verlassen wir mit einem Zug der böhmischen

Westbahn Prag, eine Tour nach dem Südwesten des Landes, in den Böhmerwald, zu unternehmen. Rasch führt uns die dampfende Maschine aus dem Smichower Bahnhof durch das Thal der Moldau, wo wir im Vorgefühl des Urwalds einen mitleidigen Blick auf die Gäste Kuchelbads werfen, die sich mit ihren niedrigen Waldhöhen begnügen; der Zug biegt in das Thal der Beraun, überschreitet die schöne Eisengitterbrücke von Mokropetz, wir grüßen die stolzen Thürme des Karlstein und stehen vor den alten Mauern Berauns (5700 Einwohner). Es ist eine der ältesten Städte des Landes, die der Sage nach von Slavosch, dem Gemahl der Tetka, die auf Tetin wohnte, um 740 erbaut wurde. Große Trockenplätze mit Thongeschirr, bleichende Leinwand auf den Wiesen deuten auf die Beschäftigung der Einwohner, die auch zum Theil in den nahen Marmorbrüchen und Steinkohlengruben ihren Erwerb suchen. Etwas südöstlich von der Stadt erheben sich die Reste der Burg Tetkas. Hier fand 921 oder 927 Ludmila, Bořiwojs I. Gemahlin, den Tod durch ihre Schwiegertochter Drahomira, deren heidnischer Sinn erwachte, als der sterbende Wratislaw seine Söhne nicht der Mutter, sondern der frommen Großmutter zur Erziehung anvertraute. So wenigstens erzählt die Sage, welche aber, wie es scheint, der Drahomira Unrecht thut. Nahe der Stadt weckt das Dörfchen Hudlitz die Erinnerung an einen tüchtigen Mann der Wissenschaft, Josef Jungmann, der hier 1773 das Licht der Welt erblickte. Durch treffliche Übersetzungen ins Tschechische, vor allem durch seine Slovesnost, das tschechische Wörterbuch und die Geschichte der tschechischen Literatur erwarb er sich in der Gelehrtenwelt einen allgemeinen Ruf.

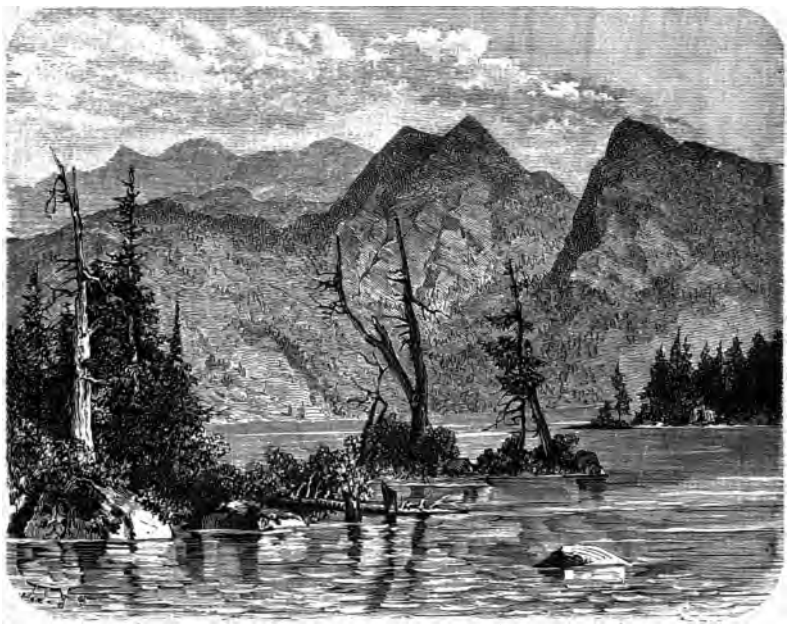
Am rechten Ufer der Litawka durch die Wälder von Zbirow gelangen wir in die gesegnete Ebene von Pilsen. Das Interesse an dieser Stadt kann uns diesmal aber nicht festhalten, wir eilen durch die hügelige, starkbevölkerte Gegend von Dobřan und das weizen- und obstreiche Thal der Angel weiter gegen das thurmreiche Klattau (9500 Einwohner). Schon bei Přestitz erhebt sich allmählich der Boden, Waldberge treten rechts und links näher heran und endlich schiebt sich im Südwesten ein langer blaudämmernder Streifen, von zwei hohen Gipfeln überragt, der mächtige Wall des südlichen Böhmerwaldes.

Der südliche Böhmerwald, d. h. jener Theil desselben, der vom Pass von Furth südöstlich bis Kapelln in einer Länge von 16 M. dahinzieht, gliedert sich in den „Grenzkamm" und das diesem in Böhmen vorgelagerte Bergland, welches den Böhmerwald von hier aus wie ein gewaltiges Massengebirge erscheinen lässt, während er sich auf der baierischen Seite als fortlaufende Gebirgskette darstellt. Der Grenzkamm zerfällt wieder in vier Abschnitte. Der erste reicht vom Further Pass bis zum Pass von Eisenstein, den die Eisenbahn übersteigt, es ist das künische Gebirge, eine Kette aus Glimmerschiefer, der kühnere Formen zeigt, als alle übrigen

Partien des Böhmerwaldes. Es fällt nach Böhmen wie nach Baiern schroff in die Thäler der Angel und des weißen Regen ab und zeigt als Spitzen die imposante zackige Doppelpyramide des Osser (1270 Meter), das Zwergeck (1364 M.) und die hohe Seewand (1340 Meter), während ein Zweig in Baiern nahe bei Eisenstein sich im Großen Arber (1455 M.) hoch erhebt. Eine Abzweigung nach Böhmen gegenüber dem Arber trägt den Spitzberg (1367 Meter) und den Panzerberg (1148 Meter). Zwischen dem ersteren und der Seewand liegt in einem 990 Meter hohen Thalkessel mit romantisch-wilder Umgebung der Teufelssee, zwischen der Seewand und dem Zwergeck die dunkle Wassermasse des Schwarzen Sees, des höchstgelegenen (1185 Meter), größten und tiefsten aller Seen im Böhmerwalde. Der zweite Abschnitt des Grenzkammes geht vom Eisensteiner Pass bis zu dem von Kuschwarda und zeigt bis zum Mittagsberg (1341 Meter) den Charakter einer nach beiden Seiten sich abdachenden Gebirgskette, doch ist diese schon doppelt so breit, als der schmale Felsgrat des künischen Gebirges und verwandelt sich südlich von der genannten Spitze in ein mit zahlreichen Torfsümpfen, „Filzen," bestreutes, von flachen Thalmulden durchfurchtes und mit niedrigen Höhenzügen besetztes Hochplateau, das Plateau von Mader und Pürstling. Dieser Zug heißt auf böhmischer Seite wohl auch das Stubenbacher Gebirge und steigt gegen Süden an. Die Thalhänge des Lakaberges (1302 Meter) fallen in einen tiefen, von steilen Wänden umringten Kessel, der den einsamen Lakasee (1065 Meter) birgt, während im Norden des Mittagberges der Stubenbachersee seinen düstern Wasserspiegel ausbreitet (1060 Meter). Das Plateau von Mader, an der Landesgrenze von den bedeutendsten Höhen des Böhmerwaldes umgeben, dem Rachelberg (1447 Meter), Marberg (1348 Meter) und Lusen (1375 Meter), ist im Mittel 1106 Meter hoch und umfasst die ärgsten Wildnisse des Waldes. Freundlicher ist der dritte Abschnitt des Grenzgebirges, der sich in ziemlich gleicher Kammhöhe bis zur Senke zwischen Aigen und Glöckelberg zieht und das Plöckensteingebirge heißt. Seine erhabensten Punkte sind der Dreisesselberg (1490 Meter), der Plöckenstein (1376 Meter) und der Hochfichtel (1398 Meter). Der ganze Zug ist aus Granit zusammengesetzt und über und über mit Granitblöcken bestreut. Am Plöckenstein ruht der regungslose Plöckensteinsee (1058 Meter). Von Glöckelberg erniedrigt sich der Grenzkamm plötzlich, reicht mehr plateauartig ausgebreitet bis gegen Kapelln und bildet den vierten Abschnitt, das St. Thomasgebirge. Seine geognostische Fortsetzung ist der Granit des Sternwaldes und des Gratznergebirges, die aber nicht mehr zum Böhmerwald gerechnet werden.

Lohnend wäre es, die Bahnfahrt bei Janowitz zu unterbrechen und die auf hoher Waldkuppe thronende Burg Klenau, den Sitz des *gleichnamigen Rittergeschlechtes*, eine wahre Perle der Angelthales, zu besuchen.

Neben den malerischen Trümmern des alten Schlosses versteckt sich in üppigen Gewinden von Epheu und wildem Wein ein herrlicher Neubau, den der jetzige Besitzer reich und geschmackvoll ausstattete. Nach kurzer Wanderung könnten wir auch die mit fürstlicher Pracht erbaute Sommerresidenz des regierenden Hauses von Hohenzollern-Sigmaringen, Bistritz an der Angel, mit ihren ausgedehnten Parkanlagen besichtigen, wenn wir es nicht vorzögen, rasch ins Gebirge zu gelangen. Von Neuern an führt uns die Bahn in steigenden Curven auf gewaltigen Dämmen durch tiefe Felseinschnitte über



Der Plöckensteinsee.

hohe Brücken mitten ins Hochgebirge der künischen Bauern zur Station Hammern, dessen Kirche und Pfarre auf steilem Felsvorsprung hoch über der grünen Thalsohle steht. Hier aber ist es Zeit, die Fußwanderung zu beginnen.

Wir glauben uns, indem wir dahinschreiten, in ein Alpenthal versetzt. Rings dehnen sich die grünen saftigen Wiesenmatten an den Abhängen der quarzreichen Gneisberge, die, mit Wald gekrönt, immer höher anschwellen, zahlreich in der Landschaft liegen größere und kleinere Gehöfte und von hohen Grastriften und lichten Waldblößen tönen Herdenglocken herab.

4*

Schon diese Art des Wohnens in zerstreuten Gehöften deutet auf deutsche Bevölkerung. Noch klarer tritt es hervor, wenn wir zu einem solchen Gehöfte näher kommen. Über die aus übereinandergelegten Balken bestehenden Wände des Hauses springt weit ein flaches, mit Steinen beschwertes Schindeldach hervor, mit verziertem Giebel und einem Glockenthürmchen, während sich an der Fronteseite unter dem Schutz des Daches eine offene Gallerie hinzieht. Manche der Gehöfte sind sehr stattlich; es sind die Höfe der Freibauern inmitten ihrer oft sehr ausgedehnten Besitzungen, auf denen in kleinen Häuschen die Hintersassen gegen Taglohn arbeiten. Die Freibauern waren ehemals mit besonderen Privilegien begabt, zahlten keine Robot, durften Bier brauen, Brantwein brennen, genossen freie Jagd und Fischerei auf ihrem Grund, hatten selbstgewählte Richter und waren nur dem König unterthan, woher ihr Name künische, d. h. königliche Bauern. Mit der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit im Lande wurden ihnen die andern Bauern allerdings gleich, aber die alten Freibauern verloren nicht das Bewusstsein, etwas Besonderes zu sein, halten fest an ihrem Stammsitz und wahren die Reinheit ihrer Familie dadurch, dass sie nur untereinander heiraten. Sie sind ein kräftiges Geschlecht, derb in Ausdruck und Manier, etwas misstrauisch gegen Fremde, aber gastfrei und höflich, wenn man sich ihnen freundlich nähert. Vor anderen Bauern zeichnen sie sich nicht bloß durch größere Wohlhabenheit aus, sondern auch durch höhere Bildung, im Äußern aber nur durch eigenthümlich breitkrämpige schwarze Filzhüte, um welche Bänder verschiedener Farbe gewunden sind, je nach dem Gerichte, zu dem sie ehemals gehörten. Die Frauen tragen die gewöhnliche Tracht des Böhmerwaldes, am Kopf ein schwarzes Tuch, das im Nacken in zwei großen, auseinanderstehenden, flügelartigen Zipfen endet. Auffällig sind die auf den Straßen, unter Kreuzen und Bäumen in den Boden eingesteckten „Leichenbretter." Wenn ein Familienmitglied gestorben war, so wird das Brett, auf dem es im Tode gelegen, bunt bemalt, mit den Sinnbildern des Todes bezeichnet, mit dem Sterbetag und frommen Sprüchen versehen, zum Andenken auf den öffentlichen Wegen eingepfählt und man sieht oft ganze Pallisaden solcher Gedenkbretter nebeneinander stehen.

Wir gehen längs der Angel, welche von vielzweigigen Erlen umsäumt ist, aufwärts bis zur Petermühle, wo der Osserbach einmündet, und wenden uns dann in dem Thale dieses frischen Waldwassers bis zu einer Glashütte, die in der Nähe des beginnenden Hochwaldes steht. Von hier geht es auf sich kreuzenden Pfaden empor zum Osser. Anfangs schreiten wir über grüne, weiche Matten, voll der schönsten Bergkräuter, zwischen einzelnen Erlengebüschen, an Holzsägen, Sennhütten, dann an manchem moosigen Steinblock vorüber, bis wir in geschlossene Laubholzstände treten, die durch ihre weißen Birkenstämme ein freundliches Ansehen gewinnen. Die Sonne *wirft uns zur Seite manchen* Blitz über die glatten Stämme, auf der

Laubdecke des feuchten Bodens glitzern grüne, gelbe, rothe Lichter, der Bach spiegelt stellenweise Stücke des blauen Himmels, stellenweise verdunkelt er sich im Schatten herabhängender Äste, hie und da flattert ein vielfarbiger Tagfalter oder eine schillernde Libelle vor uns, in den Ästen der buntscheckigen Buche raschelt ein Eichhörnchen und in der Ferne pocht der Specht. Der Wald mit seiner Pracht und Herrlichkeit hat uns aufgenommen. Der Boden steigt indessen an, das Buschwerk tritt beiseite, die Stämme werden mächtiger und stehen weniger dicht beisammen, der Raum wird dunkler und kühler, der Pfad, den wir treten, unkenntlicher. Schwarze Fichtenstämme stellen sich einzeln und in kleinen Beständen zwischen die grauen Buchen, das Gewirr der Schlingpflanzen verschwindet, nur das Farrenkraut breitet, in Büscheln zusammenstehend, noch seine Fächer aus und wir schreiten über weiches Moos und durch weite Strecken von Heidelbeerengesträuch dahin. Bald bilden Fichten und Tannen ausschließlich den Wald, die Stämme werden gerader und stärker, die Kronen immer höher, wir wandeln wie durch eine Halle von viel tausend Säulen, über denen sich ein dunkelgrünes Dach wölbt, ein wirres Gitterwerk von verschlungenen Ästen und Zweigen, spärlich durchbrochen vom Schimmer des Tages, der nur eine schwache Dämmerung erzeugt. Wir sind im Hochwald. Ein Ernst und eine Stille liegt in seinen Räumen, die selbst die Thiere und der streichende Wind nicht zu stören wagen. Nur in den höchsten Wipfeln sehen wir, wie sich die Luft da draußen bewegt, sonst steht der Wald laut- und regungslos, nur dann und wann fällt ein Tannenzapfen schwer von der Höhe herab oder es knickt ein dürrer Ast unter unsern Füßen. Immer düsterer wird die Waldeinöde, soweit der Blick reicht und sich nicht im starrendem Dunkel ringsum verliert, ragen dieselben schlanken, geraden Stämme da, nur durch ihre Mächtigkeit verschieden. Viele sind über 50 Meter hoch, $1^1/_2$ Meter stark und weisen in ihren Ringen ein Alter von 200 — 300 Jahren auf; auch die jüngeren sind keine Jungen mehr, sie zählen selten unter 70 Jahren, hie und da sehen wir einen Baumstumpf, Stöcke abgehauener Bäume, denn es ist kein Urwald im eigentlichen Sinne, sondern es wird da alljährlich „gepländert," d. h. je nach Bedürfnis Holz gefällt und herausgeschleppt. Allerdings verlieren die einzelnen Waldriesen nichts an Ehrwürdigkeit, denn keine Cultur hat sie gepflegt und gezogen.

Auf einmal beginnt sich das Dunkel zu lichten, langsam, erst kaum merkbar, dann schneller, Lichter fallen in die Reihen der Bäume, dann volles Licht und blauer Himmel — wir sind auf einer Blöße, über und über mit Stöcken bedeckt, zwischen denen in üppigster Fülle Gesträuche von Himbeeren und Brombeeren wachsen, Stauden und Kräuter der mannigfachsten Art wuchern. Es ist eine Fläche, welche von dem verderblichen Borkenkäfer befallen war und deswegen entholzt werden musste. Eine Strecke weiter sehen wir auch die Ursache, welche den Borkenkäferfraß zur Folge hatte.

Stürme, wie sie im ganzen Gebiet des Böhmerwaldes, 1868 und 1870 besonders verheerend, in geringerem Maße auch seitdem auftraten, hatten hier gewüthet, in die gefallenen Bäume war der Borkenkäferfraß gekommen und die rationelle Waldcultur mußte ihm durch Entfernung des todten Holzes Einhalt thun. Tausende von Klaftern wurden fortgeführt, hunderte von Waldriesen aber, die bisher nicht fortgeschafft werden konnten, liegen entrindet noch da und lassen uns aus ihrer Gruppierung die Wuth des Sturmes ersehen. Einer von den größten liegt mit der Wurzel ausgerissen da, in ihrem Netzwerk hängen Erdklumpen und Felsstücke, der mächtige Wurzelstock starrt empor wie eine Ruine und daneben gähnt eine breite Grube. Sein Fall bedeutete das Verderben einer ganzen Reihe anderer, die unter seiner Last stürzten. Aber der Sturm war durch die Bresche durchgefahren, entwurzelte oder brach andere, die wieder ihre Nachbarn mit sich niederrissen, darauf wirbelte der Wind in der Lücke, die er gebildet, herum und legte im weiten Umkreis fast alle Bäume nieder, die mit ihren Kronen gegen die Mitte der Fläche zu geknickt und zerrissen, gebrochen und zerspalten auf- und ineinanderliegen, in Reihen und riesigen Trümmerhaufen. Ein banges Gefühl der Kleinheit und Ohnmacht ergreift uns bei dem Anblick der Macht dessen, vor dessen Zorn die Wälder splittern! Wir arbeiten uns durch das Wirrsal der Stämme und Äste durch und steigen weiter im Walde empor. Nach und nach aber schwinden die Tannen, nur die Fichte zieht mit uns empor, doch wird sie kurzschäftiger, ihre Äste setzen in geringer Höhe an, die niedrigen Kronen sind sehr dicht verzweigt, der Stamm ist nicht mehr so schlank, sondern dick und stark „abfällig," wie die Forstleute sagen, d. h. er verschmälert sich rasch gegen den Wipfel, auch wird der Wald lückig, die Bäume stehen gruppenweis zusammengedrängt, gleichsam um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen und auf der Windseite hängen lange, braune Flechtenbärte herab. Stellenweise senkt sich eine struppige, vom Wind wunderlich zerzauste Krone bis zum Boden, ihre Äste schlagen Wurzeln in demselben und so entstehen gleichsam Familiengruppen, in ihrer Mitte der seines Wipfels manchmal beraubte Mutterstamm und rundherum, aus seinen Zweigen sich erhebend, mehrere Tochter-, ja selbst Enkelstämme. Indem wir dann noch höher steigen und 1000 Meter Höhe erreichen, finden wir nur mehr verkümmerte Zwergfichten, vereinzelte Ebereschen, dann hört der Wald auf, nur zerstreute Büsche von Knieholz stehen noch herum und wir nähern uns dem Kamme des Bergstockes. Ein scharfer Wind weht über denselben und wir gelangen nach beschwerlichem Steigen auf einen breiten Sattel, der durch die zwei Gipfel des Osser gebildet ist und über den die Grenze zwischen Böhmen und Baiern zieht. Nach der letzteren Seite ist er mit moorigen Weidetriften bedeckt, eine kleine Herde Vieh, aus dem Dorfe Lam, weidet auf ihnen den Sommer über und am Fuße der baierischen Kuppe lehnt

die Hütte des Sennen. Wir rasten und erfrischen uns bei ihm und erklimmen

dann die fast ganz kahle höhere böhmische Kuppe, die eine vollständige Rundschau bietet. Der Ausblick ist nach allen Seiten hin prachtvoll. Wir sehen nach Norden hin wie auf einer Reliefkarte all die Hügel, Thäler und kleinen Ebenen unter uns mit Städten und Dörfern übersäet; da liegt zunächst deutlich erkennbar Neuern und links davon Neugedein, dann Klattau, Přestitz und in der Ferne glitzern die Thürme von Pilsen. Drehen wir uns nordwestlich, so schweift unser Auge über die Flecken der Hochebene von Furth über den hohen Bogen nach der bairischen Oberpfalz bis zu den blauen Kämmen des nördlichen Böhmerwaldes und des Fichtelgebirgs. Im Westen lacht uns das blühende Thal des weißen Regen herauf und jenseits desselben verliert sich in duftiger Ferne die bairische Hochebene. Weiter nach Süden baut sich der bairische Wald auf und besonders großartig der mächtige Stock des Arber. Durch die Lücke, welche dieser und der östliche Falkenstein läßt, kann man die fast himmelblauen zarten Linien der Alpen entdecken, dann thürmen sich nebeneinander die hohen Kuppen des künischen Gebirges auf, der Zwergeck, die Seewand, der Spitzberg und Panzerberg mit ihren dunkeln und blauen, endlosen Forsten. Im Osten wird das reizende Bild durch das liebliche Angelthal und das hohe künische Plateau mit seinen kahlen Kuppen vervollständigt.

Der Osser.

Zurück leitet uns der Führer, den wir in der Petermühle genommen, andere Wege zum Seeförster. Wir gehen zwei Stunden durch denselben Hochwald und der Führer erzählt uns von seiner Art. Wir haben ihn nur an einem und an einem warmen, sonnenhellen Tage gesehen. Man muß

ihn aber zu allen Jahres- und Tageszeiten sehen, bei Sonne und Sturm, wie uns ihn sein Dichter Adalbert Stifter in seinen „Studien" zu schildern weiß. Man muss ihn in früher Stunde sehen, wenn im Osten am Himmel zuerst ein blasser, milchiger Streifen erscheint, ein scharfer Windhauch an den Wipfeln rührt, der erste Morgenschrei aus der Kehle des Vogels dringt und dann ein rother Ball Feuergarben über die Spitzen der Waldberge wirft, während in den Thälern Nebel dampfen und die Thauperle am Grase im Kuss des ersten Sonnenstrahls verglüht. Man muss ihn in der heiligen Stille des Mittags sehen, wenn die Thiere sich zurückziehen und nur die Mücken in den heißen Lichtgarben, welche das Laubdach durchbrechen, rastlos schwirren, wenn die Sonne brütend auf den Blößen liegt und tausend Goldfäden zwischen dem Geäst der Himbeerstauden zieht. Und dann muss man da sein, wenn sich's im Revier zur Nachtruh rüstet, das Reh grasend auf die Waldwiesen tritt, die Vöglein sich in leisen, kurzen Tönen in Schlaf singen und die Forste ihre Glieder weithin in Schlummer dehnen; wenn der Vollmond seine Strahlen in die Fichtenzweige hängt und die ruhenden Nebel im Thal mit feuchtem Glanze säumet. Anders ist der Wald, wenn sich ein blauer Himmel über seine grünen Strecken spannt, anders, wenn schwere Wolken ihren Regen über ihn gießen, oder wenn der Sturm seine Wipfel knickt und an seinen knarrenden Stämmen rüttelt, wenn der Donner in seinen Tiefen grollt und der Blitz seine Gründe erleuchtet. Und wie großartig ist der Wechsel der Jahreszeiten! Keine ist ohne Reize und Schönheit. In den klaren, warmen Septembertagen, wenn der Sommer zur Neige geht, putzen sich noch die Birken und Buchen mit eitel Farbenpracht, die sich überall zwischen dem düstern Grün der Fichten hervordrängt, aber der Flitter verweht im Herbstwind, der sich erhebt, nur die starke Eiche vermag mit ihren tausend Fingern ihre raschelnden Blätter festzuhalten. Die leichtfertigen Geschlechter des Laubholzes müssen rasch um eine Winterkleidung sorgen und behängen sich mit langbärtigem Moos. Da legt sich in einer ruhigen Nacht der erste Frost über die Wiesen und Wälder, schnell schlüpft der fliegende Waldsame unter die dürre Hülle der Gräser und Blätter, die letzten Himbeeren fallen ab, die Spätlinge unter den Früchten verkümmern, der Wald ist auf den Winter vorbereitet und erwartet ihn mit stiller Ergebung. Nun kommt der schlimme Gast, Sturm verkündet sein Nahen, dann breiten dunkle Wolkenmassen sein weißes Panier aus und die Kälte legt den Bächen und Seen die Eispanzer an. Dichte Flocken schweben nieder auf Berg und Thal, in den Schluchten, auf den Plateaux liegt der Schnee bald klafterhoch, Vorsprünge und Ecken der Gebirgsrücken sind ausgeglichen und die Äste des Waldes beugen sich unter der Last. So lange die grauen Wolken über der Landschaft hängen, ist's ein traurig öder Anblick, aber wenn die glänzende Wintersonne den Himmel *reinfegt*, wie ändert sich das Bild! Da beginnt ein Glitzern und Flimmern *rings und überall, ein* Leuchten dort oben und ein Spiegeln hier unten, dass

es eine Luft ist, und der Wald steht da wie ein Eispalast, behängt mit Silberguirlanden und feinen Spitzen, die sich von Zweig zu Zweig ziehen.

Da beginnt auch ein eigenthümlich lautes rühriges Leben in dem sonst so stillen Wald. Tausend Arbeiter ziehen aus Dörfern und Weilern herein, schleppen das im Sommer gefällte Holz zusammen gegen die Abhänge der Berge und fahren es auf Schlitten und glatten Riesen hinab ins Thal oder in die Schluchten zu den erstarrten Seen und Gewässern. Der Wald hallt vom Schlage der Axt und vom Rufe der Arbeiter. Wenn dann die Sonne höher steigt und der neue Frühling mit ihr einziehen will, so ist's nicht minder lebendig. Zwar schüttet der Winter im April immer neue Schneemassen aus, aber sie mögen nicht mehr standhalten den Angriffen der Sonne, die mit immer kräftigeren Pfeilen zuerst die Südabhänge der Wälder beschießt. Die Bäume werfen hier ihre Lasten ab, der warme Frühlingshauch dringt in den Wald ein, die Sonne leckt an der Schneedecke, tausend Wässerlein stürzen von allen Lehnen durch alle Felsenrinnen ins Thal, führen Lawinen zu den Flussbetten, die Eisdecke springt und das Wasser schäumt hoch hinaus — alles kämpft gegen die Fesseln des Winters, der sich in den Wald und auf die Gipfel zurückzieht, bis ihn auch hier die siegende Sonne vertreibt, obwohl er sich in einzelnen Gräben noch bis zum Juni wehrt und Schneeschauer aussendet.

Nun zieht sich das geschäftige Treiben der Waldarbeiter zu den Flüssen und Seen. Die Schleußen werden geöffnet, die aufgestapelten Holzmengen schießen mit dem brausenden Wasser hinab durch Schlucht und Thal in die Ebenen der Städte. Wenn die Schwemmzeit vorüber ist und die Gewässer abfallen, dann beginnt sich der Wald zu schmücken, die Matten prangen bald in Smaragdgrün und Blumenpracht, das Laubholz setzt frisches Blätterwerk an, die Abhänge werden trocken, die Decke der schwankenden Filze fester und die Gipfel überziehen sich mit duftenden Kräutern. Im höhern Gebirge beginnt der Frühling anfangs Juni und dauert eigentlich bis zum October, einen rechten Sommer wie das Flachland mit seiner sengenden Hitze und erschlaffenden Schwüle hat es nicht. Der Rasen bleibt grün, bis sich der Schnee darüberlegt.

Bezüglich der Vegetationsverhältnisse unterscheidet man im Böhmerwalde drei Regionen. In der ersten, die bis 700 Meter steigt, ist die Kiefer der bestandbildende Baum. Die Fichte und die Tanne kommen nur vereinzelt vor. An den untern Abhängen dieser Region finden sich streckenweise Birkenwälder; eingesprengt zeigt sich auch die Buche, der Ahorn, die Esche, selten die Eiche. An den Bächen zieht sich oft die Schwarzerle, die Weide und der Haselstrauch. Übrigens überwiegt in dieser Region noch das Ackerland den Wald, weite Hutweiden ziehen sich hin und in den Gärten wird häufig Kernobst gezogen. In der zweiten Region bis 1100 Meter herrscht die Buche und Tanne vor, erstere stellenweise wie am Kubani, [illegible]

Plansker wald in unvermischten Beständen, sonst als Beimengung der Fichtenwälder. In den häufigen Mooren dieser Region erregt die Moosföhre und die Krummholzkiefer besondere Aufmerksamkeit, auch der Großstrauch der Schwarzbirke und die Ebereſche mit ihren rothen Sträußen. Statt der Haselstaude steht hier oben die schwarzbeerige Heckenkirsche und bis 900 Meter hinauf die Vogelkirsche. Feldbau ist in dieser Höhe schon selten zu finden, Wald und Moor nehmen fast den ganzen Raum ein. In der dritten Region bildet den Wald nur mehr die Fichte. Auf den höchsten Kuppen steht das Knieholz unter Farrenkräutern und andern Waldkräutern, auf den Felsen wuchert das isländische Moos, die Renthierflechte und das rothe wohlriechende Veilchenmoos.

Auffallend arm ist der Böhmerwald an Thieren. Das Rothwild ist ausgerottet, Rehe kommen nur in den untern Regionen vor, da das Klima oben zu rauh ist, ebenso fehlt dem Walde der Feldhase, statt dessen der dunklere Berghase eintritt. Bären, Wölfe, Luchse, Wildkatzen, Wildschweine sind vertilgt. Der letzte Bär fiel im Salnauer Gebirge am 11. November 1856 und schmückt das fürstliche Jagdmuseum zu Ohrad bei Frauenberg. Der Fuchs dagegen haust bis zum Kamm des Gebirges und in den untern Partien lebt auch noch der Dachs sein verborgenes Dasein. Zahlreicher sind die verschiedenen Geschlechter der großen Vögel vertreten. Oft findet man in den Filzen und Waldlichtungen den Auerhahn, in seiner Gesellschaft das Birkhuhn und Haselhuhn, überall im Walde den Habicht, unten den Sperber und über den Seen zieht zuweilen der Seeadler mächtige Kreise. Nur an Vögeln niederer Art ist der Wald arm, im Hochwald ertönt außer dem Pochen und dem gellenden Pfiff der Spechte kaum eine Vogelstimme. Im Herbst findet sich aber in großen Scharen der Krammetsvogel ein, um sich von den Früchten der Ebereſche zu nähren. Unter den Thieren der Gewässer steht obenan die Forelle, welche Seen und Seebäche belebt. In der Moldau fischt man zuweilen auch noch einen Lachs. Daneben finden sich die gemeineren Arten der Hechte, Weißfische und Grundeln. Von Interesse ist die Flussperlenfischerei in der Wottawa, besonders bei Horažďowitz, welche hie und da noch einen guten Fund abgibt. Eine große Gefahr erwuchs dem Böhmerwald durch das Überhandnehmen eines kleinen Insectes, des Borkenkäfers, den nur die größte Wachsamkeit und Energie bekämpfen kann. Fürst Schwarzenberg erlitt in zwei unglücklichen Jahren durch den Borkenkäferfraß über 3 Millionen Gulden Schaden.

Indem wir mit unserm Führer so durch den Wald dahinziehen, weiß er uns auch mit mancherlei Erzählungen von den Menschen, die die Thäler des Böhmerwaldes in Dörfern bewohnen, zu unterhalten. Mancherlei alte Sitte hat der kräftige, derbe Menschenschlag in seiner Abgeschiedenheit bewahrt und die in Böhmen herrschenden Gebräuche zeigen da mancherlei Eigenthümlichkeiten. Zu Neujahr ist jeder ängstlich bemüht, dem andern zu

gratulieren. Kaum erwacht daher ein Knecht, so schleicht er an des andern Bett und raunt ihm ins Ohr:

Brüaderl! Nuis Johr! Nuis Johr!
s' Kristkin'l liegt im Krößnhoor (krausen Haar).
Longs Lö'm, longs Lö'm,
Und an Badl völl Gald dan'öm!

Dann wird die Kammer der Mägde mit Wünschen gestürmt und das ganze Haus. Neben dem langen Leben wird aber jedem was anderes gewünscht. Dem Mädchen „a schei'n Mo dan'öm," dem Burschen aber „a schei's Wa dan'öm," die Schwester wünscht dem Bruder „hübsch viel Schlö," der Mann seiner Frau „oll sei Lia dan'öm." In „da Foschne" (Fasching) sind derbe Scherze an der Tagesordnung. Dorfbursche treiben alle alten Mütterchen zusammen und zwingen sie zum Tanz im Schnee, Masken durchziehen das Dorf, Reiter sprengen in die Wirtsstube und treiben die Mädchen aus einer Ecke in die andere und am Faschingsdienstag gibt's einen Tanz, dessen Unkosten die Dirnen zu tragen haben, welche auch sonst viel „Wackerln, Flöckn, Keichäl" in Bereitschaft halten müssen. Flöckn gibt's auch am Palmsonntag, daneben aber isst man auch „Pölmkätzla" und reicht sich gegenseitig Stücke geweihter harter Eier (Söblas' oiä), um sich vor Verwirrungen zu schützen. Dass auch zu Ostern Eier eine Rolle spielen, ist selbstverständlich, die Mädchen holen aber aus dem Bach mit ihren Zähnen Steinchen heraus, waschen sich im Wasser Gesicht und Hände und werfen dann das Steinchen übern Kopf nach rückwärts. Darauf wissen sie, ob sie im Jahr noch heiraten werden und sind vor Zahnschmerz sicher. Dass die Obstbäume besser tragen, werden sie am Ostermontag mit Strohbändern umwickelt. Am 1. Mai wird dagegen das Vieh vom Dorfhirten gesegnet, der von Stall zu Stall geht und entblößten Hauptes spricht:

Pfeits Göt! dö Kalwla, Öxla, Hrößla ollö,
Dö Haißla (Füllen), Schaffla, weis do san,
Wenn Aebba schödn wöllt, strof den Lollö (Lümmel),
Mia wisse o, dass d' Läd gean nädö (Neid) han.

Dann feilt er die Hornspitzen der Rinder ab und feierlich wird das erste Austreiben des Viehes in Scene gesetzt. Zu Pfingsten werden durch das sogenannte „Häxnostuschn" die Hexen aus dem Dorfe vertrieben. Nachts vor Pfingsten knallen die Bursche mit langen Peitschen herum, besonders vor Häusern, wo man Hexen vermuthet, dann wird Schabernack gethan, indem man was immer nur möglich an Geräthen aus den Häusern auf den Dorfplatz zusammenschleppt, von wo sich's die Eigenthümer am Morgen zu holen haben. Am Montag ist Wettrennen auf einer Wiese oder einem Brachfeld. Ein Westenstoff, ein Halstuch, ein Hosenträger sind die ersten

drei Preise für die Sieger. Das Ziel ist durch einen Strohwisch abgesteckt, nach welchem die Bursche unter fieberhafter Aufregung der Zuschauer auf ein gegebenes Zeichen durch einen Schuss mit ihren geschmückten Rossen jagen. Heben die Sieger ihre Preise, so reitet der „Gschboasmocha" nach dem Ziele. Sein Ross ist die elendeste Mähre im Dorf, auf der Schwanzseite erhebt sich ein künstlicher Strohkopf und umgekehrt hängt ein Strohschweif über die Augen des Pferdes herab. Mitten der Bahn muss der Spassmacher füttern, Possen treiben und mit dem Sieger um die Preise streiten. Drauf zieht die Reiterschar mit Jubeln und Lärmen durchs Dorf. Am 23. Juni brennen überall auf den Bergen Johannisfeuer, vor diesem Tag darf aber eine Mutter, die in diesem Jahr ihr Kind verlor, keine Erdbeere pflücken, sonst darf ihr Kind nicht mit, wenn die seligen Kinder in den himmlischen Hainen mit der heil. Jungfrau nach Erdbeeren gehen. Eine lustige Zeit drauf ist Mitte August am „Kirda." Drei Nächte lang wird getanzt und am Montag der Hahnenschlag gehalten. Der schönste Hahn des Dorfes wird von den Burschen heimlich gefangen und dann mit einer langen Schnur an seinen Füßen an einen Baum gebunden. Die Bursche suchen dann mit verbundenen Augen einer nach dem andern mit einem Dreschflegel den Hahn zu treffen und dem es gelingt, der hat beim gemeinsamen Hahnessen den Vorrang. Außer dem Nikoloabend ist im Böhmerwald auch der 12. December ein Tag des Schreckens und der Freude. D' Lucia schlitzt schlimmen Kindern den Bauch auf, den braven aber gibt sie Obst und Kuchen. Am reichsten beschenkt die guten Kinder freilich hier wie überall das Christkindlein. Sonntagskinder können am hl. Abend sehen, wie das Jesulein auf einem kleinen goldenen Wagen durch die Luft fährt, die Zügel sind zwei Sonnenstrahlen, die Räder rollen wie Musik, die Pferde sind weiß und tragen goldene Glöcklein. Wenn sich das Läuten nähert, so fallen die Kinder betend auf die Knie, eine goldene Hand wirft die Geschenke, welche das Christkind fürs Haus bestimmt hat, durch die Thür herein und die Kinder stürzen über die Gaben her. Manchmal rollen auch Erbsen oder fliegt eine Ruthe herein, dann weichen die Kinder zurück, denn eins von ihnen muss sicher schlimm sein und sollte auf den Erbsen knien oder gezüchtigt werden.

Von der Wohnung des „Seeförsters" auf grüner Alm verfolgen wir die neu angelegte Straße zum Schwarzen See, den die Landkarten wohl auch den Bistritzer oder Eisenstraßer See nennen. Wir ziehen eine Stunde lang durch dichten Wald, bis wir ein Rauschen vernehmen, welches von dem Abfluss des Sees links in düstrer Waldschlucht herrührt. Bald darauf sehen wir durch die Reihen der Fichten eine hellere Felswand schimmern und stehen vor einem seltsamen Bilde. Zu unsern Füßen liegt eine ziemlich große Wassermasse, wie ein schwarzer Marmorspiegel, ohne Welle, ohne Bewegung. Ringsum schauen schweigend und regungslos die Wipfel der Fichten und *Tannen hinein, nur* im Westen wirft die über 500 Meter steil aufsteigende,

Der Schwarze See.

mit Gestrüpp bewachsene Felswand, auf ihrer Höhe von der Sonne gestreift, einige gelbliche und grüne Lichter herab. Kein Wasservogel regt die Schwingen, kein Fisch hebt spielend seinen Kopf aus der Flut, alles ist lautlos, ruhig — ein ernstes Bild der tiefsten Waldeinsamkeit. Wir wissen nicht, ob der Pavillon am nördlichen Ufer, an dem wir stehen, aus Fichtenstämmen aufgebaut, zur Zier oder Störung des melancholischen Ortes ist.

Am östlichen und südlichen Ufer entlang, dann an der Seewand hinauf, durch des Hochwalds dunkle Hallen und wildes Gestrüpp, an Moor und Sumpf vorbei, über Felsblöcke steigend, gelangen wir zu dem südlicher und tiefer gelegenen Teufelssee, welcher den vorigen an Wildheit und Öde wo möglich noch übertrifft. Es ist dieselbe Todtenstille und Regungslosigkeit, derselbe dunkle Wasserspiegel, nur kleiner, was ihn umso düsterer macht. Versuche es aber ja nicht, einen Stein zu heben und in die finstere Tiefe zu werfen, denn dann schäumt sie im Zorne auf, schleudert Dir den Stein zurück und dichte Nebel wallen auf, Thal und Wald in Dunkel hüllend, den Weg Dir sperrend!

Die Waldbewohner erzählen sich eine Menge unheimlicher Sagen vom See. Einst war abends zu einer Hütte im Walde ein Männchen gekommen und hatte um Nachtherberge gebeten, die es auch erhielt. Früh bat der Fremde den Besitzer, er möge ihn zum See geleiten und erzählte ihm, er wohne fern von da in einem großen See und suche sein Weibchen, das ihm vor Jahren entlaufen sei. Am See angekommen, bat der Fremde seinen Führer, er möge warten, bis er ihm ein Zeichen gegeben, ob er da die Ungetreue gefunden, dann sprang er ins Wasser. Nach einiger Zeit schwamm der Stock, den der Fremde getragen hatte, am Wasser, aber ganz blutig. Er hatte sein Weib gefunden und blutige Rache genommen.

Eilen wir von dem unheimlichen Orte weiter. Den schäumenden Seebach über Sumpf und Stein hinab, gelangen wir, aus dem Hochwald tretend, zu mehreren Brettsägen und zum stattlichen Gehöft des Girgelbauern, von wo wir bald die Bezirksstraße im Eisenthal und Eisenstein (2340 Einwohner) erreichen, welcher Ort reizend zwischen der gewaltigen Kette des Grenzgebirges und dem Arberstock liegt. In der barocken, von einer unförmig großen, schindelgedeckten Zwiebelkuppe überragten Kirche ist die Grabstätte der ehemaligen Besitzer von Eisenstein, der Freiherren von Haffenbrädel. Ihr Ahnherr wurde der Sage nach als Säugling auf dem Brett eines „Hafens," wie ihn die Leute da zum Wasserwärmen in der Mauer eingefügt haben, gefunden, erhielt davon den Namen, lernte das Glasbläserhandwerk, wurde aber durch Glück und Fleiß so reich, dass er 1771 Eisenstein kaufte und den Adelstand erhielt.

Nicht jeder Glasbläser macht wohl solches Glück, aber viele können im Böhmerwald reich werden. In ganz Europa gibt es nicht wieder eine Gegend, in der so viel Glashütten zu finden wären. Manche darunter sind so großartig *und so vollkommen* eingerichtet, dass ihre Erzeugnisse, Hohl- und Tafelgläser,

mit den Producten aller Welt concurrieren. Früher gab es vielleicht noch mehr solcher Glashütten und Schleifereien hier, wie die Namen so vieler Ortschaften, Adlerhütten, Althütten, Tafelhütten u. s. w. andeuten, aber noch heute wimmelt das Thal der Angel, des Regen und die Umgebung des Kubani von ihnen. Wenn viele eingiengen, so ist es natürlich, weil sie bloß klein waren und ordinäres Product erzeugten, während unsere Zeit überall nach der Großindustrie strebt. Die größte Glasfabrik ist jetzt im Böhmerwald Eleonorenhain bei Schattawa. Ihre Fabrikate, darunter prächtiges Krystallglas, gehen in die Türkei, nach Rußland, England und Nordamerika. Andere große Hütten sind zu Elisenthal, Deffernik, Ferdinandsthal, Hurkenthal, alle im nordwestlichen, waldreicheren Theil des Gebirges, während im südöstlichen nur Josefsthal bei Glöckelberg am Fuß des Hochsichtet von Bedeutung ist. Bei vielen Glashütten sind auch Glasschleifereien, die meist mit Wasserkraft arbeiten. Die Spiegelgläser werden in besonderen Spiegelpoliermühlen geschliffen, von denen die meisten im Angelthal liegen. Da als Poliermaterial ein eisenhältiger, rother Gipsmergel dient, so erscheinen alle Gegenstände und Räume der Mühlen, auch die Gesichter, Hände und Anzüge der Arbeiter ganz roth gefärbt.

Ehemals besaß Eisenstein, wie sein Name sagt und verfallene Halden zeigen, Eisenwerke. Heutzutage ist der Gewinn an Eisen aber unbedeutend. Der Bergbau scheint im Böhmerwald noch älter zu sein, als die Glaserzeugung und es waren wahrscheinlich deutsche Bergleute, welche das Dunkel der Wälder zum erstenmale lichteten. Außer bei Eisenstein gab es ergiebige Gruben bei Eisenstraß und Hammern, heute noch wird Erz bei Kohlheim in der Nähe von Neuern gewonnen. Die Eisenwerke giengen natürlich mit den Bergwerken zugrunde, nur in Franzensthal bei Schwarzbach an der österreichischen Grenze und in Adolfsthal im Plankerwald gibt es noch größere, während freilich kleinere Eisenhämmer hie und da, wie bei Hohenfurth, anzutreffen sind. Noch mehr ist der Silberbergbau verfallen, der ehemals in der Stadt Silberberg blühte. Die Goldgewinnung endlich, welche zur Zeit Karls IV. in zahllosen Wäschen an der Wottawa, dann in den Bergwerken von Bergreichenstein und Unterreichenstein schwungvoll war, hat nun ganz aufgehört. An dem alten hochgiebeligen Rathhaus der königlichen freien Bergstadt prangt noch heute das Kaiserwappen, aber sie ist ein stilles, kleines Städtchen geworden und von den reichen Erträgnissen des Bergbaues auf Gold klingt das Wort wie eine Sage. Karl suchte die kleine Perle in Böhmens Krone zu schützen und baute zu ihrem Hort auf schmalem Bergkamm mitten im grünen Wald die Feste Karlsberg; sie steht noch da, schön aber einsam, verlassen und ohne Bedeutung.

Dagegen erinnert uns, wenn wir Eisenstein verlassen, eine in der Nähe von Ringelbach betriebene Fabrik, die Schuster- und Buchbinderleisten erzeugt,

an einen andern Zweig der Industrie, der in der neueren Zeit im Böhmerwald blüht: die Holzindustrie. Das massenhafte Holz wird nicht nur als Brenn- und Baumaterial verschwemmt und verführt und nicht nur zur Herstellung von Pfosten und Brettern in Mühlen verwendet, sondern zahlreiche kleine und große Fabriken verwandeln sie in Dachschindeln, Parkettafeln, Tröge, Schlitten, Schusterspäne, Siebreifen, Zündhölzer, Holzschuhe und tausend andere Dinge. Die Zündhölzchen-Fabriken von Schüttenhofen, Krumau, Goldenkron sind bekannt, bei Krumau werden elegante Holzschuhe verfertigt und in Wallern geschmackvoll geschnitzte Möbel, Bildrahmen aus Birken-, Linden- und Nussholz gemacht. Das edelste Holzerzeugnis des Böhmerwaldes aber ist das Resonnanzbodenholz für Fortepianos und Streichinstrumente, welches nach Frankreich, England und Amerika geht. Zu diesem „Zwargenholz" taugt nur das sehr feinjährige, d. h. äußerst langsam gewachsene, daher aus sehr schmalen und gleichmäßigen Jahresringen bestehende Holz von Hochgebirgsfichten, und zwar nur von mehrhundertjährigen. Durch besonders eingeübte Arbeiter werden die tauglichen Stämme, welche sie an gewissen äußeren Merkmalen erkennen, ausgesucht, aus ihnen selbst wieder die geeigneten Schichten mittelst eigens dazu construierter Sägen herausgeschnitten und diese zu Brettern zersägt. Diese Bretter werden darauf genau sortiert und wie sie geschnitten wurden, mit fortlaufenden Zahlen versehen, damit der Instrumentenmacher das Holz, wie es zusammenlag, wieder zusammenfügen und so eine möglichst große Gleichartigkeit der einzelnen Bestandtheile erzielen könne. Zu Mader, Tusset und Außergefild bestehen solche Fabriken.

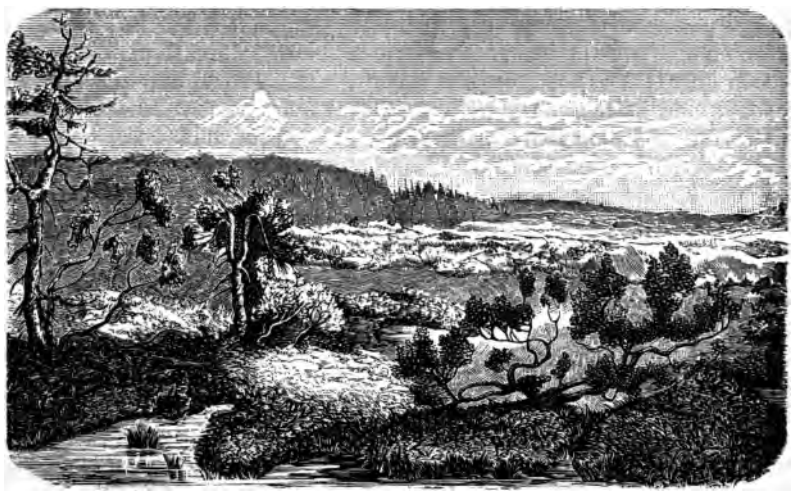
Bei der genannten Spanfabrik vorbei leitet uns ein Fußpfad, manchmal recht schlüpfrig, durch schattige Waldung zu einer malerischen Thalschlucht, von senkrechten, phantastisch zerklüfteten Wänden eingefasst, der sogenannten Eisensteiner Schweiz. Wir steigen aber an der Berglehne, ohne die Schlucht zu passieren, empor, kreuzen den Fahrweg, der nach Deffernik führt und gehen durch den Wald bis zum Ringelbach, wo wir bald den Fallbaum vor uns sehen, der eine prachtvolle Aussicht gewährt. Über seinen Kamm führt ein Pfad nach dem Kirchdorf Gurkenthal, den wir einschlagen und von wo uns ein Führer durch dichten Wald in $^3/_4$ Stunden zum Lakasee weist. Auch dieser ist von hohen, dichtbewaldeten Berglehnen umrahmt, hat aber nicht wie die meisten andern des Böhmerwaldes eine „Seewand," seine Fläche ist langgestreckt und seine Ufer sind versumpft. Obwohl er nicht so düster und unheimlich ist wie der Teufelssee, so versetzt doch seine stille Einsamkeit in eine wehmüthig-elegische Stimmung. Über die „Seehänge" an der südöstlichen Umwallung des Sees klimmt der Pfad dann empor zu einer mit Windriss und Borkenkäferfraß bedeckten Einsattlung zwischen dem waldigen Steindlberg und Gsänget, dann gelangen wir auf den *Fahrweg, der durch* hochstämmigen Fichtenwald nach Stubenbach zieht,

wo eine große Papierfabrik einen neuen nicht unbedeutenden Industriezweig des Böhmerwaldes repräsentiert. Hier stehen wir am Rande eines ungeheueren Waldcomplexes, der zum größten Theil dem Fürsten Schwarzenberg, dem Grafen Thun und dem Fürsten von Hohenzollern gehört. Die Gegend birgt unstreitig die größten Wildnisse und bietet Waldbilder wie nirgends im mittleren Europa. Meilenweit breiten sich urwaldähnliche Bestände ohne menschliche Wohnung dahin und wehe dem tollkühnen Touristen, der sich ohne wegkundigen Führer hineinwagt und nicht das Glück hat, zufällig auf einen Holzhauer, Jäger oder einen andern Waldmenschen zu stoßen. Er kann tagelang herumirren, jetzt sich einem Steg vertrauend, der ihn zu einer verlassenen Holzhauerhütte führt, jetzt einem andern, der sich in einem Moor verliert, bis er erschöpft, verzweifelnd liegen bleibt. Der Stubenbach führt beständig durch Wiesen und Wälder, mit Ausnahme der Ahornmühle, ohne eine menschliche Stätte zu berühren, eine gute Straße geht nach Mader, die Mittagsstraße genannt, weil sie am Mittagsstein vorbeizieht, während ein Pfad über den Stubenbacher See leitet, der in seinem ruhigen Wasser die dichtbewaldete Kuppe des Seeruckberges abspiegelt. Mader ist wohl nur ein kleiner Ort mit wenigen Arbeiterhäusern, aber berühmt durch seine Resonanzbodenfabrik und berüchtigt durch die Wildnisse des Plateaus, in dessen Mitte es liegt. Um sie kennen zu lernen, gehen wir den Weg gegen den Ursprung des Maderbaches nach dem einsamen 1600 M. hoch gelegenen Forsthaus Pürstling. Von den Plohausenhütten, armseligen Holzhauerwohnungen, die nahe bei Mader stehen, ab finden wir keine Spur mehr von Menschen. Streckenweise geht es durch einen vom Borkenkäfer fürchterlich zugerichteten ehemaligen Urwald, dann treten wir auf eine freie Hochfläche, die weite Aussicht über eine ausgedehnte Mulde, die Niederung eines Baches, eröffnet. Weit hinaus dehnen sich grüne Wiesen aus, bunt bestreut mit allerhand Strauchwerk und Baumgruppen. Eingefasst von Weiden schlängelt sich ein lichtes Band durch, in der Nähe bräunlich schillernd, fernhin silberglänzend und auf allen Seiten flattern helle Wasserstreifen zwischen Erlen und Espen. Es ist kein unfreundlicher Anblick, aber wenn wir näher kommen und durch die grüne „Au“ hindurchschreiten wollen, uns freuend auf den weichen, schwellenden Grasboden, so finden wir, dass wir in einen bösen Sumpf gerathen, der mit Woll- und Riedgräsern, Buchen und Simsen trügerisch bewachsen ist. Wo wir hintreten, sinkt der Fuß ein, rieselt trübes Wasser hervor und umsonst versuchen wir watend die nasse Strecke zu umgehen, sie ist so weit wie die Niederung selbst und wir sind gezwungen, in großem Umweg auf festerem Waldboden unser Fortkommen zu suchen. Aber auch der setzt unsere Geduld sehr auf die Probe. Plötzlich gibt die Moosdecke, auf der wir eben fest und sicher dahingeschritten waren, nach und rasch sich bildende schmutzige Pfützen bezeichnen unsere Fußstapfen. Wir retten uns zu einer Stelle, die wir

riesigen Heidelbeerstauden bedeckt ist, welche uns trockeneren Grund anzudeuten scheinen, aber auch da finden wir uns betrogen, denn es ist die Sumpfheidelbeere und ihr Geäst scheint sich um unsern Fuß verwirren zu wollen, um uns hinabzuziehen. Nun aber finden wir doch einen Pfad, festere Erde, die zwischen dem Wurzelnetz der Fichten hängt, und kommen ein Stück vorwärts. Saftigeres Gras, riesige Glockenblumen, hohe Schachtelhalme, Büschel von Vergissmeinnicht machen uns aber bald wieder bedenklich und in der That — ein versteckter, grünüberzogener tiefer Bach kreuzt unsern Weg. Wir ziehen ihn entlang und suchen einen Punkt, wo wir ihn springend übersetzen könnten, weil uns drüben der Weg gangbarer scheint, so hoffen wir wenigstens. Denn des Sumpfwaldes, in den wir uns aus der Sumpfwiese geflüchtet, sind wir satt und versehen uns keines Heils mehr von ihm, drüben aber des Baches merken wir eine Lichtung, die sonniggelb und hellroth uns entgegenschimmert, wie eine Waldblöße mit trockenem, versengtem Gras. Wir wagen also da, wo eine Schwarzbirke des andern Ufers den Bach verengert, den Sprung und achten nicht, dass wir bis zu den Knöcheln im Wasser weiterwaten müssen, — fort zur Lichtung. Wohl auf eine Stunde dehnt sie sich in der Länge aus, aber ganz eigenartig anzusehen. Braun gegen die Ferne, buntfarbig zu unseren Füßen, ist sie offenbar nicht, wie sonst Waldblößen, mitten im hochstämmigen Wald irgend einmal gewaltsam entstanden, sondern rechts und links geht sie allmählich mit immer höher werdenden Kiefern in Wald über. Aber es ist kein Jungwuchs, die Bäume stehen da wie hundertjährige, wetterzerzauste verkrüppelte Zwerge. Einzelne düstere Bergkiefern ragen mit dürren, kahlen Wipfeln mitten empor, hie und da kriecht niederes Knieholz dahin, üppig schwellende Polster bedecken die Fläche. Aber in der Hoffnung auf festen Boden sind wir aufs bitterste enttäuscht worden, wie ein schwarzbrauner Wassertümpel zeigt, der offen vor uns gähnt. Wir sind in einem der ärgsten Torfmoore oder „Filze." In der Nähe ist freilich mancherlei Schönes in seiner Art zu sehen. Da trägt ein purpurrother Moospolster eine heidelbeerblättrige Zwergweide, dort schwimmt in dunklem Wasser wieder ein bleichgrüner Polster, geschmückt mit den fadenförmigen Stämmchen der Moosbeere und dem zierlichen Sonnenthau, und dort erhebt sich ein saftgrüner Wulst, überreich mit Preiselbeeren besäet. Wir versuchen vorwärts zu kommen und, den Pfützen ausweichend, über die Moospolster zu schreiten; der eine und der zweite trägt uns auch, obwohl er schwankt und Wasserblasen wirft, wie ein gedrückter getränkter Schwamm, aber der dritte sinkt unter dem prüfenden Stock, wie es scheint, in ein klaftertiefes Wasserloch, dass wir fast das Gleichgewicht verlieren. So müssen wir zurück und wenn uns der Führer, den wir uns vom Förster in Stubenbach erbeten haben, nicht besser zu leiten wüsste, von festem Wulst zu Wulst, wie sein erfahrenes Auge sie in dem schwanken *Moor eben erkennt, so* gienge es uns wohl schlecht. Er wählte den

beschriebenen Weg eben auch nur, weil wir ja das Plateau von Mader kennen lernen wollten, jetzt bringt er uns bald auf einen sicheren Pfad, der durch den Filz mitten durch geht und durch Ziehung von Canälen für den Verkehr und die Jagd hergestellt wurde. Eine vollständige Trockenlegung der weiten Filze, die oft hunderte von Jochen betragen, wird wohl kaum möglich sein, wäre auch national-ökonomisch verwerflich, denn sie sind die natürlichen Reservoirs für die Bäche und Flüsse, welche hier ihre Wasserfülle sammeln.

Von Pürstling, das schon 1100 Meter hoch liegt, besteigen wir leicht die aufeinandergethürmten Granitblöcke des Lusen, von dem aus wir einen herrlichen Ausblick auf die kolossalen geschlossenen Waldmassen des bairischen Waldes, die dahinterliegenden Gefilde der Donau und auf der andern



Der Weitsellner Filz.

Seite über das Plateau von Mader genießen. Im Herabsteigen treffen wir auf die Überreste des „goldenen Steiges," der berühmten Verbindungsstraße zwischen Baiern und Böhmen im Mittelalter. Da wo er die Landesgrenze streift, zeigt man uns einen Trümmerhaufen, von dem die Sage Folgendes erzählt: Als vor vielenhundert Jahren hier der goldene Steig die Wildnisse passierte, hatte die Stadt Grafenau in Baiern die Verpflichtung, an der Grenze eine Vorrathskammer zu unterhalten, aus welcher die Reisenden ihre Lebensmittel nehmen konnten und dafür das entfallende Geld hinzulegen hatten. Nun unterließen es aber viele, wenn sie sich die Lebensmittel nahmen, die Zahlung zu leisten und da wurde auf die Entwendung der Vorräthe Todesstrafe gesetzt. Ein Galgen neben der Brotbank aber sollte die Diebe

schrecken. Da das nichts fruchtete, legten die Grafenauer Späher in den Hinterhalt und diese hängten dann unredliche Reisende ohne Gnade auf. Noch heute heißt die Gegend „Unter dem Hochgericht." Am Lusen vorbei gieng ein Zweig des goldenen Steiges nach Schüttenhofen, der Hauptweg verband Passau mit Prachatitz und übersetzte die Landesgrenze bei Röhren, wo eine Röhre, d. h. ein Brunnen für Tränkung der Saumrosse stand. Der goldene Steig soll schon zur Zeit der Römer bestanden haben, nach anderer Überlieferung aber von dem Einsiedler Günther († 1045) gegründet worden sein; urkundlich ist er 1086 zum erstenmal als eine Schenkung an das Wyschehrader Domcapitel in Prag durch König Wratislaw erwähnt. Die Einnahmen des Steiges machten ihn für die Besitzer wirklich zu einem „goldenen"; denn kein Salz durfte nach Böhmen als auf diesem Saumpfad kommen und auch allerhand andere Waren giengen hin und her, besonders Malz und Brantwein als Rückfracht nach Baiern. Außer dem Domcapitel wurden Wallern, als gebotener Rastort, und Prachatitz, als Hauptstapelplatz der Waren, reich. Noch 1572 trafen in der letzteren Stadt wöchentlich 1300 beladene Saumrosse aus dem Nachbarlande ein! Als 1706 die Einfuhr des bairischen Salzes verboten und Krumau zur Niederlage des k. österr. Salzes für Böhmen gemacht wurde, endete der Verkehr auf dem goldenen Steig, der allmählig bis auf geringe Spuren verwuchs und bloß sagenhafte Erinnerungen an seinen einstigen Glanz zurückließ.

Über die Sumpfwälder des Marbergs und Schwarzberges wandern wir weiter und treffen mitten unter jungem Fichtenwuchs, Himbeergestrüpp und Waldkräutern auf einen mit Steinen gefaßten Brunnen, aus dem ein klares Wasser fließt — es ist der Moldauursprung. Ehemals stand hier der schönste Urwald, aber er fiel als Opfer der Borkenkäfer; nur ein todter, hoch hinauf entrindeter Riesenstamm, die sogenannte „Präsidentenfichte," von dem Forstverein 1870 auf seiner Wanderung durch den Böhmerwald so genannt, erinnert noch an die alte Herrlichkeit des Waldes. Auf einem guten Reitsteig kommen wir nach Buchwald, dem höchsten Dorfe des Böhmerwaldes (1140 Meter), dessen Bewohner für verwegene Raubschützen gelten. Eine Straße führt uns weiter über Ferchenhaid, im Thal der Moldau, nach dem Dorfe Schattawa und von hier aus erreichen wir bald den von der tiefen Schlucht des wilden Kapellnbaches bis zum Ostabhang sich erstreckenden berühmten Luckenauerwald, welcher nach einer Bestimmung des regierenden Fürsten von Schwarzenberg für ewige Zeiten intact erhalten bleiben soll. Urwaldähnliche Bestände haben wir wiederholt durchzogen, hier aber finden wir Strecken, die des Menschen Hand noch nie berührt hat.

Wir dringen in ein regellos durcheinander stehendes Gewirr von Bäumen und Sträuchern jeglicher Art und jeden Alters, von einjährigen Pflänzchen *bis zu halbtausend*jährigen Baumriesen, die wie mächtige Säulen 50—60

Meter in die Höhe ragen und bis 5 Meter Umfang zeigen. Streckenweise bilden die letzteren geschlossene Bestände. Dann bauen sie in schwindelnder Höhe mit ihren ineinandergreifenden Kronen ein für die Sonnenstrahlen undurchdringliches Dachwerk und in ihrem dunklen Schatten wuchert nur weiches dickes Moos, über das man leicht dahinwandelt. Solche Strecken sind aber nicht groß. Wind und Wetter zerzauste das grüne Dach, einzelne Wipfel brachen und stürzten herab, oder eine altersschwache Fichte fiel dahin und riss eine lange Lücke. Rasch schloss nun eine klafterhohe üppige Vegetation von Sträuchern empor, die hingestreckte Riesin überzogen Moospolster, Farren, Bärlapp und ihr modernder Leib dient dem fallenden Samen als fruchtbares Keimbett. Eine lange Reihe junger Bäumchen wächst auf ihr empor. Manchmal sieht man so gefallene und bewachsene Stämme, die man „Nonnen" nennt, nicht mehr, sie sind seit Jahrhunderten verwest und zur Erde geworden, aber eine schnurgerade Reihe von Waldriesen bezeichnet die Stelle, welche der gefallene Stamm einst eingenommen hatte. Dort wieder sieht man eine alte, schon halb abgestorbene Tanne auf hohem Gestell riesiger Wurzeln stehen, zwischen denen man bequem durchgehen kann. Sie war vorzeiten auf einem modernden Stock emporgekeimt und als der Stock in Staub zerfiel, schwebte der junge Baum auf seinen Wurzeln in der Luft. Nach allen Richtungen, in allen Stadien der Zersetzung begriffen, liegen die todten Stämme. Zuweilen reckt ein Baum, der stehend starb, sein bleiches Gerippe, ganz entrindet, mit Moos und Flechtwerk behangen, gespenstisch zwischen das dunkle Grün der lebenden Tannen.

Von der kahlen Felsenkuppe des Kubani, welche wir von der „Kreuzfichte," einer Revier-Grenzsäule an der Luckenstraße, erklimmen, übersieht man den ganzen Zug des Böhmerwaldes, vom Arber bis zum Hochfichtet. Auf der Luckenstraße kehren wir durch Schattawa zurück und richten unsern Marsch gegen Wallern. Ehemals wurden die Wallinger durch den goldenen Steig, der vorbeigieng, reich, denn ein Privilegium des Wok von Rosenberg vom Jahre 1596 räumte ihnen das Recht ein, allen Säumern, die nicht in Wallern rasten und zechen wollten, Ross und Ladung zu nehmen. Heute leben sie von dem Ertrag ihrer herrlichen Wiesengründe, in denen zur Aufbewahrung der reichen Heuernte zahlreiche „Heustadeln" zerstreut liegen. Hunderte von starken Mastochsen senden sie jährlich nach Prag, und manches schöne Stück edler Rindviehrassen, die sie als tüchtige Landwirte zu züchten wissen. Die, welche keinen Besitz haben, verstehen es, sich auf eine andere Weise Geld aus der Fremde zu holen und ziehen als Hausierer und Leinwandhändler nach Österreich. Immer aber kehren sie in ihr rauhes Gebirgsthal wieder zurück, wo sie sich allein heimisch fühlen können. Denn sie sind ganz eigene Leute. Schon 1503 hatten sie sich unter Peter von Rosenberg von der Leibeigenschaft freigekauft, während sie die übrigen Bauern in Böhmen bis 1771 zu tragen hatten, und seitdem leben sie in einer gewissen Abgeschlossenheit,

halten alles Fremde fern und ihr Eigenes in Sitte und Gewohnheit fest, so dass sie sich den Spottnamen der Chinesen des Böhmerwaldes zuzogen. Doch dürfte man diesen Namen nicht vor ihnen nennen, denn die Wallinger Bursche haben eine derbe Faust und raufluſtigen Sinn. Selten geht es bei einer Kirchweih oder einer Tanzmusik ohne das lärmende Finale einer Rauferei ab, bei der Biergläser und Stühle durch die Luft fliegen und die erst endigt, wenn Öfen, Fenster, Tische und einige Köpfe zerbrochen sind. Das nennen aber die reschen Jungen einen „kloanen Gspoas," so lange es keine Messerstiche setzt. Eine andere Leidenschaft der Wallinger ist die Jagd, der sie freilich in Ermanglung eigener Reviere nur durch das Wildern genügen können. Ihre Kühnheit, ihr sicheres Auge, ihre nie fehlende Hand waren früher der Schrecken der herrschaftlichen Förster. Oft zogen sie in ganzen Banden herum bis nach Baiern und Hohenfurth hinab und zuweilen gab es kleine Schlachten zwischen den verwegenen Wilddieben und den Wächtern der Wälder. Sonst sind die Bewohner von Wallern kreuzbrave Leute und ehrlich gegeneinander. Diebstähle kommen nicht vor und die Thüren der Häuser bleiben Tag und Nacht unverschlossen. Woher die Wallinger stammen, ist bisher nicht ausgemacht, in allem bis auf die Kleidung unterscheiden sie sich von den andern Böhmerwaldbewohnern. Ihr Äußeres zeigt fast südlichen Typus. Schöne Mädchen mit blauschwarzen Zöpfen und glutigen Augen, schnell alternde, hagere Frauen, Männer mit braunem Teint, schwarzem Haar und gebogener Nase ließen fast schließen, dass sie nicht Deutsche sind. Manche sehen in ihnen alte römische Colonisten, andere deutsche Urbewohner Böhmens, einige fremde Säumer, welche, die Bedeutung des goldenen Steges erfassend, sich hier niedergelassen haben. Höchst eigenthümlich ist ihre „Haussprache," der Dialect, den sie unter sich sprechen und der sich durch die Dehnung der Vocale, durch massenhaftes Verschlucken der Mitlaute und durch viele auf ai und al endigende Verkleinerungsworte auszeichnet. Dirnai oder Dirnal heißt das Mädchen, Lenal die kleine Lene. Neben den vielen Spitznamen, die unter den Wallingern beliebt sind, fällt die Menge ungewöhnlicher Taufnamen auf: Hermenegild, Euphrosine, Scolastica, Emerentia, Kosmas, Peregrin u. s. w. Es soll ein Pfarrer einmal, um die beständigen Namen Seppal, Franzal, Annemarie und Mariafranzl auszurotten, allen seinen Täuflingen die Namen jener Heiligen aufoctroyiert haben, auf dessen Tag die Geburt des Kindes fiel.

Längs der malerischen Schillerberge führt uns eine gute Straße nach Böhmisch-Röhren, wo die Säumer ihre Rosse tränkten, dann über den fahrbaren Kirchensteig in das romantische Waldthal der kalten Moldau, nach Neuthal, wo der große Schwarzenberg-Canal beginnt, durch welchen eine Ausnützung der ungeheuren Holzmassen der Urwälder möglich geworden ist und an dem sich das Leben der Holzarbeiter concentriert. Ihr Gewerbe ist schwer und dabei nicht ohne Gefahren. Im Sommer freilich wird im *frischen Walde der geringere* Theil der Arbeit gethan, es wird das erforderliche

Holz gefällt und für den Transport im Winter vorbereitet. Sobald hinreichend Schnee gefallen, beginnt man das Holz zu den flößbaren Gewässern und Schwemmcanälen fortzuschaffen. Klötze und Stämme werden entweder auf Schlitten oder auch unmittelbar an Ketten gezogen. Die Scheiter werden aber auf Hörnerschlitten mit starken eisenbeschlagenen Kufen von Menschen transportiert. Nachdem an den abschüssigen Lehnen eine Art Bahn hergestellt worden ist, setzt sich ein Holzhauer auf den beladenen Schlitten zwischen die aufwärts gebogenen Hörner der Kufen, die er mit den Händen umfasst, und fährt dann, während er den Schlitten mittelst seiner Füße, die mit Steigeisen bewehrt sind, lenkt, pfeilschnell hinab. Um die Schnelligkeit der Fahrt zu mäßigen, hängt man hinten an den Schlitten Spalthölzer, sogenannte Hunde. Der Holzhauer kehrt sich mit dem Rücken zurück gegen das Holz, stemmt die Absätze seiner Stiefel in den Schnee oder stößt, wenn es gilt, die Fahrt noch mehr zu hemmen, den „Kral," eine an der rechten Kufe hängende Doppelgabel, in den Boden. Trotzdem kann es geschehen, dass der Schlitten aus der Bahn kommt und umstürzt. Die kleinste Unachtsamkeit, eine hervorragende Wurzel, ein Stein kann diesen Unfall herbeiführen, bei dem der Schlittenführer selten ohne schwere Verletzung davonkommt, ja leicht den Tod findet. Er kann gegen Baumstämme geschleudert und zerschmettert, oder unter dem Schlitten zerquetscht werden. Gewohnheit und Übung von Kindesbeinen, Geschicklichkeit und Körperkraft lassen aber ein solches Unglück verhältnismäßig selten eintreten. Bei der guten Bezahlung gerade dieser Arbeit werden Unglücksfälle auch bald vergessen und es melden sich genug Leute zu diesem Geschäfte. Im Frühjahr wird dann das Scheitholz in den Flüssen, Bächen oder Seen „verschwemmt," das Nutzholz, nämlich Stämme und Klötze, „getriftet." Das Schwemmen geschieht dadurch, dass man die Scheiter in das Wasser wirft und es seiner Strömung überlässt. Kleinere Bäche werden im Gebirge mit „Schwellen" versehen, d. h. es werden durch Anstauung des Baches Teiche gebildet, deren Schleuße bei gehöriger Wasseransammlung aufgezogen wird, worauf das in den Teichen angesammelte Holz mit dem ausströmenden Wasser herabschießt. Auch die Seen, in welche man von den Seewänden herab das Holz wirft, werden als solche Schwellen benützt. Zuweilen werden die Schwellen mit künstlichen, aus Stämmen gezimmerten Rinnen, „nassen Holzriesen" oder Wasserriesen verbunden, die natürlich eine starke Neigung erhalten, so dass das Holz pfeilschnell herabschwimmt. Auch „trockene Riesen," d. h. Rutschbahnen an steilen Thalabhängen gibt es, die man mit Stämmen einfasst und über welche das Holz hinabgerollt wird. Wo es an Flüssen fehlt, die das vom Gebirge herabgebrachte Holz weitertragen können, baute man in mehreren Gegenden Canäle, von denen der Schwarzenberg'sche der größte ist. Er misst in der Länge 6·7 Meilen und ist an 2 Meter breit. An manchen Stellen ist er in Felsen gesprengt ausgemauert und mit zahlreichen Schleußen, Einwurfsstellen,

Wärterhäusern und Brücken versehen. Er beginnt am Fuße des Dreisesselberges und zieht bei Neuofen und Glöckelberg vorbei über den Pass von Wuldau nach Österreich in die Mühl, welche das bis daher verschwemmte Holz in die Donau bringt. Jährlich werden so 18.000 Klafter Holz gegen Wien geführt.

Großartig sind auch die Vorrichtungen im Böhmerwald für das Triften des Holzes, das Fortschaffen der Stämme und Klötze in fließenden Gewässern dadurch, dass man sie zu Flößen, „Prahmen," bindet. Die Flößerei mit Prahmen beginnt auf der Moldau bei Humwald, südlich von Wallern, und ist auf diesem Fluss die großartigste in Europa. Bis Sachsen, Preußen und nach Hamburg ziehen die Flöße.

Da zu dieser großartigen Holzarbeit viel Menschenkräfte nöthig sind, so sind in den ursprünglichen Wildnissen des Böhmerwaldes viele Holzhauercolonien, scherzweise Holzhauerstädte genannt, entstanden. Manche sind nur im Sommer während der Fällzeit bewohnt. In Blockhäusern mit spitzen Dächern, oft ohne Schornstein, führen dann die Holzhauerfamilien ein echt amerikanisches Hinterwäldlerleben. Auch im Winter sind manche dieser Holzhauerstädte von den Waldarbeitern eine Zeitlang bewohnt, solange eben das Holz zu den Gewässern zu führen ist. Daneben findet man überall im Walde einzelne aus Stämmen und Fichtenschwarten (Rinden) errichtete Hütten, wo die ständigen Waldarbeiter die Woche über zubringen, während sie an Sonn- und Feiertagen in ihre entfernten Heimatdörfer eilen, um ihre Familie zu sehen oder die Kirche zu besuchen. Trotzdem, dass tausende Holzhauer beschäftigt sind, das Holz aus dem Wald zu schaffen, dass zahlreiche Fabriken und Glashütten viel Brennmaterial an Ort und Stelle brauchen und dass einiges zu Kohlen verbrannt wird, muss eine Unmasse Holzes, das nicht transportabel ist, unbenützt verfaulen. So groß ist der Holzreichthum des Böhmerwaldes.

Von der Rosenauer Kapelle, hinter dem großen Tunnel des Canals, im schönen Thal von Hirschbergen, zieht ein Reitsteig durch herrliche Fichtenwaldungen zu der Perle des Böhmerwaldes, dem Plöckensteinsee, dem größten, tiefsten unter allen. Wie ein sinnendes, träumerisches, dunkles Auge liegt er inmitten des hochragenden Waldes. Schroffe Felsen stehen an seinen Ufern und schauen in die kühle Flut, in welcher ihre grauen Schatten schwanken. Lichtgrüne Gebüsche, schwarze Föhren bedecken rings die Gehänge und darüber liegt Gottes blauer Himmel. Man kann hier tagelang weilen und sinnen und kein Laut stört die durch das Gemüth sinkenden Gedanken. Das ist der See, den Stifter so farbenreich geschildert hat. Hier fand der Dichter auch sein Denkmal. Hart am Absturz der Seewand steht ein aus des Böhmerwalds Urgestein massiv gehauener Würfel als Unterbau eines hohen Obelisken. Auf der Vorderseite stehen die Worte: „A. Stifter, dem Dichter des Hochwald," links: „Auf diesem Anger, an diesem Wasser ist

der Herzschlag des Waldes" und rechts: „Lieg' in hohes Gras gestreckt, schaue sehnend nach der Felswand." Am Fuße des Obelisken sieht man über Fichten und Tannen in das Thal, wo der flüssige Faden der Moldau blitzt und die Salnauer Berge ihre Gipfel erheben, auf freundliche Dörfer und Flecken, darunter auch den Geburtsort des Dichters, Ober-Plan.

Über Neuofen und Spitzberg gelangt man erst durch hohen Wald, dann durch die grünen Wiesen der Moldau dahin. Es ist ein freundlicher Markt, der in der Bauart seiner weißgetünchten Häuser schon an das nahe Österreich erinnert und ehemals dem aufgehobenen Kloster Goldenkron gehörte. In einem kleinen Häuschen, das mit einer Gedenktafel geziert ist, erblickte Stifter als Sohn eines Leinenwebers am 23. October 1805 das Licht der Welt, besuchte dann das Gymnasium zu Kremsmünster und die Universität zu Wien, wurde 1850 Schulrath in Linz und starb daselbst 1868. Seine „Studien" und „bunten Steine," sinnige Novellen voll eigenartiger Schönheit, gehören längst zur Lieblingslectüre aller Deutschen.

Adalbert Stifter.

Über Schwarzbach ziehen wir auf der Landstraße nach Friedberg. Ehe wir den Olschbach erreichen, treffen wir auf die zum Theil dem Fürsten Schwarzenberg gehörigen Graphitwerke in weiter Ebene, wo auf dunklem Moorboden lichte Kiefergehölze stehen. Über 300 Arbeiter sind da mit der Gewinnung des wichtigen Materials beschäftigt. Außer drei Dampfmaschinen, welche die Werke treiben, gibt es großartige Poch- und Schlemmwerke, Darren, Speicher und Verpackungsräume. Die sieben in Betrieb stehenden Schächte sind nicht tief, da der Graphit sehr oberflächlich gelagert ist. In der obersten Schicht, wo er als grauschwarze, schmierige Masse erscheint, wird das treffliche Schreibmaterial für die Hardmuth'schen Bleistifte

gewonnen, in den untern Schichten ist der Graphit zu viel mit Schwefelkies versetzt, hart und spröde. Friedberg liegt sehr anmuthig in einem Thalkessel, der rings von bewaldeten Höhen umgeben ist. Die weißen Häuser mit rothen Dächern heben sich sehr freundlich von dem grünen Hintergrund der Gärten und Berge ab. Auf den Wiesen liegt überall Garn und Leinwand zur Bleiche, in vielen Häusern klappert der Webstuhl und surrt das Spinnrad. Denn in der ganzen Gegend von Unter-Wuldau bis Hohenfurt ist Leinweberei die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung.

Von der Vorstadt Friedau zieht sich eine schöne Waldstraße nach St. Thoma. Es ist dies ein kleines ärmliches Dorf, auf dem Rücken des gleichnamigen Gebirgsplateaus, am Fuße des Berges, auf dem die Burgruine Wittinghausen sich erhebt.

Über einige gut bestellte und selbst in dieser bedeutenden Höhe noch immer den Fleiß des Menschen lohnende Krautfelder und einen wüsten Heidegrund hinweg gelangt man zu der Burgruine, vom Volksmund „das alte Schloss" genannt. Da steht man auf historischem Boden, der auch die Weihe der Poesie empfangen. „Oft saß hier in vergangenen Tagen in dem Mauerwerke, ein liebgewordenes Buch lesend, oder bloß den lieben aufkeimenden Jugendgefühlen horchend, durch die ausgebröckelten Fenster zum blauen Himmel schauend, oder die goldenen Thierchen betrachtend, die neben ihm in den Halmen liefen, oder statt dessen bloß müßig und sanft den stummen Sonnenschein empfindend, der sich auf Mauern und Steine legte" — ein jugendlicher Dichter — Adalbert Stifter. Dorthin lenkte er in späterer Zeit, so oft sein Herz in süßem Heimweh sich von den stolzen Palästen der Hauptstadt abwandte, seinen Blick, und in seiner schönen Novelle „Der Hochwald" gibt er eine poetische Schilderung der Ruinen von Wittinghausen. Man kommt zunächst an eine Ringmauer, die mit Schießscharten und an der Innenseite mit Laufgängen versehen ist. Auf der Nordseite ist sie gut erhalten, gegen Süden aber liegt sie in Schutt. Zwischen ihr und dem Hauptgebäude bemerkt man wenige Reste von Gebäuden, die für die Besatzung und Vorräthe bestimmt gewesen sein mögen und in deren Mitte sich ein Felsen mit dem zweistöckigen Palas, dem eigentlichen Schloss, erhebt, in jedem Stockwerk in zwei Stuben abgetheilt. Ein sonst bei Burgen gewöhnlicher „Bergfried," ein hoher Wartthurm, scheint hier gefehlt zu haben, so dass Wittigos Haus ein Haus im eigentlichen Sinn, nur befestigt und wehrhaft gemacht war. Aber es hatte seine strategische Bedeutung, da es den Weg aus dem Mühlviertel von Leonfelden und Helfenberg über Weißenbach nach Böhmen beherrschte. Für den Oberplaner Bezirk hat „das alte Schloss" den Charakter eines Wahrzeichens; es ist ein wahres „Lug ins Land" zur Wacht am Eingang des Landes.

Wahrscheinlich war Wittinghausen der Ur- und Stammsitz der Wittigonen und hieß auch Wittigstein. Die Wittigonen waren die Ahnherren

der Herren von Rosenberg, welche anfänglich nur einen Zweig des Geschlechtes gebildet hatten. Zuerst urkundlich sind sie erwähnt mit „Witko dapifer“ unter Wladislaw I. 1169, den wir 1173 mit einer Sendung am Hofe Kaiser Friedrichs I. finden und der nach einer Wallfahrt zum heiligen Grabe 1194 starb. Sein Sohn Wittigo subcamerarius ist der nähere Ahnherr des Geschlechts von Krumau, zu dem auch der berühmte Zawisch von Falkenstein angehört, welcher sich nach einer oberösterreichischen Burg so nannte. Diese Krumauer Linie erlosch aber schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Der Name „Rosenberg“ kommt vorzugsweise jener Linie zu, die sich von dem zweiten Sohne des erwähnten „alten Wittigo“ herleitet. Aus ihr ragt Wok von Rosenberg, der Erbauer dieser Burg und des Cistercienser-Stiftes Hohenfurt, hervor, ein Mann von unvergänglichem kriegerischen und staatsmännischen Ruf, der 1257 bei Mühldorf, 1260 bei Kressenbrunn rühmlich mitkämpfte. Von einem dritten Sohn des alten Witek werden die Herren von Wittingau und von einem vierten jene von Neuhaus abgeleitet.

Für den Böhmerwald war das Haus der Wittigonen von der größten Bedeutung, ihnen verdankte Wallern, Tusset, Oberplan, Unterwuldau, Friedberg, Hohenfurt, Rosenberg, Krumau die Entstehung. Was Wittinghausen selbst betrifft, so stand es schon im 13. Jahrhundert und blieb bei der Gründerfamilie bis 1412, wo es an Rainprecht von Wallsee verkauft ward, kam aber schon 1464 an die Rosenberge und gehört seitdem zur Herrschaft Krumau.

Im Jahre 1394 brachte der König Wenzel als Gefangener einen Tag lang, von Heinrich II. von Rosenberg bewacht, auf Wittinghausen zu. Das Schloss war dann zur Zeit der Hussitenkriege in Gefahr, zerstört zu werden, fiel 1618 den oberösterreichischen Rebellen in die Hände, sah aber im dreißigjährigen Kriege keine Schweden, noch weniger wurde es durch dieselben zerstört, wie der Dichter des Hochwald erzählt. Es scheint vielmehr, dass ein zufälliger Brand das alte Gebäude einäscherte.

Hart am rechten Moldauufer führt uns die Straße nach Heuraffl, einem großen aus weit umhergestreuten Häusern bestehenden Dorf mit alter gothischer Kirche von 1384, und weiter an den Abhängen des Holitschberges über die „Lippner Schweb,“ wo die auf der Moldau herabgetriffteten Prahmen auseinandergenommen und zu Wagen nach Hohenfurt gebracht werden, nach dem Dörfchen Kienberg, das zu beiden Seiten des Flusses zwei ganz gleiche Kirchlein besitzt. Die Sage erzählt, dass zur Zeit Jodoks I. von Rosenberg die zwei Brüder Prokop und Ulrich ein und dasselbe Edelfräulein liebten, darob miteinander in blutige Fehde geriethen und an dieser Stelle im Kampfe, ohne sich zu kennen, weil sie das Visier geschlossen hatten, aufeinanderstießen. Kaum aber zogen sie die Schwerter, als eine Stimme vom Himmel rief: „Versöhnt Euch, Ihr seid ja Brüder!“ Erschüttert durch das Wunder versöhnten sie sich und bauten die beiden Kirchen.

Unterhalb Kienberg gelangen wir bald zur engen, wilden Teufelsmauerschlucht (auf ältern Karten angustiae montium), die durch den Hirschberg und das Gebirge von Poschlag gebildet wird. Als Wok I. von Rosenberg einst über eine ihm bekannte Furt die Moldau überschreiten wollte, gerieth er in den angeschwollenen Fluten in Lebensgefahr. Da gelobte er in seiner Noth, für den Fall seiner Rettung an der Stelle ein Kloster zu gründen und siehe da, die Mutter Gottes schwebte aus dem geöffneten Himmel hernieder und zog den mit dem Tode Kämpfenden aus den empörten Wogen. Wok hielt sein Versprechen, aber dem Teufel paßte die fromme Stiftung nicht und er gedachte sie zu verderben. In dunkler Nacht gieng er mit seinen Gesellen ans Werk, um eine Wand aus mächtigem Felsgestein quer durch die Moldau zu ziehen und das neue Stift „Hohenfurt" durch eine Überschwemmung zu vernichten. Die Arbeit war indessen selbst den infernalischen Baumeistern zu gewaltig und ehe sie noch damit zu Ende kamen, schlug die Uhr des Klosters die erste Stunde nach Mitternacht, krachend borst ihr Bau auseinander und seine Trümmer stoben durch das Thal. Von der Teufelskanzel, nahe an der Straße, sah Lucifer zu, wie seine Diener die Felsenmauer bauten und wie sie in die brausende Flut zerfiel. Wenn wir den hochstämmigen Wald passiert haben, durch welchen die Straße weiter führt, so eröffnet sich uns der Anblick des erwähnten Cistercienser-Stiftes und des Städtchens Hohenfurt.

Anmuthig zwischen Obstgärten, Fluren und Wiesen liegen sie an dem Flusse da. Das Städtchen mit seinen 1200 Einwohnern soll älter sein, als das Stift, hat aber ein modernes Aussehen, weil es wiederholt von großen Bränden heimgesucht war. Sehenswert ist das Stift mit seinen Kunst- und Literaturschätzen, eine wahre Perle des Moldauthales, über welchem es sich auf einem Felsvorsprung erhebt. Mit seinen Mauern und runden Vertheidigungsthürmen sieht es recht trutzig und geharnischt herab, wie eine Mahnung an die Zeit, wo auch die Diener des Herrn das Sturmgewand unter der Kutte trugen und zum Schutz für ihre Heiligthümer tapfer gegen die Hussiten fochten. Am schönsten nimmt es sich von Norden her aus, wo hohe dichtbewaldete Berge den romantischen Bau umrahmen. Ein breiter Fußweg und eine Treppe führt uns vom Städtchen aufwärts in das Kloster.

Im Fußgetäfel seiner Kirche sind zahlreiche Grabsteine von Äbten, vergebens aber fragt man nach dem Gruftdeckel des großen Grabgewölbes der Rosenberge, das sich unten befindet. Geheimnisvoll schüttelt der Küster das Haupt und erzählt, kein Sterblicher wisse den Eingang, der stets geheim gehalten wurde. Nur zwei Geistliche hätten darum gewusst, als man am 1. Februar 1612 den letzten der mächtigen Rosenberge begrub und diese nahmen ihr Geheimnis mit sich ins Grab. Balbin erzählt uns (1677), die Rosenberge lägen da nicht in Särgen, sondern säßen als Skelete auf Stühlen, *wie die alten Welfen in* ihrem schwäbischen Benedictinerkloster Weingarten.

Freilich, was die Mönche nicht wissen, das hat historische Forschung doch gefunden und der nun verstorbene treffliche Prof. Matthias Pangerl in Prag hat es unzweideutig nachgewiesen, dass der Eingang in die Gruft sich auf der Evangelienseite des Chores befindet. Über das Begräbnis des letzten Rosenbergers aber meldet eine gleichzeitige Aufzeichnung in den Acten von Hohenfurt: Am 1. Februar allhie ist begraben worden im Beisein unterschiedlicher kur- und fürstlicher Gesandter und anderer vornehmer Herren Standespersonen der hochwürdige Fürst und Herr, Herr Peter Wok Ursin von Rosenberg u. s. w. So bilden sich Sagen. Im Capitelsaal soll einer Sage nach das Haupt des hingerichteten Zawisch von Falkenstein eingemauert sein.

Reich sind die Sammlungen des Klosters. In drei prunkvollen Sälen besitzt es eine Bibliothek von 37.000 Bänden, die, wissenschaftlich geordnet,

Krumau.

viele alte Druckwerke, geschriebene Codices mit prächtigen Miniaturen und sehr schätzbare Incunabeln enthält. Ein Stolz der geistlichen Herren ist eine Vulgata Melanchthons, mit Marginalien von seiner eigenen Hand. Das Stift blieb seit seiner Gründung (1259) fast unberührt von den Wirren der Welt, nur 1422 erlitt es eine Plünderung durch die Hussiten und wurde mehrmals vom Feuer heimgesucht. Kaiser Josef II. setzte die Zahl seiner Mönche auf 18 herab, heute sind es aber wieder etwa 50.

Wir folgen der Wendung der Moldau nach Norden und erblicken bald die hochgethürmte Burg Rosenberg sammt der gleichnamigen Stadt, ein Landschaftsbild voll mittelalterlicher Romantik. Die kleine Stadt mit 1250 Einwohnern bietet nichts Besonderes, die Burg aber im Besitz der Grafen von

Bouquoy ist ein ansehnlicher Bau, obwohl er infolge vieler Restaurationen keinen alterthümlichen Charakter zeigt. Eine gute Straße am linken Ufer des Flusses führt uns in einigen Stunden zu der bedeutendsten Stadt des Böhmerwaldgebietes: Krumau, mit 7400 Einwohnern, 6 Vorstädten und einem Schloss, das nächst der Prager Königsburg das großartigste in Böhmen ist. Die Stadt soll um 1000, die Burg im 11. Jahrhunderte erbaut worden sein. Die Sage weiß davon zu melden, dass, als noch ein dichter Wald die Gegend bedeckte, eine Räuberbande hier gehaust habe, die Herren von Rosenberg trieben sie auseinander und gründeten zum Schutze der Gegend ein festes Schloss da, wo die Räuber ihr Felsennest gehabt hatten. Unter den Rosenbergern blühte Krumau durch Bergbau empor, am meisten unter Wilhelm, der mit Recht der Krösus Böhmens genannt wurde. Die unsinnigsten alchemistischen Versuche konnten seinen Reichthum nicht erschöpfen. Damals war die Alchemie, über welche wir nur lächeln können, die aber doch einen Nutzen hatte, weil ohne einen Albertus Magnus, Theophrastus Paracelsus kein Lavoisier gewesen wäre, auch in Böhmen Mode. Sie kam im 14. Jahrhundert dahin, als die Goldlager von Eule, die das Land zu einem wahren Californien Europas machten, versiegt waren. Da kamen Abenteurer, welche vorgaben, im Besitze des großen Elixiers, des Steins der Weisen, des großen Magisteriums, der rothen Tinctur zu sein, womit sie jedes Metall in Gold wandeln könnten, des kleinen Elixiers, welches alles zu Silber macht, oder gar der Panacée des Lebens, des aurum potabile, wodurch Krankheit geheilt, das Leben verlängert wird. Die erste Erwähnung derlei Schwindels haben wir in dem 1394 geschriebenen böhmischen Gedichte „Neuer Rath des Smil Flaschka von Pardubitz." Die Thiere geben da ihrem Könige, dem Löwen, verschiedenen Rath und da heißt es V. 1555, er möge sich mit der Alchemisten-Goldmacherei und andern Zaubereien, die nichts als unsinnig Zeug seien, nicht befassen. Aber so einsichtig wie Smil waren nicht alle. 1444 schreibt Herzog von Troppau, der Neustädter Oberschreiber Prokop möge ihm nach Königgrätz einen tüchtigen Adepten senden, 1480 kauft Heinrich von Podiebrad ein Haus in Prag, das er als alchemistisches Laboratorium einrichtet, 1519 finden wir Peter Klenowsky von Janowitz als eifrigen Schüler der geheimen Kunst, 1526 hören wir von einem Process gegen einen Alchemisten Michael Plaman von Kinsberg und 1531 wurde ein „berühmter" Meister Nikolaus wegen Falschmünzerei im Prager Rathhaus hingerichtet. Johann von Hasenburg verkochte Millionen, so dass sein Geschlecht 1633 in Armut ausstarb, und ähnlich machte es Bawor Rodowsky. Im 17. Jahrhundert war der Hof Rudolfs II. das Centrum der alchemistischen Künste und von aller Welt verschrieb sich dieser Kaiser abgefeimte Betrüger und Charlatane, die ihm Gold machen sollten. Freilich gieng es den meisten endlich schlecht, indem man sie gewöhnlich durchschaute, aber das *heilte nicht den Kaiser* von seinem Wahne. Einer war Dr. John Dee, ein

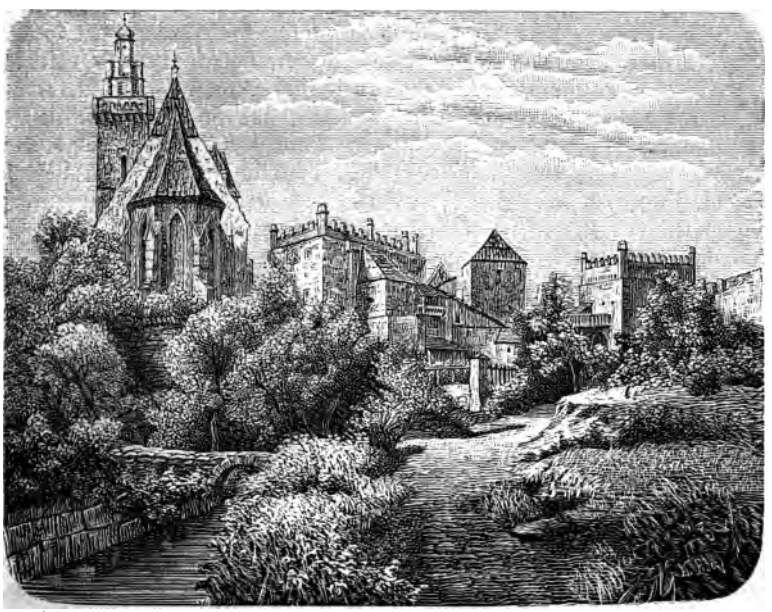
Engländer, der aus Böhmen verwiesen wurde, andere waren Ed. Kelley, der als Gefangener auf Pürglitz starb, Jakob Güßenhöfer, der am Galgen endete, und der ehemalige Bartscherer Johann Müller, der geadelt, dann aber gehenkt wurde. Ebenso ergieng es dem Grafen Marco Bragadino. Freilich auch in diesem Jahrhundert erhoben sich vernünftige Männer dagegen, so Amos Comenius in seinem Labyrinth der Welt, 1623. Noch unter Leopold I. laborierte indessen ein Augustinermönch Wenzel Seyler in Kuttenberg, und der letzte böhmische Adept soll erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gestorben sein, namens Mladota, Besitzer des sogenannten Faustischen Hauses auf dem Karlsplatz. So sehen wir diese Thorheit auch in Böhmen großartig vertreten. Der erwähnte Wilhelm von Rosenberg war nun auch ein Gönner der Adepten und ließ in Krumau 1563 für einen Antonio Michele ein Laboratorium errichten und zwei andere noch in Prachatitz und Wittingau. Eine ganze Reihe von Gauklern fand bei ihm offenes Haus, ihn plündernd, und nur der fast unerschöpfliche Reichthum Wilhelms erklärt es, dass er nicht wie Bavor von Hurištan als Bettler starb. Die größten Beweise des Aufwandes, welchen Wilhelm machen konnte, sind die Beschreibungen der Kampfspiele und Jagden, an welchen Ferdinand I. oft theilnahm. Bekannt ist der Küchenzettel bei Wilhelms dritter Hochzeit mit der Markgräfin von Baden. In 5 Tagen, vom 26. Jänner bis 1. Februar 1578, wurden auf Schloss Krumau vertilgt: 110 Stück Hochwild, 4460 Stück kleinerer Jagdthiere, 1800 Ochsen, Kälber und Schweine, 8241 Stück Geflügel, 29.000 Pfd. Teichfische, 16.500 andere Fische, 5200 Schock Krebse, 30.000 Eier und dgl. Getrunken wurden in der Zeit 903 Fass Bier, 1100 Eimer Wein und außerdem 40 Tonnen spanischer Weine. Daneben aber wurden für jene Gäste, die nicht im Schloss untergebracht werden konnten, in den Herbergen der Stadt 7354 Gulden Zeche gezahlt. Wilhelms Auftreten erregte auch überall Aufsehen und als er im Auftrage des Kaisers Maximilian II. 1575 nach Polen gieng, um für einen österreichischen Erzherzog die Königskrone, welche durch die abenteuerliche Flucht Heinrichs von Valois erledigt war, zu erreichen, so imponierte er den edlen Wojwoden der Republik so, dass ihn viele aufforderten, selbst als Candidat für die Krone aufzutreten, was er vernünftig genug ablehnte. Seine Leichenfeier, als er 1592 starb, dauerte vom 16. October bis 11. December und wurde ebenso oft beschrieben, wie jenes Hochzeitsfest zu Krumau. Peter Wok, der letzte Rosenberger, verkaufte 1602 Krumau an König Rudolf II., 1622 schenkte es Kaiser Ferdinand II. dem Johann Ulrich von Eggenberg und erhob es zu einem Fürstenthum mit herzoglichem Titel. Im 30jährigen Krieg litt die Stadt vielfach, erholte sich aber wieder. Seit 1719 gehört die Herrschaft der Familie Schwarzenberg.

Das Sehenswerteste von Krumau ist, obwohl schon die Stadt mit ihren engen Gassen, alten Häusern und durch die Lage an dem felsigen Ufer

der Moldau anziehend ist, doch das Schloss, welches mit seinen 5 Höfen einen bedeutenden Gebäudecomplex umfasst. An verschiedenen Stellen bietet es reizende Aussichten auf die sich ringsum dehnenden Wälder, besonders den Plansterwald.

Nach diesem richten wir unsere Wanderung, indem wir jedoch dem Lauf der Moldau entgegengehen, und gelangen zu dem Trümmerhaufen der ehemals großartigen Burg Maidstein, welche auf schroffen Felsen die Moldau beherrscht. Sie ist unter Karl IV. von Jodok v. Rosenberg als Wohnsitz seiner fünf Schwestern, bevor diese verheiratet wurden, erbaut und ist vielleicht im 30jährigen Krieg zerstört worden. Im Volksmunde lebt die Sage, dass im großen, noch jetzt sichtbaren Kellergewölbe ein bedeutender Schatz liege, den ein Zwerg hütet. Wenn die Maiblumen zu blühen beginnen, sieht man diesen zuweilen nachts bis Juni im Schloss herumgehen. Auch sitzt er dann gerne an der „hohen Steinwand" und niest von Zeit zu Zeit weit vernehmbar. Wer dies nicht weiß und ihm unverdrossen aus gutem Herzen fünfmal „Gott segne Euch" zuruft, der kann den Schatz heben. Nach etwa $1^1/_2$ Stunden erreichen wir die auf einer felsigen Halbinsel im Flusse liegende ehemalige Abtei Goldenkron, welche Ottokar II. zur Erinnerung an seinen großen Sieg auf dem Marchfelde über den König von Ungarn 1260 gründete. Aufs reichlichste ausgestattet, erfuhr die Stiftung schwere Schicksale. Schon im Kriege zwischen Ottokar und Rudolf von Habsburg verwüstet, wurde sie 1420 von Zischka vollständig geplündert und die Mönche wurden an den Linden vor dem Kloster aufgehängt. Seitdem sollen nach der Sage diese Linden die kapuzenförmig gestalteten Blätter haben, die der Botaniker freilich überall an den Winterlinden trifft. Noch einmal raffte sich das Kloster auf, wurde jedoch abermals 1648 von den Schweden zerstört, was seinen Wohlstand herabbrachte. 1785 hob es Kaiser Josef II. auf. Im ehemaligen Capitelsaal ist jetzt eine Eisengießerei, berußte Männer hantieren in den Zellen der Mönche, Maschinen sausen, wo ehedem Chorgesänge erschollen! Wir wenden uns lieber dem Walde zu und ersteigen den 1061 Meter hohen Schöninger, der mit einem massiven Aussichtsthurm gekrönt ist und eine herrliche Rundsicht bietet, nach Westen bis zur mächtigen Kuppe des Rachel, im Osten weit über die Wittingauer Ebene und zu den duftig blauen Contouren der Gratzner Berge. Bei Berlau führen uns die Stege, welche den herrlichen Wald durchziehen, wieder auf die Fahrstraße und diese leitet durch anmuthig bewegte Gegenden nach Prachatitz. Es ist ein höchst malerisches Bild, welches diese alte, nach dem Charakter ihrer Bauwerke in Böhmen einzige Stadt in dem Thalbecken des Zivnybaches bietet. Wer sie so liegen sieht, mit ihren Mauern, Thürmen und Zinnen, meint, es müsse jeden Augenblick ein Reiterzug in glänzenden *Farben mit* Speer und Schild aus den Thoren reiten. Die engen, krummen *Gassen mit schwarzen,* alten, engbrüstigen Häusern möchten wohl von einer

langen Vergangenheit erzählen. Und so ist es. Noch heute schallt allabendlich um 10 Uhr die „Säumerglocke," deren Klang ehedem eine ganze Stunde lang ertönte, um den durch das Walddunkel daherziehenden Karawanen ein Zeichen zu geben, dass die gastliche Herberge nicht mehr ferne sei. Am goldenen Steige, als privilegierter Hauptstapelplatz des Salzes, gelegen, war Prachatitz im Mittelalter zu großem Reichthum gelangt, am blühendsten war es unter Johann von Luxemburg, der es 1323 zur Stadt erhob, und unter seinen nächsten Nachfolgern. Die lateinische Schule der Stadt genoss damals einen großen Ruf, Johannes Huß, Zischka von Troznow, sollen ihre Schüler



Prachatitz.

gewesen sein, zwei andere bedeutende Männer aus Prachatitz bildeten die Zierden der Prager Universität, Christian und Wenzel von Prachatitz, der erstere († 1439), ein berühmter Mathematiker und Astronom, der zweite ein gefeierter Arzt. Ein dritter Sohn der Stadt aus derselben Zeit, Johann von Prachatitz, gehört zu den vorzüglichsten Meistern der Gothik und baute von 1407—1433 den Hochthurm der Wiener Stephanskirche bis zur Spitze und schmückte das Innere mit der prächtigen Kanzel. Wahrscheinlich war er ein Schüler des Baumeisters Hedbawný, der Karlsberg bei Bergreichenstein, Nepomuk und Goldenkron baute. Eine ehrenvolle

Prüfung bestand Prachatitz in den Hussitenwirren. Die Bürger hielten es, als unter dem Schutz des Wyschehrader Propstes, zu dessen Besitz die Stadt seit 1086 gehörte, stehend, mit den Katholiken und Zischka belagerte die Stadt, welche die Prager Artikel anerkennen mußte und dafür geschont wurde. Da aber die Gegner des Kelches wieder die Oberhand gewannen, kehrte Zischka, der fortgezogen war, im November 1420 vor Prachatitz zurück. Als die Bürger seine Aufforderung, ihm die Thore zu öffnen, zurückwiesen, rief der Führer der Taboriten: „Ich schwöre heute zu Gott, daß ich, wenn ich Euch mit Gewalt erobere, niemanden von Euch am Leben lassen, sondern alle, so viel Eurer sind, umbringen lassen will." Die Hussiten drangen vor und es half nichts, daß die Prachatitzer tapfer ihre Mauern mit Stücken, Haken, Steinwürfen und brennendem Pech vertheidigten. Bald waren sie überwältigt und Zischkas Scharen ergossen sich plündernd und mordend in die Stadt. Nichts Männliches wurde verschont und 85 Gefangene ließ der unmenschliche Sieger in die Sacristei der Stadtkirche sperren, rings Stroh und Pech anhäufen und dann anzünden. Vergeblich suchten die dem Fenster zunächst Stehenden in ihrer Todesangst das eiserne Gitter herauszureißen und sich zu retten — noch jetzt sieht man die Eisenstäbe, wie sie die Verzweiflung bog; Ausweg fand keiner, alle mußten qualvollen Todes sterben. 1507 kam Prachatitz an die Rosenberge, unter deren Herrschaft es sich vollständig erholte, aber 1620 wurde die Stadt, weil sie auf Seite des Winterkönigs gestanden hatte, von Ferdinands Feldherrn, Grafen Bouquoy von Longueval, dem Sieger am Weißen Berge, bombardiert, geplündert und vom Kaiser ihrer Güter beraubt. Als dann gar 1692 die Privilegien des goldenen Steiges aufgehoben wurden, verfiel die Macht der Stadt, die erst in der neuesten Zeit durch Getreidehandel einen neuen Aufschwung nimmt.

Die Umgebung der Stadt bietet des Interessanten genug. Am Fuße des Libin (1097 Meter) liegt sehr lieblich das vielbesuchte Margaretenbad mit Mineralquellen, etwas entfernter gegen Wallern die Heilquelle Grindschedel und nicht weit davon auf steilem Felsvorsprung über der Flanitz die wildromantisch gelegene Burgruine Hus, 1341 zum Schutze des goldenen Steiges erbaut, dann im Besitz des Niklas von Hussinetz, des Anführers der Hussiten, der 1419 von hier aus gegen Prag zu ziehen beschloß. Als sie in die Gewalt des berüchtigten Raubritters Habart von Lopata kam, der den goldenen Steig von da aus beunruhigte, wurde sie von den benachbarten Herren 1441 nach sechsmonatlicher Belagerung erobert und geschleift. An der Blanitz gegen Norden besuchen wir den kleinen tschechischen Marktflecken Hussinetz (1200 Einwohner), wo man uns in Nro. 36 das noch in seiner Ursprünglichkeit erhaltene Geburtshaus von Johann Huß zeigt. Er erblickte hier am 6. Juli 1373 das Licht der Welt.

Im Thal der Blanitz abwärts wandernd, kommen wir zum kleinen *Markte Barau (1500* Einwohner), von wo wir einen Ausflug nach der

wohlerhaltenen Ruine der im dreißigjährigen Kriege zerstörten Helfenburg unternehmen. Bei Wodnian (4400 Einwohner), einer früher bedeutenden Stadt, die ungefähr ähnliche Schicksale wie Prachatitz erlitt, erreichen wir die Schienen der Franz Josefs-Bahn. Ehe der Zug abfährt, der uns gegen Pilsen führen soll, können wir flüchtig wohl noch das Schwarzenbergsche schöne Schloss Libjetitz und die Wallfahrtskirche von Lometz besehen — dann aber rasch mit dem Dampfross in das Thal der Wottawa. Station Strakonitz! Nahe dem Bahnhof liegt die Stadt mit ihrem alterthümlichen, dem Malteserorden gehörigen Schloss und der gothischen Dechanteikirche. Besonders Anziehendes hat die kleine Stadt (5800 Einwohner) wohl nicht, außer wir wollten uns die Bilder des Malers Skreta in der Kirche ansehen, oder die Fabrication rothwollener Strümpfe und rother Feze (Kappen), die hier einen eigenthümlichen Industriezweig bildet. Wenn wir nun aber auch nicht aussteigen, so dürfen wir doch nicht versäumen, links zum Fenster einen Blick in die Gegend zu thun. Wir sehen den langen Zug des Böhmerwaldes vor uns, aus dem besonders imponierend die breite Kuppe des Kubani hervortritt. Ein Dudelsackpfeifer, der sich vernehmen lässt, erinnert uns, dass wir in Strakonitz in der Heimatstätte dieses böhmischen Nationalinstrumentes sind, welches ein gewisser Schwanda hier zuerst construiert haben soll. Strakonitz ist aber auch die Heimat eines der besten Dichter der Tschechen, Franz Ladislaw Čelakovský, der 1797 geboren wurde. Er war zuerst Bibliothekar bei dem Fürsten Rudolf Kinsky, dann Professor der slavischen Philologie an der Universität Breslau, zuletzt Professor desselben Faches zu Prag. Er kannte fast alle europäischen Sprachen und ragte als Gelehrter hervor, wie als lyrischer und epischer Dichter durch Universalität des Denkens und durch die Formvollendung seiner Sprache. Die erste Sammlung seiner Gedichte heißt „Die hundertblättrige Rose," aus hundert Stücken bestehend, in denen der Dichter Liebe, Freundschaft, Vaterland, Natur, Gott feiert. Die zweite Sammlung enthält den Nachhall russischer, die dritte den Nachhall tschechischer Volkslieder. Es sind nicht wirkliche, sondern nur nachgebildete Volkslieder, aber mit großem Verständnis dem Volksgeist abgelauschte Gedanken und Formen. Čelakovský war eben ein feiner Beobachter des menschlichen Lebens,

Johann Huß.

und kannte besonders das slavische durch und durch. Die anderen Gedichte sind Oden, Sonette, Epigramme und Übersetzungen aus fast allen europäischen Sprachen. Der verdienstvolle Schulrath Josef Wenzig hat seine Lieder zum Theil ins Deutsche übersetzt. — Das Thal der Wottawa aufwärts führt uns der Dampfwagen nach Horažďowitz, (3200 E.), in anmuthiger Thalmulde mit schönem Schloss und Park der Fürsten Kinsky. Hier wollen wir den Eisenbahnzug verlassen, um in der Richtung gegen Schüttenhofen einen Ausflug zu den weithin sichtbaren Ruinen von Rabí im Otawathal zu machen. Ein steiler Weg führt uns zur Burg hinan, die drei durch Gräben und Zugbrücken geschiedenen Höfe umfasst. Im dritten ist die vierstöckige Hochburg noch ziemlich wohlerhalten. Steigt man auf der Holztreppe in die Höhe der Mauer, so genießt man einen schönen Blick über die weitgedehnten Reste der Burg, deren Ringmauern so breit sind, dass ein Wagen bequem auf ihnen fahren konnte, und auf die Umgebung. Nicht fern glänzt das Schloss der Fürsten Lamberg, denen Rabí jetzt gehört, darüber hinweg sieht man die hohe Kirche von Nezamyslitz, südlicher die Zündwarenfabrik von Schüttenhofen, die mit ihren Erzeugnissen sogar Amerika versieht, im Hintergrund den düstern Böhmerwald. — Benützen wir die Franz Josefs-Bahn weiter, so gelangen wir über eine holzreiche Hochebene in das waldige Thal der Oslawa, berühren Station Nepomuk, den Geburtsort des heiligen Johann von Nepomuk (1320), erblicken links auf bewaldetem Berg Grünberg, ein Schloss des Grafen Colloredo, bald darauf rechts auf einer Anhöhe die Trümmer von Reichenhard und erreichen Pilsen.

Am Zusammenfluss der Mies und Radbusa, in einem weiten Plateau zwischen lachenden Fluren, ein Knotenpunkt der Eisenbahnen, Mittelpunkt einer lebendigen industriellen Thätigkeit ist Pilsen (37.600 Einwohner), nächst Prag die volkreichste, bedeutendste Stadt des Landes. Fünf Vorstädte schließen sich an die eigentliche Stadt an und waren ehemals durch Wall und Mauern getrennt, aber die Thore fielen, die Wälle wurden ausgefüllt und die alten Fallbrücken über die Flüsse, welche Pilsen so stark machten, wurden durch steinerne ersetzt. Denn als Industriestadt für Bierbrauerei, Chemikalien, Leder und Eisenwaren und als wichtiger Handelsplatz kann Pilsen solche enge Umschnürung nicht mehr brauchen. Bekannt ist, dass sich Pilsner Bier verdienten Weltruf erworben. Der Yankee in Amerika, der wählerische Franzose, der verwöhnte Engländer — alle schlürfen den erquickenden Trank, der aus den Riesenkellereien Pilsens zur Versendung kommt. Einen kleinen Begriff von dem Absatz des „bürgerlichen" und „Actien-Bräuhauses" bekommt man, wenn man hört, dass beide jährlich an 21,500.000 Liter Gerste und 4500 Centner Hopfen verbrauchen. Das in den Kellern lagernde Bier repräsentiert einen Wert von Millionen. Freilich müsste Pilsen noch unendlich mehr feines edlen Gebräues erzeugen, wenn alles, was „Pilsner" heißt, es auch wäre. Der Fremde mag eben leicht jedes böhmische Bier für Pilsner

nehmen, denn jedes ist gut und die meisten besser als andere. Schon durch die Industrie wird Pilsen belebt, es ist aber auch der Sitz der Bezirks- und Kreisämter, einer Berghauptmannschaft, einer Handelskammer, vieler Schulen und starker Garnisonsplatz, so dass in seinem Straßenverkehr etwas Großstädtisches liegt. Im Innern bietet es in seinen Gebäuden einen alterthümlichen Charakter; eine imposante Zier des großen Ringes ist, in seiner Mitte stehend, frühgothisch, hoch und schlank in den Formen, die St. Bartholomäus-Kirche, deren Inneres manches Kunstwerk birgt, und das altersgraue,

Pilsen.

weitläufige, reich verzierte deutsche Haus, die ehemalige Residenz der Comthure von Pilsen.

Reich ist die Geschichte der Stadt. Hier lieferte Herzog Boleslaw II. dem Kaiser Otto II. 976 eine siegreiche Schlacht, aus welcher der letztere nur mit genauer Noth entkam. Kosmas von Prag führt Pilsen in der gereimten Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert († 997) schon als festen Ort auf. Im 11. Jahrhundert ist es der Vorort der Grenzzupa und erlebte seine Blüteperioden, wie fast alle Städte des Landes, unter Přemysl Ottokar II. und unter Karl IV., der den Pilsnern bedeutende Privilegien gab, wofür

sie treu an seinem Sohne Wenzel IV. hiengen. In den Hussitenwirren hielt Pilsen es anfangs mit Zischka und widerstand 1419 Sigismund. Die Hussiten betrachteten Pilsen als Hauptort ihrer Partei und verbreiteten die Weissagung, eine neue Sündflut stehe bevor und ganz Böhmen werde zugrunde gehen, nur Pilsen, Saaz, Laun, Schlan und Klattau nicht. Doch als Tabor gegründet ward, zogen sich die Hussiten dahin und in Pilsen gewann von da ab die Oberhand der Katholicismus, der sich fortan gegen alle Angriffe der Hussiten, namentlich des heftigen im Jahre 1433 wacker behauptete, woran noch heute das jährliche Fest am 1. Sonntag nach Stanislaus erinnert. Den Habsburgern hieng die Stadt stets an, wie sie das 1547 im Schmalkaldischen Kriege durch willige Kriegsfolge und im 30jährigen Krieg durch unerschütterliche Treue bewies. Gleich zu Beginn des letzteren, 1618, kaum dass die Directoren die Regierung des Landes übernahmen, wurde Pilsen belagert, aber erst nach der tapfersten Gegenwehr von Mansfeld erobert. Im December 1633 schlug Wallenstein sein Winterquartier zu Pilsen auf und blieb da bis zu seinem Abzug nach Eger. In Pilsen reiften seine letzten Entschlüsse, in Pilsen wurde sein blutiges Ende vorbereitet. Auf dem Rathhause fand jenes verhängnisvolle Bankett statt, wo Wallensteins Officiere sich verpflichteten, bei ihm treu auszuharren und für ihn den letzten Blutstropfen einzusetzen (12. Jänner 1634). — Pilsen gebar dem Vaterlande eine stattliche Reihe ausgezeichneter und merkwürdiger Männer. Von dort stammt der berühmte Hussitenprediger Koranda, im 16. Jahrhundert der Olmützer Bischof Johann Skala Dubrawsky, der Verfasser einer lateinischen Geschichte von Böhmen († 1553), der poëta laureatus Caspar Kropač († 1580), der Astronom unter Rudolf II., Caspar Stehlík von Cenkow, der „böhmische Cicero" Ctibor Kotwa († 1634) und der humane Jesuit Matthias Tanner (geb. 1630), welcher die Greuel der Hexenprocesse durch seine Schriften bekämpfte. Denn der Hexenwahn hatte auch in Böhmen seine Anhänger, und zwar schon in alten Zeiten, wie denn die Priester des Černobog čarodĕji (Zauberer) hießen. Břetislaw II. und der Prager Bischof Kosmas von Prag erwähnen um 1100 in ihrer Verordnung betreffs der Ausrottung der Reste des Heidenthums Zauberer und Hexen, welche Gewitter heraufbeschwören und die Sinne der Menschen bethören. Auch Zawisch von Falkenstein soll nach Peter von Zittau, dem Abt von Königssaal, die Liebe der Witwe nach Přemysl Ottokar nur durch schwarze Künste erworben haben. Der Glaube an Zauber war so fest in Böhmen, dass Peter Chelčicky, der Gründer der Brüdersecte, im Sittenspiegel seiner Zeit sagen konnte: „Viele suchen nicht bloß bei den Heiligen, sondern in ihrem Wahne auch bei Zauberern und Wahrsagern Hilfe, indem sie zu diesen dasselbe Vertrauen haben, wie zu jenen. Bald wenden sie sich nach Kiejow an die Gottesmutter, bald nach Temelin an einen Hexenmeister, bald nach Thein und an den heil. Prokop bei Zajimatsch, es gilt ihnen gleich, wer ihnen helfe, Gott oder der Teufel." Aber von Hexenprocessen

ist doch in Böhmen bis in die Mitte des 16. Jahrh. keine Spur. Die älteste Nachricht von einer Hexenverfolgung findet sich in dem Stadtarchiv von Nachod, wo 1540 der erste Scheiterhaufen brannte. Der dortige Regent der mährischen Herren von Pernstein ließ ein altes Büttelweib, Margarete, den Feuertod erleiden, weil sie einen Liebestrank gebraut hätte. Nachdem den Nachodern einmal der Appetit gereizt war, fand sich für sie bald wieder das Schauspiel einer brennenden Hexe, 1541 und 1546. Kurz darauf gab es solche Executionen in Brandeis, Neubystritz bei Neuhaus, Swinna bei Zbirow, Kommotau, Chrudim, Kuttenberg, Kolin, Kouřim, Rakonitz, Leipa, Nimburg. Da waren selbst Scherze sehr gefährlich. Ein junger, thätiger Bauer, dessen Felder üppig dastanden, weil er die Feldmäuse emsig verfolgte, hatte ihrer einmal einen Sack voll eingefangen. Am Abend machte er sich im Wirtshause den Spass zu sagen, er könne Mäuse machen und öffnete, nachdem er einigen Hocuspocus gethan, den unbemerkt unter der Bank liegenden Sack — die Mäuse liefen dahin und dorthin, die Gesellschaft floh entsetzt auseinander, der Bauer aber büßte seinen Scherz als Zauberer auf dem Holzstoß. Es ist bekannt, dass die Hexenverfolgungen, diese traurige Verirrung des menschlichen Geistes, erst spät aus den Gesetzbüchern verschwanden. Noch Maria Theresiens peinliche Gerichtsordnung vom 1. Jänner 1770 zählt die Zauberei unter den Criminalverbrechen auf, obwohl ihr milder Sinn keine Execution mehr zuließ. In Böhmen hatten sich aber früher als anderswo einsichtsvolle Männer gegen den raffinierten Unsinn ausgesprochen. Besonderes Andenken verdient der Pfarrer zu Mnichowitz bei Kouřim, Johann Štělcar Zeletawsky, der gegen ihn in seinem „Geistlichen Buche," Prag 1588, ankämpfte.

Wir haben nun den südlichen Theil des westlichen Grenzgebirges, den eigentlichen Böhmerwald, in Wanderungen zu Fuß durchzogen und mit der Eisenbahn umschrieben; von Pilsen bietet uns die böhm. Westbahn Gelegenheit, auch den nördlichen Theil des Grenzgebirges zu besuchen, der zwar im allgemeinen zum Böhmerwalde gerechnet, von den Baiern aber das Oberpfälzische Waldgebirge, von den Tschechen der böhmische Wald, český les, genannt wird. Er zieht sich vom Pass von Furth, mit dem Tscherkow (1037 M.) beginnend, längs der Grenze nordwestwärts an Höhe abnehmend, bis zum Wondrebflusse, wo er mit dem Dillenberg (915 M.) endet. Da er nur nach Baiern zu steiler abfällt, nach Böhmen aber sich allmählich verflacht, auch keine vorragenden Berggipfel zeigt, so erscheint dieser nördliche Böhmerwald nicht als Hochgebirge, sondern bloß als niedriger, einförmiger Waldstreifen. Auch darin geht ihm der Charakter eines Hochgebirges ab, dass seinen Thälern die steilen, felsigen Hänge fehlen; sie sind meist flache Mulden. Eine Ausnahme bildet der Stock des Tscherkow, der schroffe Bildung und daher romantische Partien zeigt. Aufgebaut ist der Bergzug aus Gneis und Glimmerschiefer, aus welch ersterem oft, wie im Plöckenberg

(843 Meter), Granit, einmal, im Mühlberg bei Lochhänsel, auch eine Basaltkuppe emportreibt. Es fließen zahlreiche Gewässer von den Hängen nach beiden Seiten ab, doch fehlen die Seen, welche den südlichen Böhmerwald so auszeichnen.

Von Pilsen ab hält sich die Bahn zunächst an den Hügeln, die gegen Mies ziehen, um die Steinkohlenlager und Eisenwerke von Nürschan und Sekkan zu erreichen; von Nürschan aber wendet sie sich gradaus südlich durch die Ebene bei dem Fürst Taxis'schen Schloss Chotieschau vorbei ins Thal der Radbusa, die bei Staab erreicht wird und in dem sie bis Stankau bleibt. Westlicher im Thal des Flusses liegt Bischofteinitz (2900 Einwohner), eine alte ummauerte Stadt mit großartigem Schloss der Trautmannsdorfe; der Schienenweg führt jedoch an der Bistritz bei Blissowa vorbei nach Taus (7400 Einwohner), in fruchtbarer waldreicher Gegend, wo zahlreiche Glas- und Spiegelfabriken bestehen. Die vorwiegend tschechische Bevölkerung der alten, angeblich 964 erbauten Stadt lebt heute von der Bereitung des Wachholderwassers, Öls und der Leinwandweberei. Verlässt man die Stadt durch den hohen Thorthurm am östlichen Ausgang, so führt eine schlangenförmig gewundene Straße durch welliges Terrain über Kauth mit Stadionischem Schloss an die bewaldeten Amphibolitkegel bei Neugedein. Einer derselben trägt die große Burg Riesenberg, deren Thurm eine reizende Rundschau bietet. Nordwestlich erblickt man den Tscherkow, südlicher den Osser, zwischen beiden das weite Gebirgsthor von Furth, über und über mit Ortschaften besäet. Zunächst unter diesen liegt das freundliche Neugedein (2100 Einwohner) mit dem riesigen Gebäude der seit 1790 bestehenden großartigen Wollzeugfabrik, die mehrere tausend Arbeiter beschäftigt, und drüber hinweg nach Süden blinkt beim Dörfchen Viertl die uralte Wenzelskapelle, welche an den Sieg Bretislaws I. über König Heinrich III. im Jahre 1040 erinnert. Aber schon im 7. Jahrhundert hatten dieses Eingangsthor ihres Landes die Tschechen glücklich gegen die eindringenden Franken vertheidigt und ebenso später 1431 unter Prokop dem Großen gegen das Kreuzheer, das Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg heranführte. Noch weiter sieht man die Wallfahrtskirche von Tannaberg und dann die Thürme von Neumark, in dessen Nähe (Friedrichsthal) der Erzähler der Geschichten aus dem Böhmerwald, Josef Rank, 1815 geboren wurde. Riesenberg ist offenbar als Grenzfeste zur Bewachung des Further Passes erbaut worden und wurde von Ferdinand III., um nicht den Schweden als Schlupfwinkel zu dienen, zerstört. Eine halbe Stunde östlich, tief im Wald versteckt, von Fichten überwachsen, stehen die Reste einer andern Grenzburg, Herrnstein, die im 15. Jahrhundert während einer Fehde des letzten Besitzers Johann von Herrnstein mit Herzog Albrecht von Baiern von diesem belagert und in Brand gesteckt wurde. Der Schlossherr soll seine Schätze und seine drei Töchter in einem Thurm (dem Jungfrauenthurm) eingemauert haben,

um sie den Feinden zu entziehen, und ein reiner Jüngling könne in der Nacht nach dem Palmsonntag wohl die Jungfrauen befreien und die Schätze heben.

Die Gegend von Taufs, sowie jene von Pfraumberg und Tachau heißt Chodenboden, ihre Bewohner Choden (Chodové). Viele Orte führen ihren Namen. So Chodenschlofs, Chodow zwischen Taufs und Klentsch, Maschakotten bei Alt-Zedlisch, Kuttenplan, Hinterkotten bei Plan. Ebenso sind die Choden oft erwähnt in der Geschichte; zuerst um 1314 in Dalimils Reimchronik, urkundlich zum erstenmal 1325 unter König Johann. Der Name kommt gewifs von dem slavischen Wort choditi und bezeichnet die Obliegenheit der Grenzbauern, die Pässe fleißig zu begehen und sorgsam zu bewachen, zu deutsch möchten sie etwa Grenzer heißen. Ursprünglich waren es nur Tschechen, später entstanden aber auch deutsche Choden-Dörfer, zumeist um Pfraumberg herum. Hajek von Libotschan erzählt, die Choden wären es gewesen, welche Heinrich III. 1040 die Grenze verrammelten.

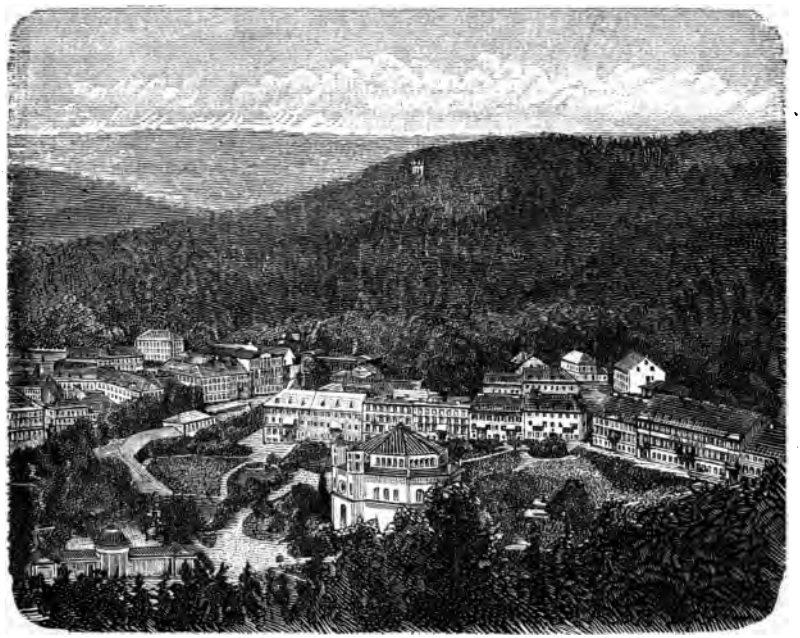
An den Siebenbergen vorbei gelangen wir von Taufs über Kladrau (1300 Einwohner) mit Windischgrätz'schem Schlofs an der Franz Josefs-Bahn nach Mies (3800 Einw.), am gleichnamigen Flufs, einer alten Bergstadt, die Herzog Sobieslaw I. 1131 gründete. Früher fand man in ihrer Nähe viel Silber, heute lohnt sich nur mehr die Gewinnung von Blei. Im Jahre 1427 war es hier, dafs die fanatischen Scharen der Hussiten das deutsche Reichsheer schmählich in die Flucht schlugen. Die nächste Bahnstation ist das nette Städtchen Plan (3600 Einwohner), das mit seinen Giebelhäusern und hohen spitzen Dächern etwas Mittelalterliches an sich hat und manche Erinnerung an den früheren Silberbergbau bewahrt. Schon 1219 wird sie als Besitz des Tepler Stiftes genannt, später gehörte sie den Grafen Schlick an, welche hier eine Münzstätte anlegten. In Sprache und Sitten gehört Plan schon dem Egerland an, hat aber seine eigene Tracht, die man an den Bauern noch sieht: hohen Filzhut mit Troddeln, buntes Halstuch, blaue Jacke, gelblederne Hosen und hohe Stiefel. Ein merkwürdiger Sonntagsschmuck sind bei den Burschen die weißen Schürzen. Der Planer liebt wie der Egerländer Spiel, Tanz und Gesang, seine Phantasie vergnügt sich an sinnigen Gebräuchen und sein Kopf steckt voller Sagen. In der Nähe arbeitet ein großes Eisenwerk und nördlich steht ein vielbesuchtes Kirchlein mit wunderthätigem Muttergottesbilde. Nach kurzer Fahrt durch schöne dunkle Wälder hält der Zug wieder vor einem Stationsgebäude, auf dessen Perron es lebhafter zugeht — Fiaker, Omnibusse stehen da in langer Reihe, Gepäckträger eilen hin und her, dort spielt sich eine Abschiedsscene ab mit hellem Lachen und riesigen Rosenbouquets, hier eine Begrüßung mit zärtlichen Küssen und ängstlicher Erkundigung, wie die Reise angeschlagen, da rollt ein gallonierter Diener ein Wägelchen mit seinem kranken Herrn, hier humpelt ein Mütterchen, von ihrer Tochter gestützt, dahin — man sieht, dafs man auf der Station eines

Weltbades ist, Marienbad! Den Ort sieht man nicht, bis man nach halbstündiger Fahrt durch den Wald an seinen ersten Häusern angelangt ist. Er liegt da wie eine Idylle im grünen Waldthal, der schönste, lieblichste aller Badeorte Böhmens.

Marienbad ist eine ganz neue Schöpfung; nirgend stößt das Auge auf einen Gegenstand, der alter, verschollener Zeit gemahnte. Lauter neue, moderne Häuser in langen Reihen und zerstreute Villen, dazwischen schimmernde Kieswege, grüne Büsche und Gärten, rings lichtgrüne Wiesen und dunkelgrüne Fichtenwälder. Wohin man blickt, erschaut man Promenaden, unten und auf den Bergen und von allen Seiten winken halbversteckte Gloriette und Pavillons. Mitten im Ort steht ein neues Gotteshaus, nicht groß und imposant, aber würdig und zu dem Ganzen sehr passend, ein schöner Polyeder mit thurmartig verlaufendem Ansatz. Die bedeutendsten Punkte sind natürlich die verschiedenen Brunnen; es sind im ganzen sieben (6—11° C.), worunter der Kreuzbrunnen, die Ferdinandsquelle, der Ambrosiusbrunnen, die Wiesen- und die Waldquelle. Alle sind glauberſalzhältig und den Karlsbadern ähnlich, nur kalt. Aus einigen wird getrunken, in der Marienquelle wird gebadet und die Wirkung in gewissen Krankheiten ist überraschend, so dass der Besuch Marienbads fortwährend steigt und in der Regel 9000 Curgäste aufweist. Das Badeleben concentriert sich bei dem mit einem rothen Kuppelgebäude gedeckten Kreuzbrunnen, wo die Curkapelle spielt, zu Mittag aber wird in der Regel die Waldquelle besucht. Marienbad hat in seinen Curlisten schon bedeutende Namen aufzuzeigen; der liebste dürfte ihm der Goethes sein, welcher von 1821—23 jährlich hier im freundschaftlichen Verkehr mit dem Homerübersetzer Stanislaus Zauper, Gymnasialprofessor in Pilsen, verweilte. Ein „Goethe-Sitz," mit einer Pyramide verziert, bewahrt auf einer Höhe nahe dem Badhaus das Andenken an ihn. Marienbad ist der jüngste Badeort Böhmens und im Anfang dieses Jahrhunderts war hier noch eine undurchdringliche Waldwildnis. Aber daraus darf man nicht schließen, dass auch die Entdeckung der Heilquellen aus jener Zeit datiert. Im Gegentheil, sie sind früher bekannt gewesen, als jene zu Karlsbad, und schon 1341 erwähnt eine Urkunde König Johanns der „Auschowitzer Quellen im Besitz von Stift Tepl." Nur waren die Zeiten nie günstig für die Entstehung eines Curortes und man versuchte das salzhaltige Wasser zur Gewinnung von Salz zu benützen. Man machte diesen Versuch wiederholt, unter Ferdinand I. 1528, darauf 1625 und 1665, bis man die Quellen nach 1786 ihrer richtigen Bestimmung zuwandte, wofür besonders Stiftsabt Reittenberger und Dr. Nehr thätig waren. 1807 erstand das erste Haus von Marienbad.

Über das waldreiche, plateauartige Teplergebirge, welches weiter nordöstlich bei Theusing im Třeboun (811 Meter) culminiert, bei dem Basaltberg Podhorn vorbei, der eine schöne Aussicht über die Grenzgebirge bietet, kommen wir nach dem Stift Tepl. Es ist ein alter, massiger Bau mit

zwei dunkeln, viereckigen Thürmen, im Jahre 1193 von dem Wladyken Hroznata aus dem Stamme Sezena für Prämonstratenser gegründet. Etwa 100 Brüder gehören dem Ordenshaus an und werden theils in der Seelsorge, theils im Lehrfach verwendet. Tepl gab schon manchen tüchtigen Professor der Prager Hochschule. Über Einsiedl führt uns die Straße bei Königswart (2100 Einwohner) wieder zur Bahn. Seine Mineralquellen wollen denen Marienbads Concurrenz machen; ob ihnen das gelingen wird, ist eine Frage der Zukunft, jedenfalls ist die Lage des Marktes eine gleich reizende



Marienbad.

und sein Schloss eine Sehenswürdigkeit. Es gehört seit 1618 dem Fürsten Metternich und der bekannte Staatsmann dieses Namens schuf sich auf diesem seinem Besitz ein Antiquitäten- und Raritätenmuseum der interessantesten Art: Porträts von Fürsten, Geschenke, die der Diplomat erhielt, Autographen, Kleinigkeiten aller Art geben dem Besucher Anknüpfungspunkte zu Erinnerungen aus der Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Königswart liegt am Fuße eines hohen Berges, der Glatze (974 Meter), welche der Culminationspunkt des Kaiserwaldes ist. Sein breiter, von zahlreichen

Schluchten zerklüfteter Rücken zieht sich bis Karlsbad und besteht aus Granit, zum Theil aus zinkhältigem, zum Theil aus gemeinem, der durch Verwitterung seines Feldspats Material für das berühmte Karlsbader Porzellan gibt. Die Bahn weicht dem Gebirge aus und zieht über Sandau, welches durch seine Tabaksdosen bekannt ist, in das Thal des Wondreb, jenseits dessen sie in das Gebiet des Erzgebirges eintritt.

---

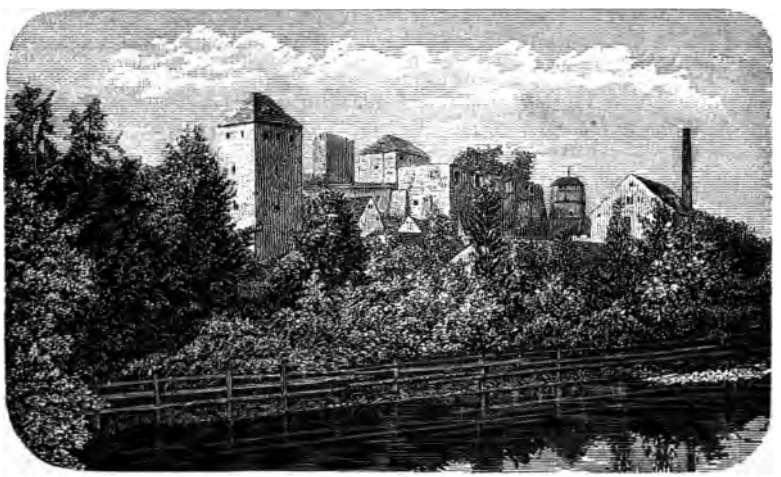
4. Das nordwestliche Land.

(Das Erzgebirge. — Eger. — Franzensbad. — Falkenau. — Elbogen. — Graslitz. — Karlsbad. — Joachimsthal. — Kommotau. — Ossek. — Teplitz. — Das Mittelgebirge. — Der Milleschauer. — Dux. — Brüx. — Saaz. — Rakonitz. — Bürglitz.)

Indem wir bei Fortsetzung unserer Wanderungen mit der Franz Josefs-Bahn den Wondreb passieren, treten wir aus dem Gebiete des Böhmerwaldes in jenes des Erzgebirges über, das längs der nordwestlichen Grenze des Landes hinzieht. Es beginnt an der Quelle der weißen Elster bei Asch, wo es sich mit dem Kapellenberg (757 Meter) über die Ausläufer des Fichtelgebirges erhebt, und führt bis zur Thalsenke von Grasslitz, wo der Culminationspunkt Hochstein (767 Meter) zu finden ist, den Namen des Elstergebirges. Darauf zieht es als eigentliches Erzgebirge mit der Grenze in einer Breite von 8—10 Meilen bis zum Thal von Tyssa, wo das Elbesandsteingebirge anhebt. Es gestaltet sich gleich einem hohen, in terrassenförmigen Absätzen sich erhebenden Walle, mit einem fast gleichförmig fortlaufenden Kamm von 812 Meter Höhe, auf dem hie und da, ein Gebirge auf dem Gebirge, einzelne Kuppen aufsitzen. Diese haben keine kühnen oder stark hervortretenden Umrisse, so dass dem Kamme ganz der Charakter des Hochgebirges fehlt. Man glaubt auf dieser breiten wellenförmigen, oft weithin ebenen Platte, die bloß seichte, erst in ihrem weitern Verlaufe nach unten zu tiefer werdende Thäler zeigt, eher im Flachland zu sein. Nach Norden hin senkt sich der Bergwall ins Sächsische ganz allmählich, nach Süden ins Böhmische fällt er aber steil und rasch ab, mit zahlreichen Schluchten und Thälern. Der Keilberg (1275 Meter) bei Gottesgab ist der Knotenpunkt des Gebirges, von welchem aus einige Joche nach allen Seiten hin abfallen. Westlich von ihm erhebt sich der Spitzberg (1107 M.) und der Plattenberg (1039 Meter). Weiter östlich von diesem Keilberg oder Sonnenwirbelstock, der klippige und zerrissene Hochgebirgsformen zeigt, wird der Kamm stetig breiter und niedriger; bei Zinnwald ist er

nur mehr 871 Meter, am Nollendorfer Pass 675 Meter. Von Übergängen sind außer diesen zwei eben genannten noch die von Sebastiansberg und Gottesgab, der Wildenthaler, Neudecker und Schönberger Pass zu merken. Der Name des Gebirges besagt schon, dass es reich an Erzen ist, Eisen, Silber, Kupfer, Zinn, die in seinem Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, sowie kleine Grünstein- und Basaltstöcke eingelagert sind. Im ganzen Gebiete finden sich auch reich fließende Mineralquellen, und ausgedehnte Moore auf den Hochflächen und in den Mulden bilden unerschöpfliche Reservoirs für die zahlreichen Bäche, die zur Eger hinabstürzen.

Die Vegetation ist im allgemeinen spärlich; das Laubholz der Thäler verschwindet bald vor den Kiefern der Höhen, an deren Abhängen schöne



Eger.

Wiesen sich hinstrecken. Der Feldbau ist auf den Plateaux sehr gering, zumeist gedeiht in den höhern Bezirken nur die Kartoffel und selbst die nicht immer, da zuweilen der lange und harte Winter überraschend plötzlich eintritt. Es gibt Gegenden, wo das ganze Jahr geheizt werden muss und die Schneestürme haben auf den Hochflächen oft eine furchtbare Wuth. Manchen Wanderer ergriff er, oder auch den Wagen mit Pferd und Ladung und schleuderte sie in die Schlucht hinab, die neben dem Weg dahinzieht. Je strenger der Winter aber ist, desto rascher muss in den armseligen Hütten der Webstuhl sausen, desto hurtiger müssen die Klöppel klirren, dass sich in die überfüllten engen Stuben nicht der bleiche Gast, der schreckliche Hunger, einnistc.

Jenseits des Wondrebbaches sind wir bald in **Eger** (16.600 Einw.). Das Interessanteste der alten, düstern und enggebauten Stadt, um die sich aber freundliche Vorstädte behaglich und sauber herumlegen, ist die Burg an der Nordwestseite auf felsiger Höhe. Sie unterscheidet sich auf den ersten Blick von anderen böhmischen Burgen und erinnert sofort an alte deutsche Pfalzen, jene zu Gelnhausen etwa, wie auch die Kirchenbauten der Stadt mehr an Bamberg oder Regensburg, als an andere im Lande erinnern. Wenn wir das Burgthor passieren, fällt uns zunächst der berühmte schwarze Thurm in die Augen, aus schweren Basaltmassen aufgebaut, den man in die Zeit der Römer zurückdatieren wollte, der aber wohl erst aus der Zeit der Vohburge oder des Rothbarts stammt. Im Burghof steht eine merkwürdige Doppelkapelle, romanisch in der Anlage und mit phantastisch-eigenthümlichem Zierwerk versehen. Das eigentliche Burggebäude ist dachlos geworden, die Decken sind eingesunken und der Wind pfeift unaufgehalten durch die offenen Fensterhöhlen. Der Burg geschieht erst im Jahre 1179 urkundliche Erwähnung, während die Stadt schon 1061 als ansehnlicher Ort bezeichnet wird. Sie war hohenstaufische Pfalz, von welcher aus Friedrich I., Philipp und Friedrich II. wiederholt Schriftstücke datierten, kam aber unter Ottokar II. an Böhmen, obwohl sich bis Karl IV. noch öfter Streit um dieselbe mit Baiern und dem Reiche entspann. Unter Sigmund, der hier einen Reichstag hielt, widerstand Eger den Hussiten, hielt aber darauf zu Georg von Podiebrad gegen Friedrich III. und huldigte auch dem Winterkönig zuerst unter allen Städten des Landes, doch gerieth sie bald in die Gewalt der Kaiserlichen und nur zum Schlusse des Krieges ward sie von Schweden besetzt. Auch im österreichischen Erbfolgekrieg war Eger ein Object der Vertheidigung und des Angriffes und erst seit dem Jahre 1743 ist seine Geschichte eine ruhigere geworden. Am meisten zieht die Besucher der Burg der Rittersaal an, in welchem sich die Blutscene abspielte, welche uns Schiller in seinem Drama so meisterhaft vorführt, die Ermordung der Freunde Wallensteins: Terzky, Kinsky, Illo und Neumann durch Lesslie'sche Dragoner. Das Haus, in welchem der Friedländer selbst fiel, liegt auf dem Marktplatz, gehörte der Familie Juncker-Pachhelbel und dient jetzt als Stadthaus. Oberst Buttler besetzte in der Nacht des 25. Februar 1634 beide Ausgänge des Hauses, Deveroux drang mit sechs Hellebardieren durch die Hauptthüre ein, sprengte die aus dem Vorzimmer ins Schlafgemach führende Thür und durchbohrte den Herzog mit seiner Partisane. Von andern Gebäuden der Stadt ist noch eine Reihe durch Alter und Geschichte merkwürdig, so das Steinhaus, das Rathhaus und mehrere Geschlechtshäuser. Eger war bis zur Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes die Hauptstadt eines eigenen Bezirkes, des sogenannten Egerlandes mit 129 Orten, das wie durch Geschichte, so auch durch Bevölkerung, Sprache und Sitte sich vom übrigen Lande unterschied. *Der Egerländer liebt eine* einfache Lebensweise, ist aufrichtig, arbeitsam und

gottesfürchtig. Munter und witzig, gehört er zu den aufgeklärtesten Bewohnern des Landes und ist ein guter Landwirt und betriebsamer Industrieller. Seine Mundart ist die ostfränkische und zeigt große Neigung zum Zerdehnen und Diphthongisieren der Vocale. Die alte Tracht schwindet in den Städten vor der modernen, kaum sieht man noch die goldgestickten Hauben und großen Kopftücher, die links in Doppelmaschen gebunden waren. Öfter wird aber noch der weite Tuchmantel mit goldbesetztem Kragen getragen. Die Männer am Lande bedienen sich wohl noch der ledernen Pumphosen, der weißwollenen Strümpfe, des braunen Rockes mit Metallknöpfen und der Pelzmützen. Noch immer herrschen im Egerlande nationale Eigenthümlichkeiten, gemüthliche Feste und Gebräuche, die auffallend von jenen der Nachbarschaft abweichen. Interessant sind die Bauernhochzeiten. Wenn der „Leihkauf," die Besprechung des Heiratsgutes, unter Beihilfe des Procurators „gerathen," d. h. nach Wunsch ausgefallen ist, geht am Hochzeitstage der Procurator mit dem Bräutigam in die Wohnung der Braut, diese nimmt nach mancherlei Wechselreden Abschied von den Eltern und unter Musik und Böllerschüssen geht der Zug zur Kirche; voran die Sackpfeifer und der Geiger, dann der Bräutigam, sein Führer und seine Verwandten, der Procurator, der Brautführer und die Braut mit ihren Kranzeljungfern und Verwandten. In derselben Ordnung begibt sich der Zug nach vollzogener Trauung nach dem Hause des Bräutigams, an dessen Schwelle die Braut stehen bleibt und ein Glas Bier austrinkt, worauf sie es über den Kopf zurückwirft. Wenn es zerbricht, gilt es für ein gutes Anzeichen. In der Stube segnet sie ein dargereichtes Brot und schneidet es auf, ohne aber davon zu genießen; darauf folgt in der Scheuer auf der Dreschtenne der Ehrentanz und nach demselben in der Stube der Hochzeitsschmaus, bei welchem heitere Ansprachen in Prosa und Versen mit Musik wechseln und Geldsammlungen für die Dienerschaft veranstaltet werden. Am zweiten Tage wird der „Plunderwagen" mit dem Hausgeräthe der Braut gebracht, wobei es allerlei Kurzweil setzt. Früher war auch der Hahnenschlag üblich und es herrschte zuweilen großer Luxus bei den Hochzeiten, die gewöhnlich von Dienstag bis Samstag dauerten. Zu den besonderen Festen des Egerlandes gehört das Fahnenschwingen der Metzger und Tuchmacher, welche im Fasching zur Erinnerung an die Bezwingung der Raubburg Grasslitz 1412 drei Tage festlich begehen.

Das Egerländchen brachte eine Reihe ausgezeichneter Männer hervor. Da 1288 ein Heinrich Spervogel Bürger von Eger war, so war man vielfach geneigt, die beiden Spruchdichter des Namens hieher zu versetzen. Ein berühmter Dichter des 17. Jahrhunderts, der Pegnitzschäfer Sigmund Betulius von Birken, wurde 1626 in Wildstein geboren, ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller seiner Zeit und der Verfasser des „Spiegels der Ehren des Erzhauses Österreich." Aus Eger selbst stammte Braun von Braunthal († 1867), der bekannte Humorist und Dramatiker, und

J. Lorenz, der Erzähler im Egerländer Dialect. Einer der berühmtesten Söhne des Ländchens ist Caspar Brusch (geb. 1518 zu Schlaggenwald, gest. 1577 in Steinbach an der Tauber), gekrönter Poet und ein Hauptvertreter des Humanismus. Schlaggenwalder waren aber auch der treffliche Geschichtsschreiber der Hussitenkriege, der Altdorfer Professor Zacharias Theobald (1584—1627) und Christoph Crinesius, der erste Verfasser einer syrischen Grammatik in Deutschland, der im selben Jahre wie Theobald geboren war und ebenfalls als Professor in Altdorf 1629 starb.

Eine Stunde nördlich, mit der Bahn in 12 Minuten erreichbar, liegt Franzensbad, der Lage nach nicht mit Marienbad zu vergleichen, da es im moorigen Thal der landschaftlichen Reize entbehrt — „Ein Hexenkessel ist rings das Thal, draus brodeln betäubende Dämpfe fahl," sagt A. Grün in seinem Märchen von Franzensbad — aber von ebenso großem Ruf. Im 16. Jahrhundert scheinen Männer wie Georg Agricola, Paracelsus zuerst auf die Heilkraft des „Egerischen Sauerbrunns" aufmerksam gemacht zu haben; wir hören dann, dass Kaiser Matthias, Ferdinand II. und III. von dem Wasser desselben genossen, aber ein Curort entstand hier doch erst 1793, als Kaiser Franz ein Brunnenhaus, einen Speisesaal und ein Gemeindehaus errichten ließ. Seitdem wuchs die Colonie, durch Privilegien unterstützt, rasch heran und fasst jetzt in seinen eleganten, comfortabeln Baulichkeiten zwischen freundlichen Parkanlagen jährlich über 9000 Gäste. Dem Gründer zum dankbaren Andenken führt der Ort seinen Namen und Graf Münch-Bellinghausen ließ demselben durch Schwanthaler ein Standbild aufstellen. Das Franzensbader Wasser, in Quellen aus der etwa 3 Meter dicken Moorschichte, welche auf Sand ruht, kommend, ist ein alkalisch-saliniſcher Eisensäuerling und wird theils getrunken, theils zum Baden benützt. Aus dem Franzensbrunnen, dem kalten Sprudel, der Salzquelle wird getrunken; gebadet wird in dem Wasser der Louisenquelle, des Polterbrunns und im Moor, das sich längs des Schladabaches von Siehdichfür bis Dirschwitz ausdehnt.

Von Haslau führt uns die Eisenbahn nach dem gewerbreichen Asch (13.200 Einwohner), welches sowie die anliegenden Dörfer in zahlreichen Fabriken Leinwand, Kattun, Strümpfe erzeugt und von wo uns die Bahn nach Franzensbad zurück und dann im Thal der Eger ostwärts führt. Unweit des Städtchens Königsberg am linken Ufer erhebt sich auf hohem Berge die weitbekannte Wallfahrtskirche Maria Kulm, welche der Sage nach an der Stelle gegründet ward, wo vor Jahren ein Falkenauer im Haselstrauch ein Marienbild fand, das, von ihm fortgetragen, stets an dieselbe Stelle zurückkehrte. Allbekannt sind wohl die Geschichten von den Räubern auf Maria Kulm, dem Ritter Heinrich von Katzengrün und der tapfern Bibiana, des Burgvogts Tochter, die ihren Schlupfwinkel entdeckte. Da, wo der Bach Zwoda in die Eger mündet, liegt das Hopfen bauende Falkenau (4100

Einwohner) mit seinem mächtigen Schlossgebäude des Grafen Nostitz. Die Falkenauer haben mit den Egerern die Mundart gemein, sonst aber unterscheiden sie sich in allem von ihnen; doch geht ein gut Theil der alten ererbten Sitte mit steigender Anlehnung an das allgemeine Städtische verloren. Auch die Tracht. Noch vor wenigen Jahren trugen die Frauen lange, bis an die Ferse reichende Tuchmäntel mit breiten Goldkrägen und große Goldhauben, die Mädchen zierlich gewundene schwarze Seidentücher. Die eigenthümlichen Hochzeitsgebräuche sind schon bloße Sage geworden; öfters begegnet das alte Herkommen noch bei Kindstaufen, bei denen den Täuflingen mit sinnigen Sprüchen beschriebene Pathenbriefe gegeben werden. Auf dem Falkenauer Friedhof erinnert ein einfacher Stein an einen begabten Naturdichter, Anton Fürnstein, der 1783 hier geboren ward und 1841 starb. Als Kind gesund, verkühlte er sich im 6. Jahre, verkümmerte seitdem körperlich und konnte nur durch große Energie seine Hände zum Schreiben geeignet machen, während seine Füße gelähmt blieben. Gehindert an der Händearbeit, entwickelte er umso intensiver seinen Geist, studierte für sich Latein und die Gymnasialfächer, verlegte sich aufs Dichten und erregte die Aufmerksamkeit Goethes, der im Jahre 1822 in Falkenau war und ihm in seiner Schrift über Kunst und Alterthum eine warme Charakteristik widmet. Nicht weit, auf vorspringendem Felsen, vom Fluss fast ganz umspült, liegt Elbogen (3300 Einwohner), überragt von der großen Burg der

Elbogen.

Ilburge und Schlicke, welche Theodor Körner besang. Im 30jährigen Kriege war es die einzige Stadt, die den Schweden widerstand.

Nach Norden von Falkenau gelangen wir mit der Bahn zu den Bleibergwerken Bleistadts (1000 Einwohner), welche die Grafen Schlick um 1500 anlegten, und dann nach Graslitz (7800 Einwohner), hart an der Grenze, in einer Mulde zwischen dem Falkenberg und Spitzberg, die sich etwa 300 Meter über der Thalsohle erheben. Letzteres ist eine uralte Stadt, die schon 1370 von Karl IV. Bergrechte erhielt und reichlich Silber grub. Noch blühender wurde im 16. Jahrhundert die Bergstadt durch die Aufschließung neuer Kupferminen, durch Einwanderung vermögender Familien aus Sachsen und Errichtung von Pochwerken, Schmelzhütten, Hämmern und Messingfabriken. Doch dauerte die Blüte nur 100 Jahre, dann verfiel der Bergbau durch Kriegszufälle, durch geringere Ergiebigkeit der Stollen, zu deren Bewältigung man noch nicht Maschinen hatte, und heute erinnern nur einzelne Halden an die alte Zeit. Darauf wandte man sich der Industrie zu, dem Geigenmachen, Pfeifenmachen, dem Spitzenklöppeln, der Baumwollweberei und der Tamburier-Stickerei. Jährlich werden Musikinstrumente im Wert von 500.000 fl. verfertigt. Graslitzer Erfindung sind die Mundharmoniken, von denen über 70.000 gemacht werden. Über 1000 Personen beschäftigen sich mit der Hand- und Maschinstickerei, einige hunderte mit der Spitzenklöppelei. Als der Bergbau im Erzgebirge abnahm, fiel die Aufgabe vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte zu, die Existenzmittel zu schaffen und es löste sie durch Spitzenklöppeln, welches durch Barbara Uttmann in Annaberg zum Aufschwung kam. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war dieser Erwerb in Graslitz bedeutend: 16 Spitzenhändler versorgten von hier aus den Weltmarkt. Ein Schlag aber war es für die Graslitzer und das Erzgebirge, als die englische Maschinenspitze den Continent eroberte. Erst als 1866 die schwarze Seiden- und die weiße Handspitze gesuchter wurde, gieng es den Klöpplerinnen wieder besser und heute können sie sich 70—80 kr., alte Weiber mit der Verfertigung der Schmalspitzen bis 20 kr. täglich verdienen. Die Spitzenfabrication ist leider überall im Erzgebirge im Sinken begriffen. Denn nur wo, wie in Brüssel und Frankreich, die Handarbeiter durch stete Variation der Muster und durch sorgfältige Ausführung, wobei die Maschine nicht folgen kann, ihrem Fabricat einen besonderen Reiz zu geben wissen, können sie aufkommen. Gerade dieser Sinn für die Muster und das bewusst denkende Arbeiten ist aber dem Erzgebirge abhanden gekommen und es muss erst die Zeit lehren, ob die eingerichteten Musterschulen in dieser Beziehung ein Besserwerden erzielen. An Geschicklichkeit der Leute fehlt es nicht, nur an der Schulung, an gesunder Pflege der Concurrenz und regelmäßigen Verbindungen für den Absatz. Über Heinrichsgrün erreichen wir das weltberühmte Karlsbad (10.600 Einwohner). Wann die Quellen entdeckt wurden, darüber herrscht völliges Dunkel. Es war

gewiſs nicht richtig, wenn man bis zur Civitas Inchonum zurückgieng, noch weniger iſt es wahr, daſs Karl IV. ſie 1347 auf der Hirſchjagd gefunden. Denn der alte Namen des Flüſschens, Tepl (das Warme), zeugt ebenſo für die frühere Kenntnis des heißen Strudels, wie das urkundliche Vorkommen eines Ortes Wary (Sud), an dieſer Stelle unter König Johann, der ihm 1329 Privilegien gab. Sichergeſtellt iſt es, daſs Karl IV. 1370 und 1376 Bäder im Waſſer des Strudels nahm, als er an Podagra litt und ſeinen „lieben und getreuen Bürgern zu Karlsbad“ alle Privilegien, die Elbogen

Karlsbad.

hatte, verlieh. Bis zum Jahre 1521 wurde in Karlsbad nur gebadet, wie das um 1500 entſtandene und am Mühlbrunn in Marmor gegrabene lateiniſche Gedicht Bohuſlaws von Lobkowitz zeigt.

Wenzel Payer aus Elbogen rieth 1521 zuerſt zu Trinkcuren, doch wurde ſein Rath nicht gleich beachtet. Die Zahl der Curgäſte mehrte ſich ſeit dem 16. Jahrhundert und in ihrer Reihe finden ſich bis auf unſere Zeit herab die hervorragendſten Namen: die ſchöne Philippine Welſer ſuchte hier Heilung, Wallenſtein, Friedrich Auguſt I. von Sachſen, Friedrich I. von Preußen, Czar Peter der Große, Laudon, Leibnitz, Schiller, Goethe,

Gellert, Körner, Adalbert Stifter, Beckmann und hundert andere, Fürsten, Feldherren, Diplomaten, Dichter, Gelehrte, Schauspieler, die in der Erinnerung der Karlsbader leben. Jährlich ziehen über 15.000 Gäste in Karlsbad ein und die meisten kehren mit Linderung ihrer Schmerzen oder ganz geheilt wieder heim. Es gibt keinen zweiten Curort, dessen Wirkung so augenfällig und so unbestritten wäre, wie Karlsbad. Seine 18 Quellen, die täglich 73.600 Hektoliter liefern, enthalten schwefel-, salz- und kohlensaures Natron und scheinen aus einem unter der Stadt befindlichen großen Behälter, „dem Sprudelkessel," zu ersteigen. Die älteste und heißeste (73° C.) ist am rechten Ufer der Tepl, unterhalb der Kirche, der Sprudel, der in der Stärke eines Mannesarmes 1 Meter hoch emporwallt. Sein Wasser wird zum Trinken und zu Bädern, sowie zur Sprudelsalzerzeugung verwendet. Auch wohl dazu, dass man Gegenstände in ihm incrustieren lässt. Außer ihm strömt das heiße Wasser noch an 10 Stellen aus, von denen der Mühlbrunn besonders bei der Trinkcur gebraucht wird. In der Hauptsaison, gewöhnlich im Juni, ist der Sprudel und der Mühlbrunnen schon um 5 Uhr des Morgens förmlich belagert; dichte Scharen der Curgäste wogen, während Musik ertönt, auf und ab, später am Tage zerstreut sich die bunte Menge auf den zahlreichen Promenaden in den Wäldern, auf Berg und im Thale, ein Theil aber bewegt sich auf der „alten Wiese" oder in der Pupp'schen Allee, wo es allerhand Vergnügen gibt. Die Lage des Bades ist ganz geschaffen, einem Kranken selbst eine langwierigere Cur erträglich zu machen, die Reize der Umgebung helfen über manche Langeweile, an der es im Curleben nicht fehlt, hinweg. Johanna Schoppenhauer sagte einmal, es lohne sich der Mühe, alle Jahre nach Karlsbad zu reisen, einzig, um darin anzukommen; so reizend ist der Anblick, wenn man, vom Bahnhofe herankommend, die Stadt im Thale liegen sieht. Herrlich ist der Höhenkranz, der Karlsbad umgibt. Gerade über der Stadt thürmt sich der Hirschensprung, weiter die von Maltitz besungene Freundschaftshöhe, auf der anderen Seite des Flusses der buchenbewachsene Dreikreuzenberg, König Ottoshöhe und der Ploben. Weitere Ausflüge lohnen sich zu den herrlichen Eichen von Dahlwitz, von denen die größte 8 Meter im Umfang hat und unter denen 1812 Theod. Körner sein schmerzbewegtes Lied von Deutschlands Falle sang, das Herz so voll, so kühn — was 1857 Maßmann paraphrasierte. Kein Besucher Karlsbads versäumt auch den romantischen, sagenbekannten Hans Heilingfelsen im Egerthal zu besuchen. Im Südosten wird des herrlichen Ausblickes wegen auch oft die Burgruine Engelhaus besucht, die im Schwedenkrieg zerstört wurde, wie die weiter gegen Buchau gelegene Burg Hauenstein. Von Buchau bis zur gesegneten Ebene von Saaz dehnt sich, nach dem Städtchen Duppau genannt, das Duppauergebirge aus, eine plutonische Bildung aus Basalt und Phonolith. Es hat im Ödschloss (919 M.) seinen Mittelstock, von dem aus sich nach allen Richtungen strahlenförmig

niedrigere Kämme mit Phonolithkegeln ziehen. Von Buchau können wir nun über die Bergstädte Lauterbach und Schlaggenwald nach Karlsbad zurückkehren. In beiden findet man, besonders in dem zweiten reichlich Zinn, das dem englischen an Güte gleichkommt. Außerdem ist aber die Porzellanfabrication in der ganzen Gegend (Pirkenhammer, Dahlwitz, Alt-Rohlau) eine bedeutende.

Ein Ausflug von Karlsbad nach Norden bringt uns in das Städtchen Neudeck (3400 Einwohner), mit Eisengewerken, nach dem Grenzstädtchen Platten mit Eisen-, Zinn- und Bleigruben, dann beim Spitzberg vorbei in die rauhe Gegend von Gottesgab, die zwischen dem Spitzberg, Keilberg, Sonnenwirbel, Fichtelberg 987 Meter hoch liegt, und nur wenige Wochen im Jahre warme Tage hat, an denen nicht geheizt werden muss. Auch sie nährt sich von Zinn- und Eisenbergbau. Ein berühmter Name ist Joachimsthal, das wir auf der Straße, die sich zwischen den Spitzberg und Keilberg hineinzwängt, erreichen. Anfangs ein Dörfchen, Konradsgrün, erhielt es dann den Namen nach dem Grafen Joachim Schlick, der dessen Silberbergbau hob. Schon 1520 war Joachimsthal eine freie Bergstadt mit 1000 Zechen, 8000 Bergleuten, 800 Steigern und 400 Schichtmeistern. Seitdem ist der Silberreichthum freilich sehr geschwunden und es wird zumeist nur Blei gewonnen. Im Jahre 1519 wurden auf Veranlassung des Grafen Schlick hier Münzstücke geprägt, welche auf der Vorderseite das Bildnis des hl. Joachim trugen und Joachimsthaler, auch Schlickenthaler, hießen. Im Jahre 1538 kam die Münze nach Prag, der Name „Thaler" erhielt sich bis heute und gieng in alle Sprachen über. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wo der Bergbau von Joachimsthal blühte, war auch ein reges geistiges Leben hier und noch heute glänzen in den protestantischen Liederbüchern einige Perlen geistlicher Lieder des Joachimsthaler Pfarrers Mathesius und des Cantors Herrmann, während Elias Corbinus unter den gekrönten Dichtern seiner Zeit erscheint.

Von Schlackenwerth führt die Bahn wieder ins Thal der Eger, welche sich mit ihren gelblichen Wellen bald zwischen grauen, melancholischen Felsen windet, bald durch breite, fruchtbare, grüne Ebenen dahineilt. Ein nettes Städtchen ist Klösterle (2400 Einwohner), warm im grünen Thal gelegen, mit üppiger Vegetation, Sitz eines Majorats der Grafen Thun. Nicht weit davon ragt weit in die Eger der Tümpelstein, in welchem der Sage nach ungeheure Schätze verborgen liegen, zu denen man jedoch nur gelangen kann, wenn der Priester am Charfreitag die Passion liest. Von Klösterle zieht der Fluss durch gesegnete Fluren nach Kaaden (6300 Einwohner), einer sehr alten Stadt, wenn auch die Chronisten ihre Gründung im 9. Jahrhundert nicht beweisen können. Zwischen Obstbäumen und Gemüsegärten nehmen sich die grauen Mauern gut aus. Ein altes Thor führt auf den großen Marktplatz, wo das neue Rathhaus ein stattliches Gebäude ist.

Ein romantisches Gebäude ist das hoch über dem Flusse außer der Stadt liegende Franciscaner-Kloster. In der Nähe sind Reste alter Ritterzeiten, die Burgen Leskau, Schönburg, Hassenstein, daneben pusten die Maschinen der Kohlengruben. Die Bahn hält sich nun fern vom Fluss und näher ans Gebirge, entsendet Zweige nach Saaz und ins Gebirge nach dem hübsch gebauten Sonnenberg und zu den Waffenfabriken von Weipert. Ein Knotenpunkt der Schienenstränge ist am Fuße des Gebirges, vom Assigbach durchflossen, Kommotau (10.000 Einwohner) geworden. Infolge dessen ist sein Handel lebhaft, obwohl die Fabriksindustrie nicht besonders florieren will, trotzdem dass es weder an Capital noch an Kohle mangelt. Nahe der Stadt ist die Alaunhütte, ein lieblicher Ausflugsort für die Kommotauer, dabei zwischen Eichen- und Birkenwald ein ansehnlicher Teich, spiegelglatt, aber ohne Fisch und Rohr. Die Sage weiß von ihm zu berichten, dass sein Wasser aus einem Stollen mit Gewalt und alles überschwemmend hervorbrach, als Habgier die Bergleute trieb, allzu hastig Grube um Grube in die Erde einzuwühlen und den Reichthum des Bodens an Schwefel und Alaun zu heben. Dagegen muss man anerkennen, dass die Kommotauer auch in den Schachten der Wissenschaft gruben. Einer von ihnen, Matthäus Goldhahn († 1543), half Luther bei seiner Bibelübersetzung und ihr Stadtschreiber Johann Sandel übersetzte 1596 Hajeks Chronik ins Deutsche. Im darauffolgenden Jahrhundert war Johann von Weingarten (1629—1701) der tüchtigste Jurist seiner Zeit und als solcher von Kaiser Leopold I. geadelt.

Am Hutberg zieht die Bahn zu dem freundlichen, am Gebirgsabhang eng zusammengebauten Görkau (5200 Einwohner), das Obstbau, aber auch Industrie pflegt. Nördlich ober dem Städtchen schaut vom Rand des Erzgebirges weit ins Land Schloss Rothenhaus der Bouquoys herab. Früher erhob sich hier eine mächtige Bergfeste, die aber im dreißigjährigen Krieg in Schutt sank, worauf der jetzige Bau, ein einfaches aber imposantes Viereck, 1675 vom Grafen Harras aufgeführt wurde. Reizend ist der große Park, der sich mit dem natürlichen Wald vermischt und dabei Wiesen, überbrückte Schluchten, Tempel, Bäche, Wasserstürze, Teiche, liebliche Naturbilder und artige Spielereien in sich fasst. Von der Terrasse des Gebäudes genießt man eine entzückende Fernsicht über die weite Ebene hin, in welcher Brüx, Kommotau, Saaz, Bilin, Görkau und Schlösser und Dörfer in Unzahl zerstreut liegen. Immer am Gebirge sich festhaltend, berührt die Bahn ein zweites Schloss, das, ebenfalls von dunklem Nadelwald und frischem Laubgrün der Hänge eingefasst, weit in die Ebene sieht, das Lobkowitzsche Eisenberg.

Die Aussicht vom Eisenberg musste noch schöner als heute gewesen sein, als zu seinen Füßen der Kummerner See seine glänzende Fläche spannte, der heute ausgetrocknet ist. Er war ein Flusssee, wie etwa der Bodensee oder die italienischen Seen es sind, und eine Menge Gebirgsbäche speisten *das Wasserbecken, das* in der Biela seinen Abfluss fand. Seine Größe muss

beträchtlich gewesen sein, etwa eine □Meile, so dass er ungefähr dem Zirknitzersee gleichkam, mit dem er auch durch die periodische Anschwellung Ähnlichkeit hatte. Seine Grenzen sind in den Rändern der Thalmulde zwischen Seestadtl, Brüx, Lindau, Georgenthal und Eisenberg leicht zu vermuthen und die Teiche bei Kunersdorf, Tschausch und Kopitz sind ohne Zweifel die Überreste von ihm. Die Bäche, welche, vom Erzgebirge kommend, jetzt in die Biela münden und ihn bildeten, waren es andererseits auch wieder, die die erste Arbeit der Trockenlegung des Sees vornahmen, indem sie Steine, Sand und Gerölle in Menge mit sich führten und das Wasserbecken allmählich einschnürten und verengten, bis die Menschenhände nachhalfen und die Sümpfe vollständig trockenlegten. Von dem ehemaligen See heißt noch heute ein grauer Felsvorsprung unweit Eisenberg Seeberg mit den kärglichen Resten einer Ritterburg, zwischen denen am Palmsonntag eine weibliche Gestalt, einen Schlüsselbund in der Hand, herumwandelt. Es ist das der ruhelose Geist der stolzen Tochter des letzten Burgherrn, welche ihrem Verlobten schnöde die Treue brach und von diesem sammt ihrem Schlosse verflucht wurde. Über Leitensdorf eilt der Zug gegen Ossegg (5000 Einwohner) mit dem bekannten Cistercienserstift, dessen Gebäude zwei Vierecke bilden, die von vier Thürmen überragt werden. Die Stiftskirche macht im Innern durch ihre Malereien und Stuccaturornamente einen imposanten Eindruck, interessanter ist indessen die alterthümliche Prälatur mit dem schönen Capitelsaal, manchen guten Bildern, Büchern und Handschriften. Von dem stattlichen Speisesaal genießt man eine herrliche Aussicht nach dem Mittelgebirge. Milhost von Maskow gründete 1196 das Kloster, das, reich beschenkt, rasch emporblühte, freilich aber auch schwere Zeiten erlebte. Es wurde von Ottokars Scharen (1248), darauf von denen Rudolfs von Habsburg (1288) verwüstet, wiederum von den Hussiten (1421) verbrannt und (1778) von den Preußen geplündert, erholte sich indessen stets wieder und ist eines der bestbestellten im Lande. Seine Mitglieder üben die Seelsorge in mehreren Dörfern aus und leiten das Gymnasium in Kommotau. Bei dem nahen Klostergrab vorbei, dessen protestantischer Kirchenbau, wie weltbekannt ist, den 30jährigen Krieg zum Ausbruch brachte, erreichen wir, Niklasberg und die Zinngruben von Graupen beiseite lassend, das „Bad der Bäder," Teplitz, in der anmuthigsten Gegend, im weiten Bielathal, fast mitten zwischen dem Erzgebirge und dem Mittelgebirge. Es sind die elf heißen (25—49° C.) alkalisch-salinischen Quellen, welche durch ihr Natroncarbonat und andere Bestandtheile bei Gicht, Lähmungen und Nervenkrankheiten geradezu erstaunliche Wirkung üben und hieher aus ganz Europa Kranke ziehen, die Heilung suchen. 10.000 Gäste besuchen jährlich das in seinem äußern höchst elegant ausgestattete, jeglichen Comfort des Lebens bietende, allerdings infolge dessen aber auch nicht gerade billige Bad. Hotels, Badehäuser, Miethäuser, Cursalons, Trinkhallen, Cafés, Musik, Theater

dienen den mannigfaltigen Bedürfnissen und der Unterhaltung, großstädtische Warenlager dem Luxus der Gäste. Mittelpunkt des Badelebens ist am Morgen der fast in der Mitte der Stadt liegende Curgarten, wo das Kaiserbad aus der Hauptquelle gespeist wird und gegen Mittag der Salon und die Meierei im Fürst Clary'schen Park. Am stärksten ist der Besuch im Monat August, weil die Bäder gewöhnlich zur Nachcur gebraucht werden. Ein Relief mit einer Inschrift über dem Sprudel des Stadtbades berichtet uns, wie und wann die heilkräftigen Quellen gefunden wurden: Als der Herzog Nezamysl im Lande herrschte und Kolostinj Gutsherr in der Gegend war, fanden des letzteren Hirten eines ihrer Schweine, die im Boden wühlten, verbrüht. Es war im Jahre 762, wie Hajek erzählt. Im 14. Jahrhundert scheint man angefangen zu haben, sich des warmen Wassers zu Heilzwecken zu bedienen und thut es mit steigendem Erfolg bis heute. Im Jahre 1879 wurde Teplitz in großen Schrecken versetzt, als infolge eines Wasserdurchbruchs in den Dux-Osseger Kohlenschächten das Wasser der Urquelle ausblieb und die Bergwerke füllte; doch gelang es tüchtigen Ingenieuren, die Quellen wieder abzuteufen. Eine Verlängerung von Teplitz bildet die stattliche Häuserreihe Schönau's (1500 Einwohner) mit vier großen Badehäusern und dem neu angelegten Kaiserpark und zwei weiteren Anlagen, von denen die eine nach dem Teplitzer Stadtkind, dem bekannten Nordpolfahrer Julius Payer, die andere nach Humboldt benannt ist. Die Quellen von Schönau unterscheiden sich von denen von Teplitz nur durch eine niedrigere Temperatur, die daher vorgezogen werden, wenn man Congestionen oder das Einathmen der heißen Dämpfe für die Lunge befürchtet. Teplitz-Schönau ist reich an schönen Punkten in der Umgebung. Vorerst wäre der Turnerpark zu erwähnen. Saubere Wege führen in ihm herum und längs des Baches, der ihn durchrauscht; hundertjährige Eichen, Tulpenbäume, Weymouthskiefern, Ahorne bilden die schönsten Gruppen auf den grünen Thalflächen und wie in der Anlage, so herrscht auch in der da und dort zerstreuten Gesellschaft kein Zwang; der Freund der Geselligkeit findet überall Ansprache, Unterhaltung, Musik, der Freund der Einsamkeit lauschig verborgene Plätzchen. Zwischen Teplitz und Schönau erhebt sich der mit einem Tempel geschmückte Mont de Ligne. Aus den sieben hohen Bogenfenstern des Saales im Innern des Tempels, das beständig von Gästen besucht ist, bieten sich dem Auge ebensoviele reizende Landschaftsbilder. Gegen Westen sieht man die Stadt, gegen Norden den weiten Bogen des Erzgebirges, gegen Osten die mächtige Pyramide des Schlossberges, gegen Süden den Riesenleib des Donnersberges. Die günstige Lage und treffliche Einrichtungen sichern auf dem Schießhause immer zahlreiche Gäste, noch mehr die nicht weit entfernte, auf dem Rücken des Spitalberges wunderlich aus Schlacken und Ziegeln erbaute Schlackenburg, zwischen deren grauen Mauern immer das bunteste Leben herrscht, munteres *Behagen an Freiheit*, frischer Luft, belebendem Sonnenschein. Kein Curgast,

dem es nur halbwegs möglich ist, versäumt aber einen Ausflug nach dem Schlossberg, den die Natur wie eine Schaubühne in die Mitte des Thales gestellt hat. Eine schöne Straße führt auf den Basalt- und Porphyrschieferkegel, der stellenweise von einem Birkenhain, Nussbäumen und Eichen besetzt ist und von den letzteren früher auch dubravská hora, Eichberg oder Dobrauer Berg hieß. Auf seinem Gipfel ragen die weiten Trümmer einer im 30jährigen Kriege wiederholt von den Feinden besetzten und daher nach dem Friedensschluss geschleiften Burg. Die Fernsicht ist bezaubernd. Im Osten entdecken wir am schimmernden Elbespiegel Aussig, herwärts gegen das Erzgebirge das seit 1814 neu erbaute Städtchen Karbitz und das weite Feld, welches die Tschechen seit der Niederlage der Deutschen

Teplitz.

im Hussitenkriege Bihane (Feld der Flucht) nennen. Über Karbitz hinaus sieht man Kulm, Arbesau und auf dem Gebirgskamm die Kirche von Nollendorf, die Gegend, wo Vandamme sich am 30. August 1813 mit 40.000 Mann den vereinigten Österreichern, Russen und Preußen ergeben musste. Im duftigen Hintergrund rechts davon sieht man das riesige Sandsteingebild des Schneeberges, links, vom dunkeln Erzgebirge überragt, Ossegg, Riesenburg, den Königshügel bei Klostergrab, den Kostner Forst, den Mühlberg bei dem vielbesuchten Eichwald, den Thiergarten von Doppelburg, die Wilhelmshöhe bei Graupen, das Jesuitencollegium Mariaschein, die Ruinen der Burg Geiersberg, die alte Wächterin des Passes nach Sachsen — im Süden aber steigen die Kegel des Mittelgebirges empor,

an ihren Abhängen grüßt das Schloss Křemusch, das düstere Kostenblatt — zu unseren Füßen liegen die Häusergruppen von Teplitz, in der Ferne zeichnen sich die Gebirgszüge von Karlsbad, die Hügelketten der Umgebungen Prags am Horizonte ab, — das alles umfasst der entzückte Blick. Wer die Burg erbaut, ist nicht überliefert. Anfangs des 17. Jahrhunderts gehörte sie dem Schwager Wallensteins, Wilhelm Kinsky von Chinitz und Tettau, und kam nach dessen Ermordung in Eger durch Schenkung von Seiten des Kaisers an den Feldmarschall Aldringen, darauf durch Heirat an die Fürsten Clary.

Trennen wir uns endlich von dem reizenden Badeorte, so führt uns die Bahn bei Schloss Türmitz ins Bielathal, in dem wir nun aufwärts bis Station Tschochau fahren. Über Borislau steigen wir dann ins Mittelgebirge. Es zieht sich von Laun und Brüx nordöstlich über die Elbe bis Kamnitz und Hayda in einer Breite, die nördlich durch das Eulauthal, die Elbe und die Bodensenke Loosdorf-Ohlisch-Kamnitz, Falkenau, im Süden durch die Eger, den Munkerbach und die Straße Auscha, Graber, Böhmisch-Leipa, Hayda bezeichnet ist. Obwohl der Kern des ganzen Gebirges Basalt ist, bleibt die Physiognomie doch nicht überall dieselbe und es lassen sich leicht drei Gruppen unterscheiden, welche durch zwei Tiefenlinien, nämlich das Elbethal und das Bielathal bei Aussig, angegeben werden. Das Gemeinsame aller drei Gruppen sind die domförmigen isolierten Kuppen aus Phonolith, die auf dem rückenförmigen Basalt aufgesetzt sind; das Unterscheidende ist, dass in der südwestlichen Gruppe dieser Rücken langgezogen und schmal ist, in den beiden andern dagegen breite, hohe Plateaux bildet, doch so, dass sie in der nordöstlichen Gruppe mannigfach durch Tiefenlinien zerschnitten erscheint, während die nordwestliche Gruppe ein ziemlich einfaches compactes Ganze darstellt. Die südwestliche und bekannteste Gruppe führt den Namen nach ihrem Centralpunkt, dem Milleschauer- oder Donnersberg. Aus einem plateauartigen Rücken, der sich von Liebhausen bis Aussig erstreckt, ragen einzeln oder gruppenweise stark abgerundete Bergkuppen empor. Die wichtigste ist der Milleschauerberg (835 Meter), um den sich der Kletschenberg (704 Meter) und die beiden Franzberge (662 Meter) stellen. Getrennt durch den Sattel von Kostenblatt erhebt sich das Březina-Plateau, das, dicht bewaldet, in der Mitte etwas vertieft ist und dessen Ränder die zwei Klotzberge (734 Meter und 670 Meter) krönen. Südlich steigt das vielgegliederte Plateau des Radelsteines mit dem Zügenrücken und der schönen Felsspitze des Wostrey 715 Meter empor. Nördlich vom Donnersberge liegt das Padloschiner Plateau mit der flach abgerundeten Kuppe des Glaberberges (509 Meter). An seinem östlichen Abhang befindet sich jener schroffe Absturz zur Elbe, welcher sowohl wegen der höchst interessanten radialen Absonderung der Basaltsäulen am Wrkotsch gegenüber dem Schreckenstein, sowie wegen der merkwürdigen Wechsellagerung des Basaltes und des *Kreidesandsteins* den Geologen wohl bekannt ist.

In der nordwestlichen Gruppe, am linken Ufer der Biela mit dem Gatschenberg bei Aussig (547 Meter) und Pfaffenberg bei Bodenbach, sind Tertiärbildungen von Thon, Schieferthon und Sandstein, die auf mächtigen Braunkohlenflötzen aufruhen, aus denen jährlich 19 Millionen Ctr. Kohle gewonnen werden.

Die nordöstliche Gruppe rechts der Elbe hat keinen dominierenden Punkt und zerfällt in mehrere Plateaux mit einzelnen Höhen, wie der Tambusch 671 Meter bei Aussig, der felsige Geltschberg 719 Meter, der Zinkenstein 608 Meter bei Reichen, der Dobernerberg 550 Meter bei Tetschen und der schöne Kegel des Kleisberges 750 Meter, ein Wahrzeichen für das nördliche Böhmen.

Dieses ganze Gebirgssystem übersieht man vom Gipfel des „Milleschauer," zu dem man von Pilkau aus bequem in einer Stunde und ohne Schwierigkeiten gelangt. Man sieht weit im Nordosten den blauen Kamm der Sudeten, auf der entgegengesetzten Seite die duftigen Linien des Böhmerwaldes und die dunkeln Wälder des Erzgebirges; in diesem Rahmen aber all die herrlichen Ebenen und Thäler des Landes, durchzogen von den glitzernden, beweglichen Lichtbändern der Elbe, der Eger und der Biela. Es ist ein Bild, wie man es selten wieder findet. Alex. von Humboldt wusste der Aussicht vom Milleschauer nur noch vier andere vorzuziehen und der brasilianische Reisende Decamara sagt, er kenne überhaupt keine schönere in der Welt. Eine hübsche Restauration sorgt für alle Bedürfnisse der Reisenden, die sich auch der Reiteseln und Tragsessel bedienen können, um hinauf zu gelangen, und eine Reihe von Mooshütten bietet originelle Schlafstätten. Herabsteigend finden wir am südlichen Abhang das Dorf Milleschau mit schönem Felsenschloss aus dem Jahre 1682 und von da erreichen wir auf der Straße, die sich zwischen dem Donnersberg und Klotzberg hinzieht, bei den Überresten von Kostenblatt vorbei, Dux (3300 Einwohner) mit seinen reichen Braunkohlengruben. Sein Schloss ist eines der schönsten Gebäude des Landes, einst im Besitze der Lobkowitze, jetzt Waldsteinisch. Interessant sind: die Bibliothek, die Bildergallerie und die verschiedenen Sammlungen. Unter den Gemälden verdient jenes Beachtung, welches darstellt, wie Heinrich Waldstein 1254 dem König Ottokar seine 24 Söhne vorführt, und zwei Bilder Wallensteins, das eine ihn als jungen Mann, das andere als ergrauten Krieger zeigend, von der Hand des Meisters Van Dyk. Sonst wird noch die Partisane, mit der der Herzog durchbohrt wurde, sein blutiges Hemd, ja sogar ein Stück seines Schädels gezeigt.

Die Bahn führt uns südwärts nach dem Städtchen Bilin (5800 Einwohner) an der Biela mit seinem schönen thurmförmig aufsteigenden Phonolithkegel des Bořen oder Bilinerberges (534 Meter), auf dessen Klippen man ein schönes rothes Moos sammelt, und mit dem weltberühmten Sauerbrunn, dessen Wasser in alle Gegenden versendet wird. Fahren wir südwärts,

so treffen wir in öder Gegend andere Gaben der Natur, die kostbaren Bitterwässer von Sedlitz, Saidschitz und etwas westwärts vom letzteren Pillna.

Das Hauptdepot dieser Wässer ist in der nahen Stadt Brüx (10.000 Einwohner), deren Burg schon bei dem Einbruch Ottos I. im Jahre 936, Heinrichs II. 1004 und Heinrichs III. 1040 eine Rolle spielte. Sie hatte, wie die Castelle bei Taufs die bequemste Einbruchsstelle durch den Böhmerwald zu schützen hatten, die Aufgabe, die Übergänge des Erzgebirges in dieser Gegend zu bewachen, daher sie auch Landeswart hieß. Man hat sich Brüx für die alten Zeiten als einen Brückenknopf an der Biela und dem Kummerner See zu denken, wie denn der Name Pruks, Gněvín-Most, Pons es andeutet. Von dem lateinischen Pons nannte sich der Brüxer Georg Barthold, ein gekrönter Dichter unter Rudolf II., Pontanus, ebenso sein Zeitgenosse Jakob Spanmüller, einer der tüchtigsten Kenner der classischen Sprachen. Ein Brüxer Kind war der 1611 geborne, als Contrapunktist bekannte Compositeur Andreas Hammerschmidt.

Bei dem Städtchen Laun (5600 Einwohner) überschreiten wir die Eger. Es liegt anmuthig zwischen freundlichen Obstgärten und thut stolz auf seine Dechanteikirche, die sein Bürger Benesch zwischen 1520 und 1528 baute. Er war 1451 geboren, erhielt sorgfältige Erziehung, bildete sich im Ausland aus und wurde des König Wladislaw Hofbaumeister, als welcher er die neue Residenz auf dem Hradschin baute. Von England hatte er sich die Vorliebe für die aus Kreisverschlingungen gebildeten Netzgewölbe geholt, von Baiern die Vorliebe für Hallenbauten, und baute darnach die Basilica der heiligen Barbara in Kuttenberg um. Sein Meisterwerk ist die Brüxer Kirche nach Ingolstädter Motiven. Andere Werke des Meisters sind die Kirchen zu Aussig, Hohenmaut und die Himmelfahrtskirche zu Kuttenberg. Er starb in Laun 1537.

Unterhalb Laun an der Eger liegt das Städtchen Libochowitz, der Geburtsort des Gelehrten und tschechischen Dichters Johann Purkyně (geb. 1787), an dessen Namen sich eine Menge Entdeckungen auf anatomischem und physiologischem Gebiete knüpfen. Für seine Nation hat er Schillers Gedichte in sehr gelungener Weise übersetzt.

Wir fahren nun rasch in mannigfachen Windungen an dem netten Thun'schen Schloss Perutz und an Zlonitz vorbei in das reiche Kohlenbecken des mauerumschlossenen Schlan (8000 Einwohner) und jenes unerschöpfliche bei Kladno (14.200 Einwohner), welches auch mächtige Eisengruben und die größten Hochöfen des Landes besitzt. Wir sind damit in die Nähe der Hauptstadt gelangt, müssen jedoch, um diese städtereiche Gegend des Landes vollständig kennen zu lernen, unsere Eilfahrt auf der Bahn noch einmal west- und nordwärts wenden.

Von Kladno aus ziehen wir über Straschitz auf dem Plateau des *wallartig in seinen Abhängen* aus Rothliegendem, im Scheitel aber aus

Sandsteinschichten zusammengesetzten Žbánwaldes (528 Meter) dahin, und gelangen in starker Wendung nach Norden in die gesegneten Gefilde von Saaz (8900 Einwohner), das sich zu beiden Seiten der Eger ausbreitet, über welche eine Kettenbrücke führt. Einige Reste der Umfassungsmauer erinnern an das Jahr 1419, wo deutsche Heere umsonst diese Hussitenfeste belagerten. Denn ehemals war Saaz, Žatec, eine tschechische Stadt, obwohl ihre Bewohner heutzutage nur mehr deutsch reden. Ein altes Gebäude ist das Rathhaus. Vor ihm steht ein Steinbrunnen, ober welchem das Standbild eines Kriegsmannes sich befindet. Es ist der Sage nach Boresch, der wackere Nachtwächter. In alten Zeiten nämlich waren die Saazer zur Nachtzeit von schlimmen Erscheinungen geplagt und niemand wollte mehr Nachtwächter sein, nachdem einige derselben beim Rundgang auf der Stadtmauer todt gefunden worden waren. Es hatten sie offenbar die gespenstischen Scharen getödtet, welche Nacht für Nacht vor der Stadt lagerten und miteinander kämpften. Da erbot sich ein beherzter Mann, Boresch mit Namen, das gefährliche Amt der Nachtwache zu übernehmen und fand nicht nur den Muth, im Angesicht des Spukes die Stadtmauer zu begehen, sondern auch die gespenstigen Kämpfer durch ein kräftiges Lied: „Alle guten Geister loben den Herrn" auf immer zu verscheuchen. Seitdem blieb das Nachtwächteramt in seiner Familie und die Stunden werden noch heute mit dem Klang des Nachtwächterhorns angezeigt. Weltbekannt ist Saaz durch seinen Hopfenbau, der sich besonders gegen Stankowitz und das Goldbachthal aufwärts gegen Kriegern zieht. Wie Wälder stehen die Hopfenstangen, reich von dem kostbaren Gewächse umrankt, stundenweit eng zusammen, während auf dem Boden Gemüse, Gurken und Melonen durcheinander wachsen. Der Hopfenbau ist von viel Arbeit, Sorge und Aufregung begleitet, da ein Witterungsumschlag alle Ernte in Frage setzt, aber er ist sehr einträglich und ein günstiges Jahr kann den Besitzer eines Gartens zu einem reichen Manne machen. Zur Zeit der Lese wimmelt Saaz von Agenten und Händlern und die Stadt ist eine einzige Fruchtbörse, deren Schwankungen in weitester Ferne Bierpreise und Bierqualität beeinflussen. Hunderte von Familien leben übrigens auch von dem Gemüsebau und außer den Gurken erfreut sich die gelbe Rübe, die Zwiebel und der Fenchel eines besondern Rufes. Ein Bild ist es, bei dem das Herz lacht, wenn man über die üppigen Fluren des Goldbachthales hinsieht; aber umso schrecklicher war es, als im Mai 1872 dieses kleine Bächlein infolge eines Wolkenbruches aufschwoll und all den keimenden, blühenden Segen vernichtete und hunderte Wohnungen fortriss! Von Saaz führt uns ein andrer Eisenschienenweg über Podersam, Kriegern, Scheles, lauter reichgesegnete Ortschaften, nach Plass, dessen ehemaliges Cistercienserstift heute ein Metternich'sches Schloss ist, so umfangreich in seinen Nebengebäuden, dass man ein kleines Städtchen zu sehen meint. Das Städtchen liegt in waldreicher Gegend am Strelabach, der zur Beraun eilt, und hier wollen wir die Bahn

verlassen, um den Rückweg längs der Beraun nach Prag einzuschlagen. Dabei wäre eine Wanderung an ihren Ufern allerdings sehr lohnend und böte der Landschaftsbilder, Dörfer, Schlösser und Ruinen, die sich in dem Wasser des Flusses spiegeln, genug; wir können aber auch noch den Umweg über Kralowitz nach Rakonitz (5200 Einwohner) machen, dessen Reichthum jetzt in seinen Kohlengruben besteht, während er früher in den Salzwerken gelegen haben soll, die 750 Herzog Nezamysl entdeckte und die einen großen Wohlstand erzeugten, bis die neidischen Saazer die Werke zerstörten und verschütteten. In Rakonitz sind wir wieder auf einer Station des in dieser Gegend dichtgelegten Schienennetzes und die Locomotive führt uns im Thal der Rakonitza in jenes der Beraun. Auf der Stelle, wo der Bach in den Fluss rauscht, erblicken wir mitten in den weit sich dehnenden Forsten, zwischen Waldhängen und malerischen Hügeln, überraschend schön gelegen, die stattliche, durch Alter und Geschichte interessante und noch bewohnte Burg Bürglitz. Ein bequemer Fahrweg zieht sich auf dem mächtig hohen Bergrücken hinauf und durch eine lange düstere Thorhalle gelangt man in den geräumigen ersten Hof, in dem ein halbrunder Thurm, die Lidomorna (Menschenwürgerin) mit Gefängnisräumen und ein viereckiger, die Huderka, einst Gefängnis des Adepten Kelley, ragen, außerdem aber noch die Reste der königlichen Hofburg starren. Ein enger Thorweg führt dann in den zweiten Hof, der durch die Gebäude des königlichen Palastes gebildet ist, eine schöne Kapelle enthält und durch einen kolossalen Rundthurm an der Ostseite geschützt ist. Die Geschichte der Burg, die ursprünglich Krvoplat, dann Hradek und deutsch Bürglein hieß, woraus Bürglitz wurde, reicht in die graue Vorzeit zurück. Hier wurde 1100 Bretislaw II. ermordet und zehn Jahre später restaurierte sie nach Kosmas Wladislaw I., worauf Ottokar I. längere Zeit in derselben, wie Dalimil erzählt, ein üppiges Hofleben führte. Noch häufiger hielt von hier aus Wenzel I. große Jagden, auf deren einer er sich die Todeskrankheit holte, und sein Sohn Ottokar II. unternahm einen großartigen Umbau der Burg, die stark befestigt in den Wirren des Interregnums nach der Ermordung des letzten Premysliden Wenzel III. zu Olmütz von dem tapfern Wilhelm Zajic von Waldek im Interesse der Prinzessin Elisabeth gegen Kaiser Rudolf, Heinrich von Kärnten und selbst gegen ihren Gemahl Johann von Luxemburg besetzt hielt, als sie von ihm unwürdig behandelt wurde. Er schützte sie bis zu seinem Tode 1319, worauf der König seine Gemahlin nach Melnik bringen, ihren Sohn Karl (IV.) aber in Bürglitz bewachen ließ. Zur selben Zeit gab hier der österreichische Herzog Heinrich, welcher mit seinem Bruder Friedrich dem Schönen bei Mühldorf gefangen genommen und hieher gebracht worden war, ein schönes Zeugnis der Worttreue. Entlassen, um mit seinen Brüdern die Bedingungen seiner Auslösung zu besprechen, kehrte er, als diese zu schwer befunden worden waren, in seine Haft nach Bürglitz zurück und blieb daselbst *noch ein* Jahr Gefangener, worauf ihn König Johann gegen 3000 Mann

entließ. Zur selben Zeit erhielt auch der Kronprinz Karl seine Freiheit und zog bald darauf mit seiner schönen Gemahlin Blanka von Valois in Bürglitz ein. Eine von Karl Egon Ebert bearbeitete Sage erzählt, dass der Prinz, als seine schöne Frau am Krankenlager sich nach Nachtigallensang, den sie liebte, sehnte, alle diese Sänger der Umgebung zusammenfangen und in die Büsche der Burg bringen ließ. Bei dem Flöten der Nachtigallen gebar ihm die Fürstin ihr erstes Kind, die nachherige Königin von Ungarn, Margarete. Noch einmal später wurde Bürglitz der Ort eines zurückgezogenen Eheglückes, als (1560) der Erzherzog Ferdinand seine ihm heimlich angetraute Frau Philippine Welser hier vor dem strengen Vater Kaiser Ferdinand I. barg und von ihr einen Sohn, den nachherigen Markgrafen von Burgau, erhielt. Öfter war aber die Bestimmung der Burg eine düstre und schloss wiederholt Gefangene ein, so den Anstifter der böhmischen Verschwörung 1547 Johann Augusta und seinen Genossen Jakob Bilek. Von den Schrecken des 30jährigen Krieges blieb Bürglitz wie von denen der Hussitenwirren unberührt, litt aber wiederholt durch Brände. Seit Ferdinand III. kam das kaiserliche Schloss an Private und ist jetzt im Besitz der Familie Fürstenberg.

Auf der Station im Thal ertönt das Zeichen des herannahenden Zuges, wir beeilen uns, hinabzukommen, steigen ein und die Dampfmaschine führt uns in dem romantischen Beraunthal zur Hauptstadt zurück.

---

5. Das nordöstliche Land.

(Melnik. — Raudnitz. — Schreckenstein. — Aussig. — Tetschen. — Das Elbesandsteingebirge. — Böhmisch-Leipa. — Bürgstein. — Reichstadt. — Der Rollberg. — Die Bösige. — Trosky. — Reichenberg. — Friedland. — Das Isergebirge. — Das Riesengebirge. — Trautenau. — Adersbach. — Weckelsdorf. — Braunau. — Der Spieglitzer Schneeberg. — Königgrätz. — Josefstadt. — Königinhof. — Gitschin. — Podiebrad. — Nimburg. — Jungbunzlau. — Altbunzlau. — Brandeis.)

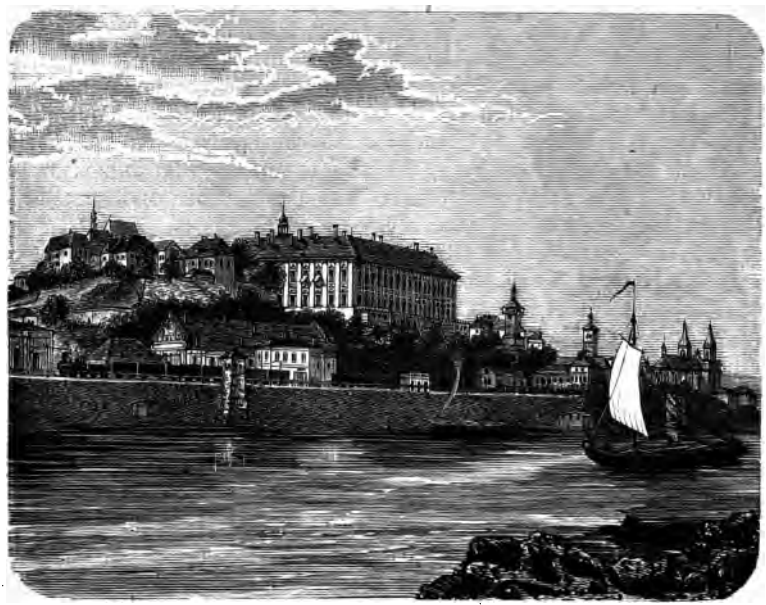
Eine Reise voll Genuss erwartet uns, wenn wir uns nunmehr, mit einem Zuge der Staatsbahn Prag verlassend, nach dem Norden des Landes wenden. Die Bahnfahrt durch das enge Felsenthal der Moldau bis Wepřek, dann durch die freundliche Ebene von Melnik und längs der paradiesischen Ufer der Elbe bis Aussig, von da endlich die Wasserfahrt auf dem Dampfschiff bis an die Grenze gehören zu den lohnendsten Partien nicht bloß in Österreich, sondern in Europa. Nächst dem Rhein und der Donau dürfte kein Fluss des Continentes diese Fülle von wechselnden Bildern, diese maßvolle Schönheit der Uferlandschaften bieten.

Die Locomotive dampft langsam über den 1100 Meter langen Viaduct, dessen 87 Bogen das Karolinenthal, die Jerusalem- und Hetzinsel, einige Arme der Moldau und den Hauptstrom überbrücken und dessen Bau $3^1/_2$ Millionen gekostet hat, zieht darauf in rascherem Tempo über den östlichen Theil von Baumgarten und Bubentsch fort und braust mitten aus grünlebendigen, sonnigen Scenerien zwischen die düster melancholischen Felsenwände der Moldau. Langsam folgt die Bahn den oft scharfen Windungen des Flusses in stiller, abgeschiedener Einsamkeit bis Rostok dahin, dessen Obstgärten angenehm überraschen, dann geht es in dem engen Thal weiter an Libschitz und den Ruinen von Chwatierub vorbei nach Kralup, wo sich die Bahn mit jener nach Kladno und Jungbunzlau kreuzt. Am rechten Ufer des Flusses öffnet sich die Gegend, am linken aber ragen noch steil die Abhänge des Koperberges, an denen Mühlhausen mit Lobkowitz'schem Schloss lehnt. Erst wenn wir durch einen Tunnel hindurch in Station Weltrus eingelaufen sind, haben wir auch links das Gebirge hinter uns und fahren, bei Wepřek die Moldau verlassend, mitten durch die üppig schöne Ebene nordwärts. Der Blick durch dieselbe ist reizend. Rechts sieht man die Moldau sich majestätisch ostwärts wenden, eine Zeitlang als blinkendes Wasserband sichtbar, später an Gebüschen und Baumreihen erkennbar bis dorthin, wo das Auge an eine Hügelkette stößt und Melniks Thürme die Vereinigung der beiden Landesströme bezeichnen. Der Zug der Berge, der sich von dem angegebenen Punkte nordwärts richtet, gibt dann auch den Lauf der mächtigen Elbe an und unser Auge schweift über die einzelnen Gipfel, so den Spitzberg, den Lummelberg fort, bis es durch die Riesengestalt des Geltschberges in blauduftiger Ferne bei Auscha, gradaus im Norden, gefesselt bleibt. Links aber im Westen erhebt sich, nun ganz deutlich, der schon lange Zeit sichtbar gewesene dunkle Basaltkegel des Říp oder des Georgsberges, dessen Masse umso imposanter wirkt, je isolierter er aus dem Flachland ragt. Während der Fahrt lassen sich die Thürme Melniks immer deutlicher unterscheiden, weil sich die Bahn der Stadt, obwohl sie dieselbe seitwärts läßt, immer nähert und von Station Jentschowitz könnten wir sie in einer Stunde erreichen.

Melnik (4000 Einwohner) liegt auf einem etwa 70 Meter hohen Berge zwischen den beiden großen Flüssen Elbe und Moldau und dem Forellenbach, der bei Wrutitz entspringt und bei Schopka in die Elbe fällt. Anfangs hieß Melnik Břew oder Bssow und wurde von Boleslaw II. zur Stadt erhoben, nach dem Tode Rudolfs I. 1307 zur königlichen Leibgedingstadt gemacht, worauf sie mehreren königlichen Gemahlinnen als Witwensitz diente. Bekannt ist der Weinbau von Melnik, der sich aus der Zeit Karls IV. datiert und eine der vorzüglichsten Weinsorten liefert. Die Bewohner sind theils Weinbauer, theils Ackerbauer, beschäftigen sich aber auch mit Obstcultur, Flößerei und Fischerei, zumal auf Lachse. Von dem Berg Chlomek genießt

man einen umfassenden Blick über die schöne Gegend. Bei Unter-Beřkowitz kommt die Bahn der Elbe sehr nahe, hält sich aber noch bis Podřap an den Hügeln links. Unterhalb Wegstädtl wird sie durch den Lauf des Flusses zu einer doppelten großen Krümmung gezwungen.

An der zweiten, höchst malerisch unmittelbar an der Elbe gelegen, prangt der herrliche Fürstensitz Raudnitz, ein massives Viereck im Renaissancestil mit vier Eckvorsprüngen auf parkartig verzierter Anhöhe, um die sich wie ein Gürtel die alterthümliche Stadt herumzieht. Die Hauptzierde von Raudnitz ist die berühmte Portraitgallerie des Schlosses und seine Bibliothek. In



Raudnitz.

der ersteren hängen 600 meist historisch interessante Stücke in 12 Sälen. Neben vielen fürstlichen Bildnissen sieht man da das Portrait des Gründers der Gallerie, des böhmischen Staatsmannes Wratislaw Pernstein und seiner schönen Gemahlin Maria da Lara, deren Tochter Polyxena die Frau jenes heldenhaften Wenzel von Lobkowitz war, der 1596 als Oberster gegen die Türken bei Erlau fiel. Neben ihr hängt ihr Sohn, der bekannte Wenzel Eusеb Lobkowitz, der Minister Leopolds, dann eine Reihe von Ahnenbildern der Lobkowitze, Pernsteine, Rosenberge und derer von Mendoza. Von größerem Werte wohl ist noch die Bibliothek mit 52.000 Bänden, 1200

Incunabeln und 600 Manuscripten. Ihr Stolz ist ein Prachtcodex des Plato, den Bohuslaw von Lobkowitz († 1520), der bekannte Dichter und Gründer der Bücherſammlung, griechischen Flüchtlingen in Venedig mit Gold aufwog.

Raudnitz gehört zu den ältesten Städten des Landes, wie denn auch erzählt wird, dass auf dem nahen Rip Tschechs Scharen ihr erstes Lager aufgeschlagen hätten, während sich das Dorf Ctinowes rühmt, der Begräbnisort Tschechs zu sein. Im 12. Jahrhundert war Raudnitz ein Tafelgut der Prager Bischöfe und kam in den Hussitenkriegen an Johann Smiřicky, jenen mächtigen Parteigänger, der 1450 auf Befehl Georgs von Podiebrad in Prag hingerichtet wurde. Einige Jahre früher saß auf Raudnitz ein interessanter Gefangener, ein Abenteurer oder Narr, der sich König Artus nannte, bei Stadit seine Tafelrunde hielt und großen Zulauf hatte, bis ihn Smiřicky festnahm. Im Jahre 1603 kam durch Heirat Raudnitz als Erbtheil der verwitweten Polyxena von Rosenberg, jener durch Schönheit und Muth ausgezeichneten Frau, die Slawata und Martinitz nach dem Fenstersturz das Leben gerettet hatte, an Zdenko von Lobkowitz, dessen Geschlecht das Schloss noch immer besitzt.

Als die Lobkowitze das Herzogthum Sagan verkauften und damit den Herzogtitel verloren hätten, erhob Josef II. Raudnitz zu einem Herzogthum. Von Raudnitz ab hält sich die Bahn noch eine Strecke an der Elbe, dann aber zieht sie durch die weite Ebene in schnurgerader Richtung und die Eger überschreitend gegen Lobositz. Gerade in der Mitte dieser Bogensehne, bei Bauschowitz, sieht man nordwärts die langgestreckten Wälle der Festung Theresienstadt, welche Josef II. 1780 an der Stelle der ehemaligen Dörfer Deutsch-Kopischt und Trabschitz erbaute und zu Ehren seiner Mutter benannte. Etwas seitwärts an den Höhen des rechten Elbeufers winken die Thürme von Leitmeritz (11.000 Einwohner). Es ist eine außerordentlich freundliche und malerisch gelegene Stadt, die infolge des Zusammenflusses vieler Straßen, der Elbethalbahn und der Elbeschiffahrt sehr belebt ist. Leitmeritz ist ein Bischoffitz, den jetzt der gelehrte und liebenswürdige Sohn des Städtchens Hainspach, Dr. Frind, innehat; außerdem besitzt es ein Alumnat, ein Dominicaner- und Kapuzinerkloster, ein Nonnenkloster, weiter Spitäler, ein Taubstummeninstitut und verschiedene Schulen. Aus alten Zeiten stehen noch Reste der Stadtmauern und eine Kathedrale aus dem 11. Jahrhundert. Die Neuzeit baute vor der Stadt, die acht Vorstädte hat, hoch über der Elbe ein imposantes Bräuhaus, dessen Erzeugnis sich in und außer dem Lande eines vorzüglichen Rufes erfreut.

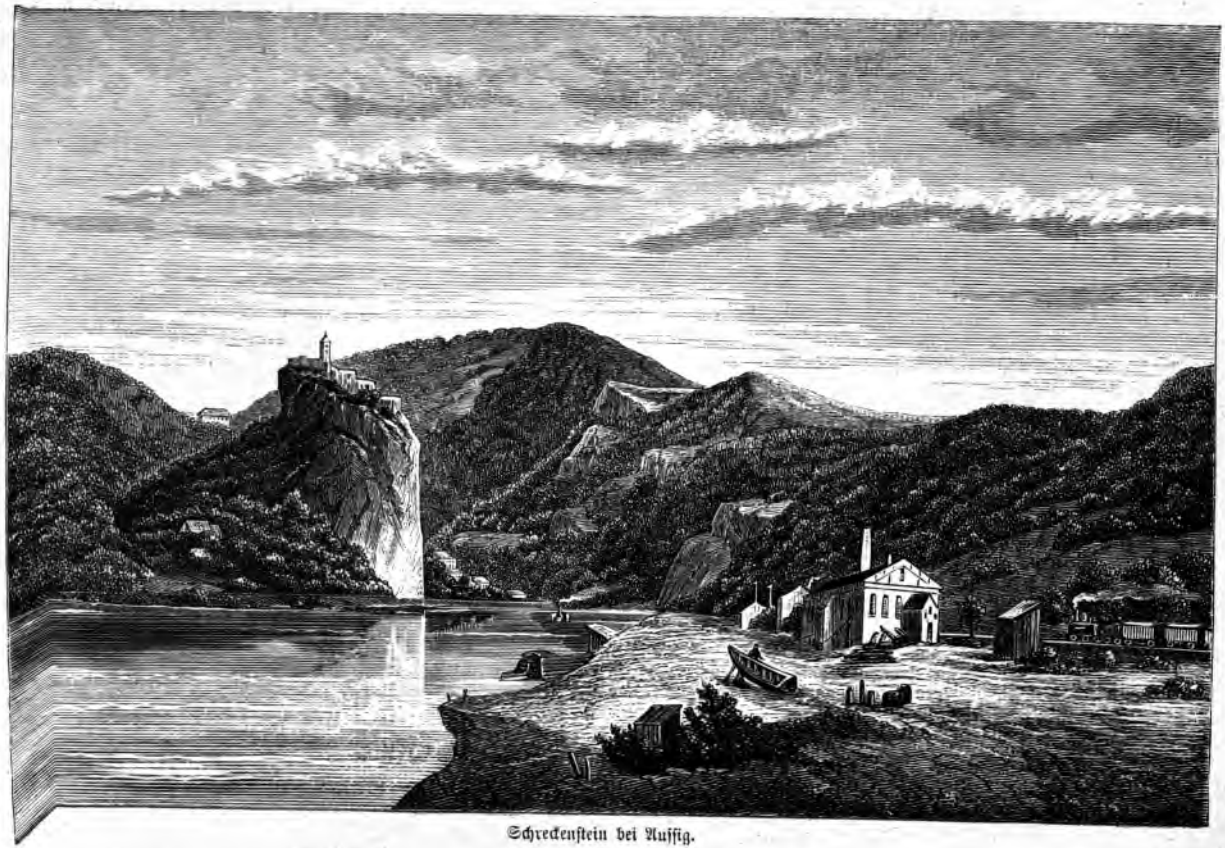
Fahren wir von Bauschowitz weiter, so genießen wir rechts und links über die Ebene hinweg schöne Aussicht über einen reichen Kranz von Bergen: da die malerischen Basaltkegel des Mittelgebirges, den Lobosch, Milleschauer, Kletschen, den Kostial und den einsamstehenden burggekrönten Hasenberg,

dort auf der anderen Seite den Geltsch, Kelchberg, den Kreuzberg, Hradisko und Radbyl. Bei Lobositz erreichen wir wieder die Elbe. Das Städtchen, heute im Besitz der Schwarzenberge, ist allgemein bekannt durch die Schlacht am 1. October 1756, an die eine Kapelle erinnert. Von hier an treten wir in das enge Thal, welches sich der Fluss ins Mittelgebirge eingeschnitten hat. Die Rebengelände des weinberühmten Tschernosek, grüne Abhänge, schroffe Felsmassen, dunkle Wälder, freundliche Dörfer, die belebten Eisenbahnstrecken zu beiden Seiten des Flusses, auf welchem zahlreiche Schiffe dahingleiten, bieten stets neue, reizende Bilder, kaleidoskopisch wechselnd, bald lachend heiter, bald melancholisch ernst. Es ist diese Strecke nicht mit Unrecht Böhmens Paradies genannt. Je weiter nordwärts, desto romantischer wird die Fahrt und ein Schrecken der Feinde, verdienen. eines der schönsten Stellen ist die von Schreckenstein, ein hoher mit Burgtrümmern gezierter Klingsteinfels, der sich aus dem Gebirgszug bis zur Elbe herandrängt und steil ins Wasser abstürzt. Von drei Seiten ist die Burg unzugänglich und, auf der vierten durch einen Gürtel von Zwingern und Mauern geschützt, mochte sie wohl den Namen,

Bohuslaw von Lobkowitz.

Nach Hajeks Chronik wäre die Feste schon 820 erbaut worden, Urkunden aber wissen von ihr erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts, wo sie als landesfürstl. Lehen Pieschik von Strekow besaß. Er verkaufte sie aber bald an die Wartenberge, denen die Kinsky als Herren folgten. Im Jahre 1415 finden wir Wlassek von Kladno, einen eifrigen Anhänger Sigmunds, auf Schreckenstein, der eine Rolle während der Kämpfe der Hussiten gegen die meißnische und thüringische Ritterschaft im Jahre 1425 spielte. Auch im 30jährigen Kriege war der Schreckenstein wiederholt von schwedischen und sächsischen Kriegsvölkern besetzt und im siebenjährigen nistete sich noch eine Kroatenschar in den schon zerfallenden Gebäuden ein, um von hier aus Ausfälle und Streifzüge gegen die Preußen zu machen. Wiederholt gaben die kühnen Rothmäntler den Feinden zu schaffen, erschossen ihnen einmal einen General und nahmen ein anderesmal ihrer 200 gefangen. Seitdem verödete die Burg ganz, ihr Dachwerk brach ein und Wind und Wetter verzehrten die Farbenpracht der Wände. Ein Schenkwirt reicht in den Trümmern Erfrischungen, denn Bürger aus Aussig, Badegäste aus Teplitz, Touristen und Landschaftsmaler ersteigen oft die

interessante Höhe. In kurzer Frist dampft der Wagenzug, da wo die Biela sich in die Elbe ergießt, in die Stationsgebäude Aussigs (16.500 Einw.) ein. Auf den Perrons hier ist's immer lebhaft, da die Bahn nach Teplitz abzweigt und die nahen Kohlenbergwerke auch einen lebhaften Kohlentransport und regen Industriebetrieb, Handel mit Getreide, Obst und Holz, mit sich bringen. Allerdings bekam durch dieses nützliche Erdproduct Aussig auch ein etwas verräuchertes, rußiges Aussehen und wo man hinsieht, sind die Straßen und Wege schwarz. Im übrigen ist die Stadt nicht unfreundlich. Im Jahre 1426 war sie der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. König Sigmund hatte sie an Meißen verpfändet, die Hussiten waren aber herangezogen, die Meißner zu vertreiben. Leipa, Weißwasser, Dux, Graupen, Teplitz hatten die letzteren schon geräumt, aber in Aussig trotzten sie noch den Kelchbrüdern und hielten sich drei Monate lang, als Katharina, das entschlossene Weib Friedrichs von Meißen, ein starkes Heer, die Blüte der meißnischen und thüringischen Ritterschaft, zum Entsatze schickte. Die Böhmen, an Zahl kaum die Hälfte der Fremden, verschanzten sich am Berge Biehani bei Predlitz. Prinz Korybut, Prokop der Große, Johann Smiřický ordneten ihre Reihen, die Priester theilten das Abendmahl aus, Korybut hielt eine feurige Anrede und Prokop übernahm die Führung der Schlacht, zu der die Meißner heranstürmten. Es war ein Verzweiflungskampf, die Feldschlangen der Wagenburgen rissen weite Lücken in das Heer der Angreifer, die Dreschflegelgarden Prokops schlugen ganze Gassen in ihnen und das Blut floss in Strömen. Korybut selbst hieb wacker um sich, Wacha von Ritschan führte „wie ein Löwe" des Prinzen Banner und eine Reihe von Tapfersten unter den Tapferen nennt das Lied „Den Tschechen ziemt sich's zu gedenken." 15.000 Todte ließen die Meißner zurück, als sie sich zur Flucht wandten und Tausende fielen in den brennenden Häusern von Predlitz, während andere bei Graupen und Geiersberg noch ihren Tod fanden. Auch in der Kunstgeschichte ist Aussig als Geburtsort des berühmten Malers und Kunstschriftstellers Rafael Mengs bekannt. Er wurde am 12. März 1728 geboren und von seinem Vater Israel, der ein Däne von Geburt und Miniaturmaler war, zum Maler bestimmt. Daher empfieng er in der Taufe den Namen des großen Rafael und wurde schon als Kind mit der härtesten Strenge zum Zeichnen und Malen angehalten. Im Jahre 1741 nahm ihn der Vater nach Rom mit, wo er die Meisterwerke Michel Angelos in der Sixtina und jene Rafael Sanzios im Vatican kennen lernte und sich bald durch eigene Arbeiten so auszeichnete, dass er 1744 in Dresden Hofmaler wurde. Doch lebte er nicht immer in Dresden, sondern meist in Rom, Florenz und in Spanien, überall mit Aufträgen von Seite der Fürsten, des Papstes und reicher Privatleute beschäftigt, die ihm neben großem Ruhm auch ein bedeutendes Einkommen verschafften. 1779 starb er in Rom und wurde in der Peterskirche beigesetzt, wo ihm Katharina II. von Russland



Schreckenstein bei Aussig.

ein prachtvolles Denkmal aufstellen ließ. Er war nicht als großes Genie geboren, aber durch das strenge Studium der Formen, edle Composition, correcte Zeichnung und schönes kräftiges Colorit, und durch verständige Vereinigung der Vorzüge Rafaels, Tizians und Correggios wußte er die Malerkunst seinerzeit wieder zu veredeln und zu heben. Seine Fresken sind wieder, nach mancher Verwilderung vor ihm, edel und würdig, seine Bilder wahr, lebendig und einfacher als alle andern seines Jahrhunderts. Alle Gallerien Europas sind mit seinen Werken geschmückt.

In Aussig stehen Dampfboote bereit, den Reisenden, der mit der Staatsbahn angekommen ist, aufzunehmen und ihn weiter zu führen. Für die Betrachtung der liebreizenden Elbeufer, für den ungehinderten Naturgenuss ist auch in der That das offene Deck des Schiffes viel geeigneter, als die geschlossenen Waggons der Eisenbahn, aus denen man stets nur die eine Seite der Gegend betrachten kann. Wir besteigen daher auch das Dampfschiff. Bald zwischen einengenden steilen Bergwänden, bald in erweiterten Thalbecken zieht der majestätische Strom dahin, seine Schiffe, Zillen, Flöße tragen, sowie zu beiden Seiten die Wagenreihen der zwei Eisenbahnen, alles, was aus dem Lande, ja aus einem großen Theil der Monarchie nach Deutschland, England, Amerika geht, und die Wunder der Natur verbinden sich mit der staunenerregenden Rührigkeit der Menschen, um Aug und Sinn des Reisenden in Thätigkeit zu erhalten. Bei Neschwitz öffnet sich das Thal wieder zu einem weiteren Becken, dem reizendsten, das man sich denken kann. Links und rechts die grünenden Berge des Mittelgebirges, im Hintergrunde die dunklen Waldmassen der Schneeberggruppe und durch eine tiefe Schlucht getrennt von ihnen die Ausläufer des Binsdorfer Plateaus — dort aber, wo der Polzenbach daherschießt, auf schroff aufsteigendem Sandsteinfelsen, als Wächter der Elbstraße und des engen Ausgangsthores nach Sachsen, der imposante Gebäudecomplex des Schlosses von Tetschen, zu dessen Füßen sich das gleichnamige Städtchen lagert und das aufstrebende Bodenbach seine achtunggebietenden Industriegebäude bis weit ins Eulauthal ausdehnt. Zahllose Villen auf allen Seiten, zwei gewaltige Eisenbahnbrücken und eine zierliche Kettenbrücke erhöhen das Malerische des Bildes. Vom Landungsplatze aus gehen wir durch das Städtchen (5600 Einwohner), das außer einer Lorettokapelle inmitten des Platzes und dem hübschen gothischen Schulgebäude nichts Sehenswertes bietet, zum Schloss. Es ist für den Fremden nur von einer Seite zugänglich, vom Osten her, wo der nach den andern Seiten steil abfallende Felsen allmählich ansteigt. Durch Felsensprengung wurde für Wagen die „lange Fahrt“ hergerichtet, ein 280 Meter langer, breiter und schnurgerade aufsteigender Fahrweg zwischen hohen Wänden, der zwar etwas monoton ist, aber der Großartigkeit nicht entbehrt. Durch ein Thor gelangt man in einen Vorhof, der mit Ahornbäumen bepflanzt ist und von seinen Brüstungen *die reizendsten* Landschaftsbilder bietet. Über eine Brücke, die „den

Bärengraben" überwölbt, kommt man durch ein mächtiges Thorgebäude in den innern Schlosshof, der sich als reizender englischer Garten mit Wasserbassins, einer riesigen Akazie und dem schönsten Blumenflor darstellt. Ein hoher, freilich stilloser Thurm erhebt sich an der Westseite über dem Gebäude und bietet aus dem „Thurmcabinet" nach drei Seiten hin entzückende Fernsichten in das Elbethal hinab. Das Innere des Schlosses ist einfach in Einrichtung; sehenswert aber ist unter den achtzig Gemächern der Bibliothekssaal, der 30.000 Bände aus allen Gebieten der Literatur fasst. Der schönste Schmuck des Schlosses jedoch ist der berühmte Garten, in den man durch die reizende Salaterrena, oder durch das Loggiengärtchen auf der Nordseite und durch den Bärengraben auf der Südseite herabsteigen kann. Die schattige, romantische Nordseite desselben mit ihren Brücken, dem Wasserfall, einer Eremitage und einem Rundtempel bietet Erinnerungen an den Geschmack des vorigen Jahrhunderts. Dagegen ist die Südhälfte, zu der man um das Schloss herum durch einen Tunnel unter dem Thurmfelsen und über eine kleine Kettenbrücke gelangt, mit ihrer sonnigen Frauenwiese und mit ihren reizenden Baumgruppen ein Muster der modernen Gartenkunst, welche es versteht, ohne der Natur Gewalt anzuthun, ihre Reize durch ordnende Hand zu erhöhen. Die Berge rundherum, die steile Schäferwand, der Falkenberg, Hutberg und Kulmerberg geben den Anlagen überall einen großartigen Hintergrund. Eine Berühmtheit des jährlich von Tausenden Touristen besuchten Gartens sind die 12 Treibhäuser für Orchideen, Camelien, Azaleen, Rhododendron und die Ananashäuser mit etwa 4000 Stück Früchten.

Rafael Mengs.

Die erste Nachricht von Tetschen (Děčin) erhalten wir aus dem Jahre 1128, wo Břetislaw, der Sohn des bei Bürglitz ermordeten Herzogs Břetislaw II., hieher gebracht und seines Augenlichtes beraubt wurde. 1305 überließ sie König Wenzel III. den Wartenbergen, welche ihrer Räubereien wegen übel berüchtigt waren. Besonders schlimmes Andenken hinterließ Siegmund, der sich zu den Hussiten wandte und unter dem Deckmantel religiöser Interessen Brand und Mord verübte, bis er nach der Schlacht bei Tabor gefangen wurde und im Hungerthurme von Neuhaus umkam. 1511 verkauften die Wartenberge die Herrschaft an das sächsische

ein prachtvolles Denkmal aufstellen ließ. Er war nicht als großes Genie geboren, aber durch das strenge Studium der Formen, edle Composition, correcte Zeichnung und schönes kräftiges Colorit, und durch verständige Vereinigung der Vorzüge Rafaels, Tizians und Correggios wußte er die Malerkunst seinerzeit wieder zu veredeln und zu heben. Seine Fresken sind wieder, nach mancher Verwilderung vor ihm, edel und würdig, seine Bilder wahr, lebendig und einfacher als alle andern seines Jahrhunderts. Alle Gallerien Europas sind mit seinen Werken geschmückt.

In Aussig stehen Dampfboote bereit, den Reisenden, der mit der Staatsbahn angekommen ist, aufzunehmen und ihn weiter zu führen. Für die Betrachtung der liebreizenden Elbeufer, für den ungehinderten Naturgenuß ist auch in der That das offene Deck des Schiffes viel geeigneter, als die geschlossenen Waggons der Eisenbahn, aus denen man stets nur die eine Seite der Gegend betrachten kann. Wir besteigen daher auch das Dampfschiff. Bald zwischen einengenden steilen Bergwänden, bald in erweiterten Thalbecken zieht der majestätische Strom dahin, seine Schiffe, Zillen, Flöße tragen, sowie zu beiden Seiten die Wagenreihen der zwei Eisenbahnen, alles, was aus dem Lande, ja aus einem großen Theil der Monarchie nach Deutschland, England, Amerika geht, und die Wunder der Natur verbinden sich mit der staunenerregenden Rührigkeit der Menschen, um Aug und Sinn des Reisenden in Thätigkeit zu erhalten. Bei Neschwitz öffnet sich das Thal wieder zu einem weiteren Becken, dem reizendsten, das man sich denken kann. Links und rechts die grünenden Berge des Mittelgebirges, im Hintergrunde die dunklen Waldmassen der Schneeberggruppe und durch eine tiefe Schlucht getrennt von ihnen die Ausläufer des Binsdorfer Plateaus — dort aber, wo der Polzenbach daherschießt, auf schroff aufsteigendem Sandsteinfelsen, als Wächter der Elbstraße und des engen Ausgangsthores nach Sachsen, der imposante Gebäudecomplex des Schlosses von Tetschen, zu dessen Füßen sich das gleichnamige Städtchen lagert und das aufstrebende Bodenbach seine achtunggebietenden Industriegebäude bis weit ins Eulauthal ausdehnt. Zahllose Villen auf allen Seiten, zwei gewaltige Eisenbahnbrücken und eine zierliche Kettenbrücke erhöhen das Malerische des Bildes. Vom Landungsplatze aus gehen wir durch das Städtchen (5600 Einwohner), das außer einer Lorettokapelle inmitten des Platzes und dem hübschen gothischen Schulgebäude nichts Sehenswertes bietet, zum Schloss. Es ist für den Fremden nur von einer Seite zugänglich, vom Osten her, wo der nach den andern Seiten steil abfallende Felsen allmählich ansteigt. Durch Felsensprengung wurde für Wagen die „lange Fahrt" hergerichtet, ein 280 Meter langer, breiter und schnurgerade aufsteigender Fahrweg zwischen hohen Wänden, der zwar etwas monoton ist, aber der Großartigkeit nicht entbehrt. Durch ein Thor gelangt man in einen Vorhof, der mit Ahornbäumen bepflanzt ist und von seinen Brüstungen *die reizendsten* Landschaftsbilder bietet. Über eine Brücke, die „den

Bärengraben" überwölbt, kommt man durch ein mächtiges Thorgebäude in den innern Schlosshof, der sich als reizender englischer Garten mit Wasserbassins, einer riesigen Akazie und dem schönsten Blumenflor darstellt. Ein hoher, freilich stilloser Thurm erhebt sich an der Westseite über dem Gebäude und bietet aus dem „Thurmcabinet" nach drei Seiten hin entzückende Fernsichten in das Elbethal hinab. Das Innere des Schlosses ist einfach in Einrichtung; sehenswert aber ist unter den achtzig Gemächern der Bibliothekssaal, der 30.000 Bände aus allen Gebieten der Literatur fasst. Der schönste Schmuck des Schlosses jedoch ist der berühmte Garten, in den man durch die reizende Salaterrena, oder durch das Loggiengärtchen auf der Nordseite und durch den Bärengraben auf der Südseite herabsteigen kann. Die schattige, romantische Nordseite desselben mit ihren Brücken, dem Wasserfall, einer Eremitage und einem Rundtempel bietet Erinnerungen an den Geschmack des vorigen Jahrhunderts. Dagegen ist die Südhälfte, zu der man um das Schloss herum durch einen Tunnel unter dem Thurmfelsen und über eine kleine Kettenbrücke gelangt, mit ihrer sonnigen Frauenwiese und mit ihren reizenden Baumgruppen ein Muster der modernen Gartenkunst, welche es versteht, ohne der Natur Gewalt anzuthun, ihre Reize durch ordnende Hand zu erhöhen. Die Berge rundherum, die steile Schäferwand, der Falkenberg, Hutberg und Kulmerberg geben den Anlagen überall einen großartigen Hintergrund. Eine Berühmtheit des jährlich von Tausenden Touristen besuchten Gartens sind die 12 Treibhäuser für Orchideen, Camelien, Azaleen, Rhododendron und die Ananashäuser mit etwa 4000 Stück Früchten.

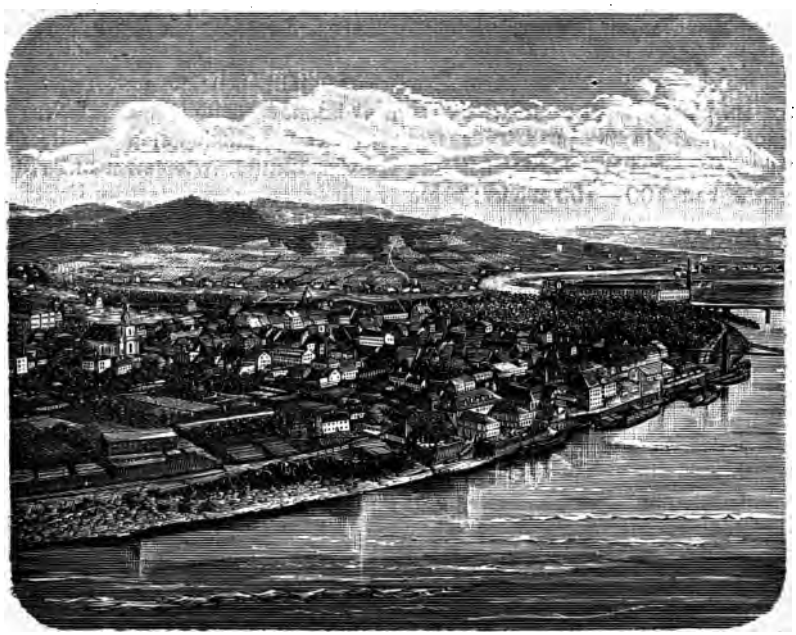
Rafael Mengs.

Die erste Nachricht von Tetschen (Děčin) erhalten wir aus dem Jahre 1128, wo Břetislaw, der Sohn des bei Bürglitz ermordeten Herzogs Břetislaw II., hieher gebracht und seines Augenlichtes beraubt wurde. 1305 überließ sie König Wenzel III. den Wartenbergen, welche ihrer Räubereien wegen übel berüchtigt waren. Besonders schlimmes Andenken hinterließ Siegmund, der sich zu den Hussiten wandte und unter dem Deckmantel religiöser Interessen Brand und Mord verübte, bis er nach der Schlacht bei Tabor gefangen wurde und im Hungerthurme von Neuhaus *umkam. 1511* verkauften die Wartenberge die Herrschaft an das sächsische

Geschlecht der Bünau, deren Namen noch Binsdorf und Bünaburg in der Nähe tragen. Als Protestanten mussten sie aber nach der Schlacht am weißen Berge das Land verlassen und Tetschen kam an den Freih. Christoph Simon von Thun, dessen Geschlecht es noch heute gehört. Nach alter Familientradition entstammt es einem römischen Hause und kam mit dem heiligen Virgilius, Bischof von Trient, nach Südtirol, wo es allerdings schon im 14. Jahrhundert reich begütert erscheint. In Böhmen gründeten die Thune drei Majorate: das von Klösterle, von Tetschen und von Choltitz. Die Tetschner Linie erlebte im 30jährigen Kriege durch die Brandschatzungen der Schweden und Sachsen, die alle hier vorbeizogen, schwere Zeiten; die feste Lage des Schlosses machte es immer wieder zum Tummelplatze von Befestigungen, Vertheidigungen und Erstürmungen, und erst als sich Josef II. 1778 persönlich überzeugte, dass das Felsenschloss der neuen Kriegskunst nicht widerstehen könne, und Theresienstadt zur Sicherung des nördlichen Böhmens erbaute, konnte Tetschen Ruhe genießen. Seitdem hob sich auch die Verwaltung der Domäne; Graf Wenzel Thun renovierte das Schloss, zog Ansiedler herbei, legte Dörfer an und sein Sohn Franz Anton brachte die Herrschaft sodann zu jener Blüte, die sie trotz der schweren Opfer des Jahres 1848 zu einer der einträglichsten im Lande macht. Sein edles Herz, welches ihn in diesem Jahre allen denen, die sich früher von der Naturalrobot losgekauft hatten, 65.000 Gulden zurückzahlen ließ, sein humaner Sinn, welcher stets für Beschäftigung der Armen sorgte und die ganze Gegend in einen Park umwandelte, lebt noch in aller Erinnerung. Einer seiner Söhne ist der ehemalige Minister Graf Leo Thun.

Tetschen wird jährlich von Tausenden Fremden besucht, sowohl von Böhmen wie von Sachsen aus, da es, zwischen drei Bergformationen gelegen: zwischen der vulcanischen Trappformation des Mittelgebirges mit ihren Basalt- und Phonolithkegeln, dem krystallinischen Urschiefer des Erzgebirges und dem Quadersandstein, der unmittelbar an der Elbe hervorbricht, die mannigfaltigsten landschaftlichen Schönheiten bietet. Es ist gleichsam die Vorhalle der böhmischen Schweiz, wie man allgemein das Elbesandsteingebirge nennt. Dieses beginnt östlich der Straße, welche von Königswald über Tyssa nach Raitza führt und ist ein Theil jenes großen Sandsteingebildes, das überall den Südfuß der Sudeten begleitet und noch einmal im Adersbacher Gebirge zum Vorschein kommt. Die südliche Grenzlinie desselben wird zunächst durch die Thalfurche von Eulau, Tetschen, Loosdorf, Kamnitz bis Falkenau bezeichnet, zieht dann über den Rücken von Blottendorf nach Haida, schließt das Schwojkagebirge mit dem Slawitschek ein und wendet sich endlich über Reichstadt, Wartenberg nach Norden gegen Johnsdorf, durch das Jungfernthal zum Dorfe Pass und ins Neißethal. Im Norden zieht sich der Sandstein weit über die Grenze nach Sachsen, bloß in den Bezirken Hainspach, Schluckenau und Rumburg reicht das *Granitgebirge der Lausitz* nach Böhmen herein, wo man die Thallinie Rhaa,

Schönlinde, das Teichplateau von Kreibitz und den Lauschebach bis Georgenthal als Grenze bezeichnen kann. Der westliche Theil bis zu der Thalfurche, welche von Kamnitz nach Daubitz zieht, wird besonders die böhmische Schweiz genannt. Sie umfasst westlich der Elbe die Gruppe des Tetschner Schneebergs, östlich von derselben bis zum Kamnitzthal das Binsdorfer Plateau und darüber hinaus die Dittersbacher Heide. Die Gruppe des Schneebergs ist eigentlich ein 316 Meter hohes Plateau von mehr als 1 □Meile Umfang, auf dem ein sehr flacher Rücken, der hohe Daum

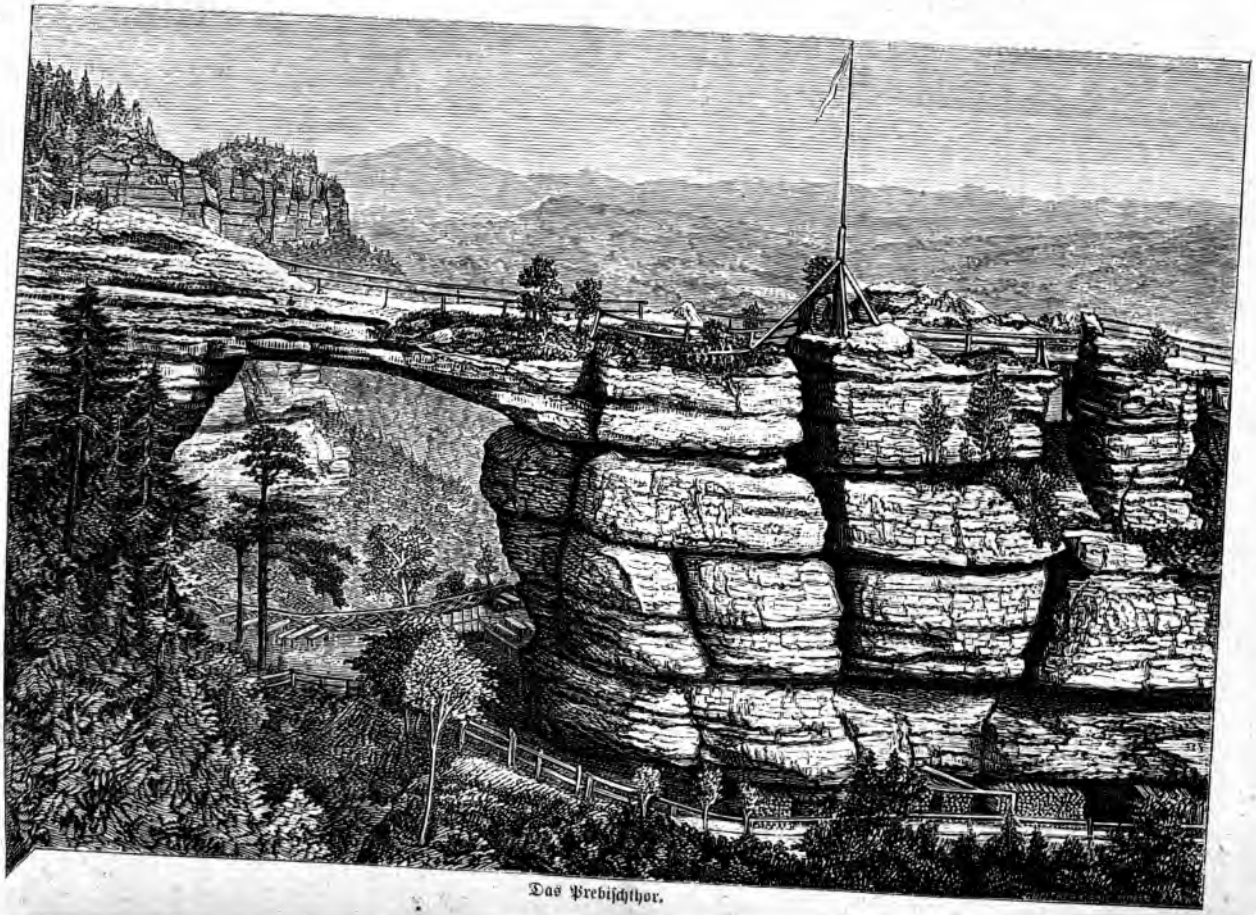


Tetschen.

(500 Meter), sich wölbt, von dem wieder mehrere Rücken verlaufen, nordöstlich die Scheibenkoppe mit der Elbleiten und südöstlich der Lachenberg an der Elbe. Im Westen desselben erhebt sich der hohe Schneeberg (723 Meter). Von Tetschen aus geht man am besten gleich von der Kettenbrücke über Weiher in der Mulde zwischen der vom Tunnel durchzogenen Schäferwand und dem Spitzberg nach dem reizenden Bielagrund und dann den herrlichen Waldweg gradaus auf den Gipfel; doch kann man auch über Maxdorf oder Eulau nach dem Dorfe Schneeberg fahren und von hier aus *hinaufgehen.* Graf Franz Anton ließ oben im Jahre 1864 einen massiven

Aussichtsthurm, der 33 Meter hoch ist, erbauen. Die Aussicht ist großartig. In der Nähe breitet sich ein ausgedehntes Waldpanorama aus, darüber ragen im Norden die eigenthümlichen Plateauberge der sächsischen Schweiz, der Tschirnstein, der Lampertsstein, Königsstein, Pfaffenstein, Lilienstein und die Winterberge; nach Osten sieht man die Lausitzer Berge, den Tannenberg, die Lausche; im Süden öffnet sich das Eulauthal mit Eulau und der Ruine Blankenstein, links davon Bodenbach, und ein Stück von Tetschen, weiter weg die Koppen des Mittelgebirges. Im Westen zieht das ernste Erzgebirge hin mit der Nollendorfer Höhe und nordwestlich wird ein großes Stück von Sachsen sichtbar, wo sich die Thürme Dresdens am fernen Horizont scharf abzeichnen.

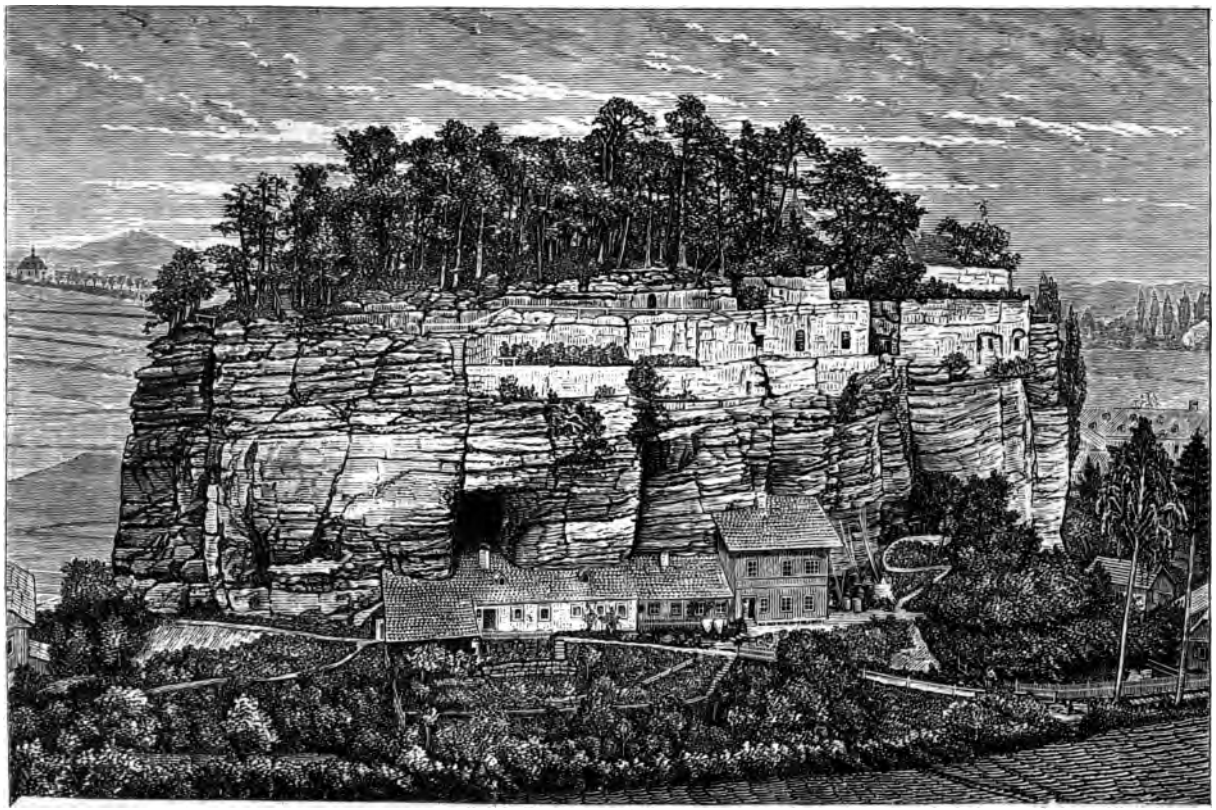
Der westliche Rand des Schneebergs fällt steil ab und bildet die romantischen Tyssaer Wände (Auf der Wand, Bürschlitzer Wand, Vogelwand), nach Norden zur Elbe dagegen senkt er sich allmählich herab. Überall zeigen sich die schroffen Formationen des Sandsteines, Felsplatten und Felswände von 100—150 Meter; neben den steilen, oben abgeplatteten isolierten Bergsäulen bemerkt man aber auch deutlich die quader-, kegel- und domförmigen Basalt- oder Phonolithkuppen des Wolfsbergs und Spitzbergs. Östlich zur Elbe fallen überall steile Felswände ab, nur stellenweise sind sie unten von einer bewaldeten, schrägen Schutthalde umhüllt. Im Schneeberger Revier, hart an der Grenze, findet man eine besonders schöne kesselförmige Thalauswaschung in dem von 200 Meter hohen felsigen Abhängen umsäumten „Eiland." Östlich der Elbe bildet das Binsdorfer Plateau eine von West nach Ost ziehende hohe Bodenanschwellung, die mit der malerischen Platte des Quaderberges bei Tetschen, den Rosenkämmen und der Elbleiten steil aus der Elbe aufsteigt. Sie zeigt auf der Höhe einige flache Kuppen, wie den Heinhübel und Hutberg, besitzt aber die schönste Zierde in dem prachtvollen abgestutzten Basaltkegel des Rosenberges (634 Meter) bei Rosendorf. Der östliche Abhang des Plateaus fällt in den Kamnitzbach, von welchem aus sich die Dittersbacher Heide ausbreitet, deren groteske Felsenformen und wildromantische Thäler jährlich Tausende von Touristen anziehen. Um von Tetschen dahin zu gelangen, können wir den Weg am Quaderstein vorbei über Loosdorf und Binsdorf nehmen, oder den bequemeren mit dem Dampfschiff durch das hier besonders reizende Elbethal bei Ober-, Mittel- und Niedergrund vorbei über das freundliche Grenzdorf Herrnskretschen wählen, das zwischen den zerklüfteten Bergwänden eingebaut ist. Von hier aus können wir, dem Kamnitzbach folgend, über den lieblichen Edmundsgrund, nach dem Urtheil mancher den schönsten Punkt der böhmisch-sächsischen Schweiz, weiter gehen, oder durch den Bielagrund, wo der Pfad durch romantische Waldpartien mit vielen Sägemühlen zum Prebischthor führt. Es ist ein Naturwunder, wie es in Europa nicht wieder vorkommt. Durch eine freistehende schmale *Felsenwand hat die Natur* hier eine 20 Meter hohe und ebenso breite



Das Prebiſchthor.

Wölbung gebrochen, unter welcher eine alte Fichte steht, die aber mit ihrem Wipfel zur Höhe nicht hinanreicht. Der obere Schlussstein, auf einer Seite mit dem Hauptfelsen zusammenhängend, ist 3 Meter stark. Ergreifend ist die Fernsicht von der Felsenbrücke selbst. In unmittelbarer Nachbarschaft erheben sich die merkwürdigen Formen des Prebischkegels und des Kreuzsteins, in der Tiefe erblickt man eine Menge schauerlicher Abgründe und in der Ferne dehnen sich die Fluren Böhmens aus, vom Erz- und Mittelgebirge umfasst. Bei fortgesetzter Wanderung nach Osten erreichen wir den Felsenkessel von Dittersbach. Rings um eine nur wenig ansteigende Fläche erheben sich steil und abgestuft die wildesten Bergformen, so die schroff abstürzende Wilhelminenwand, auf der eine Eremitage steht, der prachtvoll spitzige Felskegel Marienfels, das in kolossale Platten gespaltene Felsenprisma des Rabensteins und die abgestumpfte Pyramide des Falkensteins, welche die Trümmer einer Raubburg trägt. Wenn man sich fragt, wie diese zerrissenen und zerklüfteten Felsenmassen entstanden, wie sich diese sonderbaren Massen aufthürmten, so findet man die Antwort in der erodierenden, auswaschenden Gewalt des Wassers. Während dieses alles weichere Material des Sandsteins und der Plänerdecke fortführte, blieb nur das festere Felsengerippe in seinen phantastischen Formen stehen. Von Dittersbach führt uns eine Stunde Wegs zur Bahnstation Kreibitz, und wir sind in dem gewerbfleißigen Bezirke von Rumburg (10.000 Einwohner). Dieses sowie Schönlinde, der große Markt Warnsdorf, Schluckenau und Hainspach sind wegen ihrer Leinweberei und Baumwollspinnerei im ganzen Reiche bekannt.

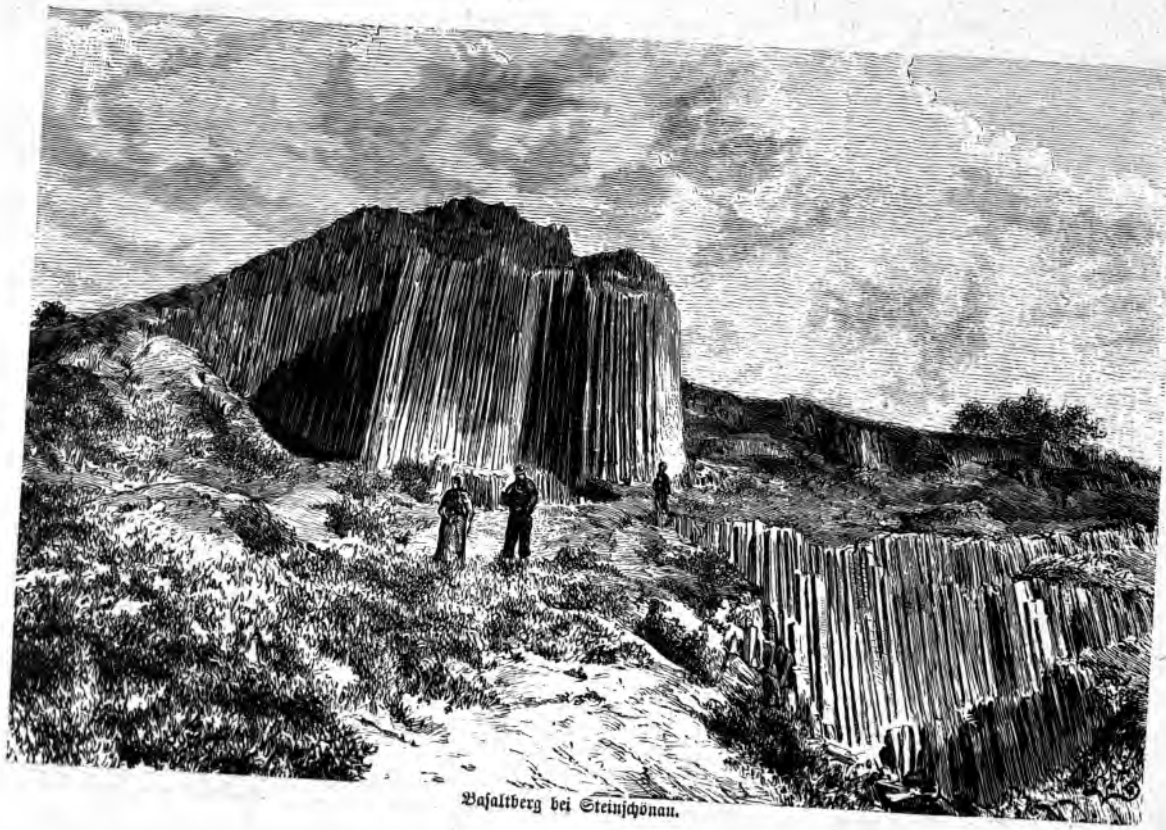
Wenn wir Tetschen verlassen und uns in das Thal wenden, welches von dem Falkenberg und Kolmerberg gebildet und von der Polzen durchströmt wird, so sehen wir kaum eine Viertelstunde weit rechts ein stattliches Gebäude schimmern, welches für den letzten Besitzer der Herrschaft ein ehrendes Denkmal bildet. Es ist das der Meierhof Liebwerd, den Graf Franz Anton Thun hier im Norden des Landes für eine deutsche Ackerbauschule widmete, wie Fürst Johann Schwarzenberg Rabin im Süden Böhmens für eine tschechische. Der Freigebigkeit des Besitzers und der tüchtigen Oberleitung des rühmlichst bekannten Ökonomen Wirtschaftsrathes Komers verdankt die im Jahre 1850 ins Leben gerufene Anstalt einen guten Ruf und ihre für die Landwirtschaft segensreiche Wirksamkeit. Das Flüsschen, das lustig über das Gerölle seines Bettes uns entgegenläuft, leitet uns durch Gegenden, wo der fleißige Pflug über eine fruchtbare Scholle geführt wird, zeigt uns aber auch ansehnliche Industriegebäude an seinen grünen Ufern. Der Polzenfluss mag übrigens ehedem Goldsand geführt haben. Wenigstens weiß die Sage davon, die von einem Zwerge Robart erzählt, der im Rabenstein saß und den Menschen allerlei Schabernack spielte, wenn er nicht gerade mit seinen beiden Gesellen „Schickedich“ und „Stehfest“ aus dem Gold, das er aus dem Sand der Polzen sammelte, Ringe, Spangen oder Ketten schmiedete.



Bürgstein.

In zwei Stunden kommen wir in Bensen (1172 Einwohner) an. Der kleine Ort hat sich manches Denkmal versunkener Zeiten bewahrt. Zwei Schlösser, ein Czernin'sches und ein Thun'sches, sehen ins Thal herab und in dem Garten des Thun'schen sieht man noch die alten Wälle und Gräben. Bensen war ein festes Städtchen und die Hussiten, welche drüben auf dem Doberberge ihr Lager aufgeschlagen hatten, sollen nur durch den Verrath eines Weibes eingedrungen sein. Noch zeigt man unterhalb des Brauhauses die Canalöffnung, durch welche das Weib die Taboriten in die Stadt geführt hat. Die Straße, mit welcher parallel auch die Eisenbahn zieht, führt uns nach Böhmisch-Leipa (10.200 Einwohner). Es ist eine von außen und innen freundliche Stadt mit lichten, weißen Häusern und fleißigen, dabei gemüthlichen Bewohnern. Sehenswertes gibt es kaum in Leipa, denn das alte Schloss der Familie Berka ist aller Romantik bar und dient heutzutage als Canditenfabrik, und die vier Kirchen sind nicht sehr ansehnlich. Gut gesorgt ist durch ein Gymnasium, eine Realschule und Bürgerschulen für die Bildung. Die Hauptbedeutung der Stadt ist aber in ihrer Lage an der Mündung des Iserſandsteinbeckens. Hier laufen die Straßen von Hühnerwasser, Wartenberg, Gabel, Haida und Hirschberg zusammen, um durch das Polzenthal zur Elbe zu ziehen. Wie der Polzenfluss alle Gewässer des Gebietes nach Leipa führt und von hier aus zur Elbe, so zieht die Hauptmasse der Handelsproducte der Gegend: Feldfrüchte, Holz, Hopfen, Vieh, nach der genannten Hauptverkehrsader des Landes.

Leipa eignet sich vortrefflich zu einer Reihe der schönsten Ausflüge. Wir unternehmen zunächst einen solchen nach Nordwesten in das Schwojker Gebirge. Das ist ein Complex von Sandsteinmassen, in dem die Natur alle Schönheiten dieser Gebirgsformation vereinigt hat: wilde Schluchten, schroffe Abstürze, Höhlen und Grotten. Reizend ist die Aussicht von dem Slavitschek, einem Berge von 536 Metern Höhe, von welchem wir bis zum Riesengebirge, andererseits bis zum Milleschauer, nördlich bis zur Lausche, südlich bis Münchengrätz sehen. Der Name bedeutet Nachtigall, weil unter gewissen Richtungen der Wind beim Durchstreifen der zahlreichen Schluchten klagende, melancholische Töne, ähnlich der Äolsharfe, hervorruft. Nicht weit vom Slavitschek nach Norden erhebt sich ein isolierter Sandsteinkegel, schroff nach allen Seiten abfallend, der die Ruinen einer Raubburg trägt: Bürgstein. Die Burg scheint ursprünglich Sloup geheißen zu haben und muss von den Herren von Lipa gegründet worden sein. Im 14. Jahrhunderte gehörte sie dem Leipaer Geschlechte der Berka an, die sie aber 1412 verkauften, worauf sie bald in den Besitz der Pancéř von Smojno gelangte. Dieses Geschlecht nun bildete mit den Wartenbergen auf Tetschen, den Ylburgen von Ronow einen Raubbund, der es besonders auf die Lausitz abgesehen hatte und oft bei hellem Tage bis in die Vorstädte von Zittau *zu bringen wagte.* Endlich 1444 beschlossen die Lausitzer Städte einen



Basaltberg bei Steinschönau.

Kriegszug gegen die Räuber. Erst wurde Mikesch von Bürgstein angegriffen, dann die Festen der Wartenberge und der Ylburge. Die letzteren bequemten sich zum Frieden, Mikesch aber nicht und Bürgstein wurde von dem Sechsstädtebund, welcher von Bautzen, Görlitz, Zittau, Laubau, Löbau und Camenz 1446 zu gemeinsamer Hilfe gegen Räuber geschlossen worden war, zerstört. Wiederhergestellt wechselte die Burg, welche schon im 30jährigen Kriege verödete, öfter ihre Besitzer. Einer derselben, Ferdinand Hroznata Kokořowetz, fasste die eigenthümliche Idee, die öde Felsenburg zu einer Andachtsstätte zu machen und errichtete dort eine Einsiedelei, Kapellen, Grotten und Betnischen. Seitdem hieß der Bürgstein auch der Einsiedlerstein und hatte der Reihe nach 16 Einsiedler. Der letzte starb 1801.

Aus Bürgstein stammt die im Lande bekannte Bildhauerfamilie Max. Schon Anton Max, der 1753 nach Bürgstein von Hammern in die neu errichtete Spiegelfabrik als Werkführer kam, war ein tüchtiger Holz- und Steinbildhauer, ebenso sein Sohn Josef; beide wurden aber durch des letzteren Sprossen Josef und Emanuel an Bedeutung überboten. Von Josef Max (geb. 1804, gest. 1871) rühren das Radetzky-, das Franzensmonument, viele Statuen auf der Karlsbrücke, am Rathhaus und in mehreren Kirchen Prags her. Sein Sohn ist der berühmte Maler Gabriel Max in München.

Die Gegend hatte indessen zahlreiche andere Punkte für solche Männer, welche sich vor der Welt zu bergen Ursache hatten. Räuber und Diebe, Verfehmte und Verfolgte, Fahnenflüchtige, Falschmünzer und ähnliche Leute fanden in den zerklüfteten Sandsteinfelsen und im Dunkel des dichten Forstes sicheres Versteck. Wie der Felsen von Bürgstein, waren auch die Samuels-Höhle am Slavitschek und der Höllegrund, südwestlich von Leipa, bewohnt. Die Drábska Skála (Räuberfels) gewährte einst einer Räuberbande Schutz und die ganze Gegend litt unter ihren Missethaten, ohne von dem Schlupfwinkel zu wissen, bis eine geraubte und ihren Entführern entlaufene Jungfrau die Bauern durch das Felsenlabyrinth zur Rache führte. Auf dem Musky bei Münchengrätz war noch vor kurzem in den Felsenhöhlen des Gebirges ein echtes Troglodytendorf; in dumpfen, lichtlosen, von Schmutz starrenden Erd- und Steinlöchern hausten ganze Familien mit nackten Kindern, alle ein unheimliches Bild geistiger und physischer Verkommenheit.

Von Bürgstein ist's nicht weit nach Haida, einem anmuthigen Städtchen am Fuße der Phonolithkuppe des Kleis. In allen Fenstern der freundlichen Häuser sieht man Zeugnisse des hiesigen Gewerbfleißes und der Glasindustrie. In Haida und dem etwas westlicher gelegenen Städtchen Steinschönau arbeiten die sogenannten Raffineurs, welche das ihnen zur Verfügung gestellte Rohmaterial für den Welthandel zurichten. Zwei Drittel des gesammten österreichischen Glasexports entfallen auf Haida und seine Umgebung. Folgen wir der Straße, die von Bürgstein erst nördlich, dann

östlich zieht, so gelangen wir nach Gabel (2600 Einwohner), einer fleißigen Stadt mit Textilindustrie und regem Getreidehandel, mit freundlicher Umgebung. Alte verfallene Mauern deuten auf eine alte Gründung der Stadt, die in der That der Schwester des hl. Wenzel zugeschrieben wird.

Wir wandern südwärts die Straße nach Reichstadt. Die Stadt ist unansehnlich, aber ober ihr erhebt sich eines der stattlichsten böhmischen Fürstenschlösser, und an den Namen Reichstadt knüpft sich die wehmüthige Erinnerung an ein unglückliches Kind, das in der Wiege einen stolzen Namen trug und mit einem bescheidenen Titel starb. Die älteste historische Kunde aus dem 14. Jahrhundert nennt uns das Geschlecht der Pancéř

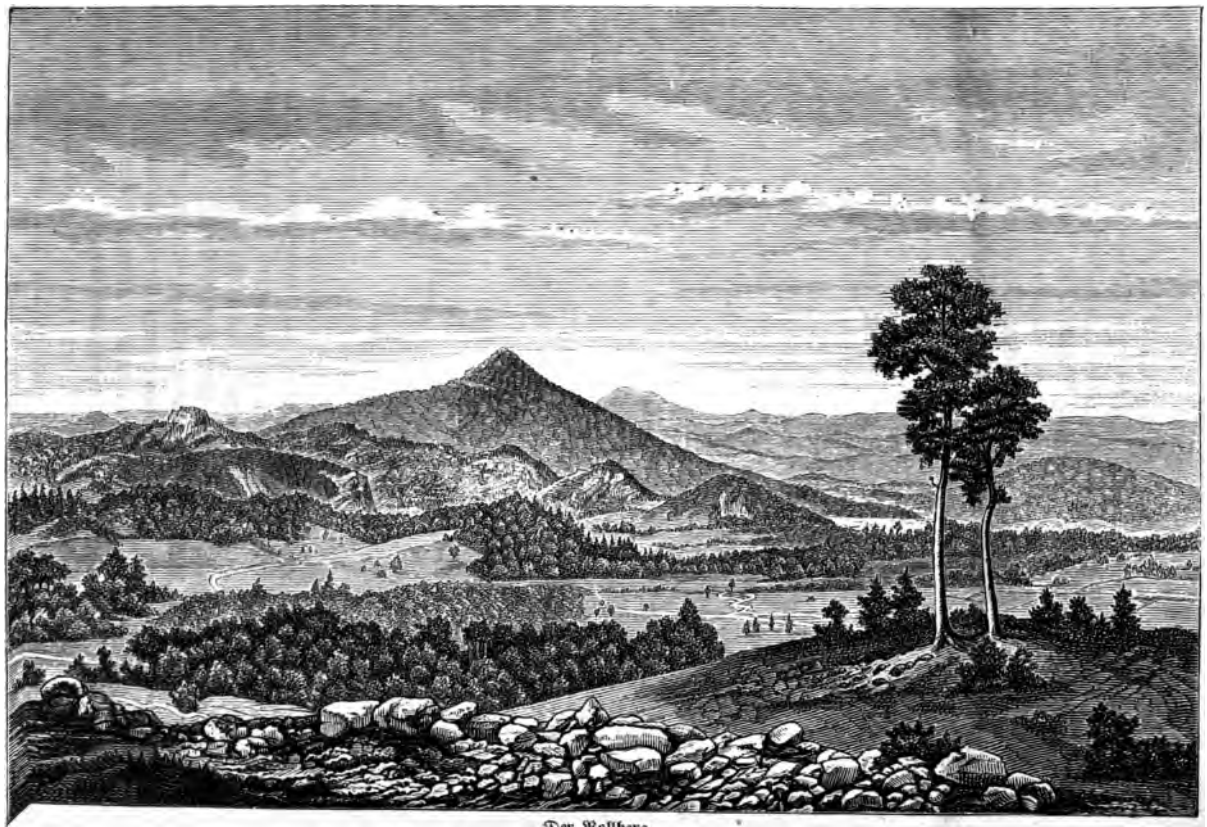
Reichstadt.

als Besitzer der Burg. Es ist dasselbe, welches auf Bürgstein saß und seine Fehdelust nicht nur durch den Streithandschuh im Wappen, sondern auch durch Räubereien in Nah und Fern bewies. Von einem dieser Ritter erzählt man, dass er einst von Karl IV. mit einer goldenen Kette beschenkt worden war; später aber, da er als Landschädiger und Stegreifheld ergriffen vor den Kaiser geführt wurde, habe dieser ihm selbst einen Strick um den Hals geworfen mit den Worten: „Nicht immer verleihen Herrscher Ehrenketten!“ Ein anderer Pancéř, der das sogenannte Mäuseschloss auf einer Insel des Hirschberger Teiches bewohnte, soll in ähnlicher Weise um sein verruchtes Leben gekommen sein, wie Bischof Hatto im Mäusethurm bei Bingen.

Im Jahre 1805 kam Reichstadt an den Erzherzog Ferdinand, der es 1813, als es sich um eine Dotation für den einzigen Sohn des entthronten Napoleon handelte, an diesen abtrat. Franz Josef Napoleon, der König von Rom, auch Napoleon II. genannt, wurde der Besitzer der Herrschaft mit dem Titel eines Herzogs. Doch sah er niemals seinen Besitz, er starb am 22. Juli 1832 in Schönbrunn. 1847 kam Reichstadt an den Kaiser Ferdinand, der es nach seiner Thronentsagung zur Sommerresidenz erwählte und in seiner bekannten Güte Städtchen und Umgebung mit reichen Wohlthaten bedeckte.

In Reichstadt sind wir wieder in die nähere Umgebung von Leipa gekommen. Diese bietet aber auch so viele der Schönheiten, dass es sich lohnt, die Rundreise um die Stadt noch weiter fortzusetzen. Zunächst zieht uns der weithin sichtbare stattliche Rollberg im Südosten an, der sich ganz isoliert 411 Meter über die Ebene erhebt. Sein Fuß ist durch Sandstein gebildet, der von dichtem Nadelwald bedeckt ist; weiter oben aber lagert Basalt mit prächtigem Buchenwald. Auf dem Gipfel sind die Trümmer der ehemals mächtigen Burg Ralsko. Sie soll im 9. Jahrhunderte entstanden sein und war im Besitz der Wartenberge, welche auch Diewin bei Wartenberg innehatten und die Gegend brandschatzten. 1468 fiel die Raubfeste in die Hände der Sechsstädte, welche sie zu brechen kamen. Die Besatzung sah sie ruhig heranziehen, denn die Burg war durch Sturm nicht zu nehmen und wohl verproviantiert konnten wenig Mann Tausenden trotzen. Da griffen die Städter zu einer kühnen List. Der Hirte, welchem die Herde des Schlosses anvertraut war, trieb diese täglich am Abhang des Berges zur Weide. In der Abenddämmerung wurde er überfallen und niedergemacht. Darauf trieb eine Anzahl der Belagerer die Herde vor sich her, dem Gipfel zu. Als der Pförtner die wohlbekannten Glocken der Thiere hörte, öffnete er sorglos und im nächsten Augenblicke wüthete der Mord in der Feste. Die überraschte Besatzung wehrte sich kaum und wurde bis auf den letzten Mann getödtet. Im Berge soll sich eine Schatzkammer befinden, welche jährlich während der Passion am Palmsonntage geöffnet ist. Auch geht da der graue Jäger herum, von Zeit zu Zeit den Leuten sichtbar.

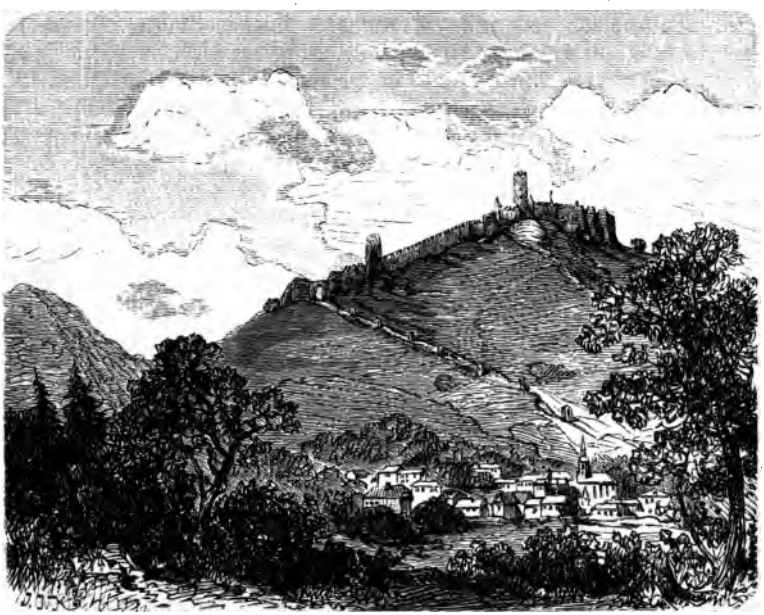
Am Fuße des Rollberges liegt das freundliche Städtchen Niemes (4600 Einw.) mit einem schönen Schloss der Grafen Hartig, im übrigen ohne etwas Besonderes, das uns länger aufzuhalten vermöchte. Wir suchen daher die Eisenbahn zu erreichen und treffen sie bei Habstein. Gefahrdrohend hängen die gelockerten Felsklumpen mit der seltsam geformten Ruine auf die letzten Häuser des kleinen Ortes herab, den wir ohne Aufenthalt passieren, um uns längs den Ufern eines großen Teiches zu flüchtigem Besuch nach dem herrlichen Sitz der Kaunitze Neuschloss zu begeben. Es ist ein schwerer quadratischer Bau mit je einem Rundthurm an jeder Ecke, umgeben von *einem wohlangelegten* und gutgepflegten Garten, in welchem sich drei mächtige,



Der Rollberg.

alte Linden befinden, welche Wallenstein gepflanzt hat und die in der böhmischen Landtafel eingezeichnet sind. Noch einen kurzen Spaziergang in die schroffen Sandsteinfelsen des Höllenthales, dann lassen wir uns an dem Großteich (342 Hektar) vorüber nach dem Städtchen Hirschberg (2500 E.) führen. Es ist ein lieblicher Ort inmitten von Teichen und Bergen. Keinerlei Industrie stört das Stilleben der freundlichen Bevölkerung, zufrieden und behaglich pflanzt jeder seinen Hopfengarten. Der Wildfreund mag sein Auge weiden an den Rudeln von Wildschweinen, Dam- und Edelhirschen im gräflich Waldstein'schen Thiergarten, oder an den mannigfaltigen Sumpf- und Wasservögeln, welche die Ufer- und Wasserflächen der Teiche beleben; der Botaniker und Entomolog kann hoffen, reiche Ausbeute zu finden, denn Sandstein und Basalt, selbständig und vermischt, Wald und Wiese, sumpfige und trockene Striche sind in reichster Abwechslung vorhanden. Von Hirschberg besucht man in einer Stunde die zwei Bösige, imposante, kegelförmige Berge, von denen der höhere die Reste einer der ältesten und festesten Burgen des Landes trägt. Stolz und mächtig erhob sich dieselbe, schon in den goldenen Tagen der böhmischen Piasten, der Přemysliden, der weitgebietende Sitz eines Župan. Aus einer starken Landesfeste, einem mächtigen Herrensitze ward sie auf ein Jahrhundert ein Asyl frommer Beter, bis der großartige Bau zusammenbrach. Eine von breiten Linden beschattete „lange Fahrt" führt zu den Ruinen des alten Bezdiez empor und man gelangt zum Teufelsthurm, einer hohen, nun unersteiglichen Rundwarte von so unheimlich düsterem Aussehen, dass der Name sofort motiviert erscheint. Von dem Thurme steigt ein Weg allmählich zum zweiten Burgthor, über dem sich ein einstöckiges Gebäude mit der auf einer Felsplatte erbauten Kapelle erhebt. Diese Kapelle aus dem 13. Jahrhundert ist architektonisch höchst merkwürdig und lohnt allein schon die Besteigung. In der Mitte des Burgraumes strebt noch eine mächtige Rundwarte kühn empor. Man kann sich schwer ein lieblicheres Bild denken, als das von den Zinnen derselben, die 1841 vom Grafen Waldstein zugänglich gemacht wurden. Städte, Schlösser, Dörfer, Wälder, Berge und Hügel wechseln in den mannigfaltigsten Formen. Auf Bösig hatte schon unter den Přemysliden ein königlicher Castellan seinen Sitz. Nach Ottokars II. Tode ließ der ungetreue Vormund des Prinzen Wenzel, Markgraf Otto von Brandenburg, das 10jährige Kind sammt dessen Mutter Kunigunde bei Nacht aus dem Prager Schlosse, in der strengen Winterkälte des 25. Januar 1279, auf den Bösig bringen und dort so streng bewachen, dass außer den fremden Söldnern nur ein einziger böhmischer Diener Zutritt zu den königlichen Gefangenen hatte. Königin Kunigunde wusste aber das Herz ihres Wächters, des Castellans Hermann, zu rühren, dass er ihr Wallfahrten nach Weißwasser, Melnik, ja selbst nach Prag gestattete. Als sie aber einmal eine solche Fahrt nach Znaim zum Sarge Ottokars zu *unternehmen vorgab*, kam sie nicht wieder. Ihren Sohn ließ sie in der

Gefangenschaft. Da hielt Otto den Bösig nicht für sicher genug und schickte Wenzel über die Grenze. Der Sohn des damals reichsten Königs soll da oft den empfindlichsten Mangel an Kleidung und Nahrung gelitten haben, zeigte aber einen festen Charakter. Der Markgraf schaltete unterdessen in Böhmen mit der größten Willkür, sein fremdes Kriegsvolk hielt die Unzufriedenheit des Landes im Zaum und plünderte das Landvolk, welches scharenweise Haus und Hof verließ, und im Gebirge und in Wäldern Zuflucht suchte. Es war eine schlimme Zeit für Böhmen. Dazu kamen unerhörte Wolkenbrüche und Über-



Bösig.

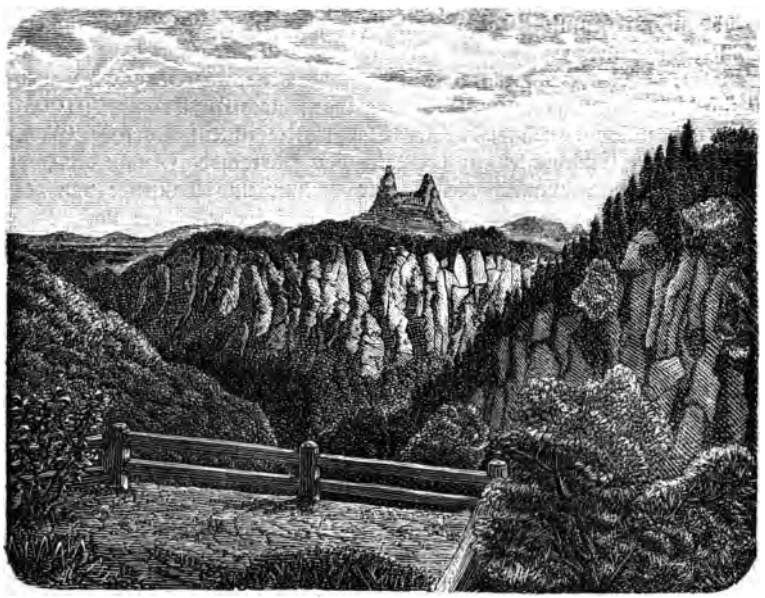
schwemmungen, Missernten und Hungersnoth. Schauderhaft sind die Scenen, welche gleichzeitige Schriftsteller von der Noth des Landes im Jahre 1281 entwerfen, wie hier das ausgehungerte Volk, leichenähnlich, zu den Wohnungen derjenigen hinströmte, die noch etwas hatten und es willig theilten, wie es dort, in wilder Verzweiflung in die Häuser einbrechend, den Reicheren die Töpfe vom Herde riss oder wüthenden Thieren gleich über alles herfiel, womit es das Leben zu fristen gedachte, Leichname von Menschen und Thieren, Baumrinden und Gräser verzehrte, wie auf offenem Felde Hunderte hinstarben, wie man in Prag in acht Gruben die Leichen zu Tausenden hinwarf. Die Hauptstadt

allein soll durch die Sterblichkeit infolge der Hungersnoth 20.000, ganz Böhmen 600.000 Einwohner verloren haben, bis eine gesegnete Ernte von 1282 der Noth ein Ende machte. Diese Hungersnoth war dem Markgrafen ein Vorwand, den König nicht auszuliefern; erst als er 35.000 Mark Silber von den Ständen und dem König erpreßte, gab er diesem 1283 die Freiheit.

Nach dem Aussterben der Přemyśliden (1306) kam Bösig an die Luxemburger, war aber immer von ihnen verpfändet, bis sie die Burg endlich verkauften. Anfangs des 17. Jahrhunderts gehörte sie zu jenen Gütern, die Wenzel Eusеb Wallenstein von seinem Oheim erbte. Der machte aus dem lauten Waffenplatze eine stille Stätte der Andacht, führte Mönche aus Weißwasser herauf und weihte nach seinem Siege am Brückenkopf von Dessau über Mansfeld (15. April 1626) in der Kapelle einen Gelübdealtar. Nach der Katastrophe von Eger wurde Bösig natürlich confisciert und König Ferdinand, der in der Schlacht bei Nördlingen ein Gelübde gethan hatte, drei Klöster der hl. Jungfrau von Montferrat zu weihen, stattete die nach dem erlangten Siege nach Prag berufenen Benedictiner von Montferrat mit Burg und Gut Bösig aus. Bösig wurde — ein Wallfahrtsort, zu dessen Madonnenbild nun Tausende frommer Pilger strömten. 1785 hob ein Decret Josefs II. das Kloster auf, dessen Bewohner nach Emaus in Prag zogen, und die nun bald verödete Burg erstand ein Weber um 50 Gulden, um das Eisenwerk des Baues zu vertrödeln! So wurde der Verfall Bösigs beschleunigt; noch heute aber wallt an Marientagen das Volk zu den Trümmern der Burg. Processionen mit flatternden Fähnchen und bekränzten Heiligenbildern ziehen den Berg hinan und zwischen den alten Mauern, Krambuden und Zelten regt sich ein buntes Leben, das freilich mit der sinkenden Sonne verschwindet, worauf die alte Stille sich über die Burg lagert.

An der kleinen Stadt Weißwasser, die so nach dem Bache (Bíla) heißt, an dem sie liegt, und ihrem dem Grafen Waldstein gehörigen Schlosse vorbei, fahren wir zu dem Knotenpunkt der Eisenbahnen: Backofen, und von hier aus das Iserthal aufwärts nach Münchengrätz (3600 Einw.), nach dem von Josef II. aufgehobenen Mönchskloster genannt, in dessen stillen Kirche zinnerne Särge die Gebeine des Friedländers und seiner ersten Gemahlin Lucretia von Landeck bergen. Die Geschäftigkeit der Tuchfabriken rundherum stören seinen Schlaf ebensowenig, als die ewig wiederkehrende Frage, ob er schuldig oder unschuldig starb. Ob es wohl der Kanonendonner that, als am 28. Juni 1866 auf den benachbarten Muskyhöhen die Österreicher trotz ihrer Tapferkeit den Preußen weichen mußten? Östlich von den steilen Sandsteinbastionen der Musky gegen Sobotka zu, liegt auf einem Sandsteinplateau in reizender Umgebung eine sehr interessante Burg der alten Wartenberge, noch wohlerhalten, das dunkelmaurige, zinnen- und thurmreiche Kost, bekannt im Volke durch das Wortspiel Zischkas: „Ten *zámek jest tvrdý jako* kost!“ (Dies Schloss ist hart wie ein Knochen.)

Ingrimmig zog er ab, nachdem er vergebens seine Zähne daran versucht. Unternehmen wir von da eine Fußwanderung durch den Zehrower Wald, durch üppige Felder mit eingestreuten grotesken Felsenpartien nach Nordosten, so kommen wir zu der von den Wartenberger Curgästen oft besuchten Felsenstadt von Groß-Skal. Das größte Interesse erregen aber in der zerklüfteten Gegend zwei abenteuerlich geformte hohe und isolierte Basaltkegel, welche auf einem klippigen Felsenhügel wie zwei schlanke Pyramiden ruhen. Mauerwerk verbindet ihre Sockel, Mauerwerk krönt ihre luftigen Spitzen, die Reste der Burg Trosky. Zwischen den zwei Klippen breiteten sich zwei



Trosky.

Höfe aus mit den Hauptgebäuden der Burg, während auf den Basaltspitzen gleich Adlerhorsten zwei Castelle standen. Die höhere Klippe heißt Panna (Jungfrau), die niedrigere Baba (Großmutter). Eine Sage erzählt, Zischka hätte nur das letztere Castell bezwungen, daher es den Schimpfnamen „altes Weib" erhalten hätte. Eine andere weiß wieder von einer Großmutter und einer Enkelin zu berichten, die auf den beiden Gipfeln in steter Feindschaft lebten; moderner ist die Beziehung der Namen auf die zwei Gestalten der slavischen Mythologie: Baba und Děva (Mädchen), die sich ähnlich wie Ceres und Proserpina verhalten. Wenn die Königinhofer Handschrift echt

ist, dann geschieht in dem Lied „O pobitie Sasikóv“ (von der Niederlage der Sachsen) die erste Erwähnung der Burg Trosky. Benesch, Hermanns Sohn, aus dem Stamme des Markward, des Stammvaters der Lamberge, Wartenberge und Waldsteine, führte nach dem Liede im Jahre 1203, da Ottokar I. außer dem Lande für Otto IV. kämpfte, von der Burg Trosky aus das Landvolk von Hrubá Skála (Groß-Skal) gegen die eingefallenen Deutschen.

Geschichtlich hört man von Trosky erst im 14. Jahrhundert; im 30jährigen Kriege scheint die Burg zerstört worden zu sein. Über das Bad Wartenberg und an der Ruine des Stammhauses der Waldsteine vorbei, gelangen wir in einer Stunde nach Turnau (4900 Einwohner), dem ehemaligen Hauptsitz der böhmischen Kunstedelstein-Fabrikation. In jedem Hause saß ehedem bei Schmelztiegel und Gebläse ein Adept, der sein Geheimnis hatte, wie er Granaten, Türkise, Smaragde, Saphire oder Rubinen erzeugte. Heutzutage hat sich diese Kunst höher ins Gebirge gezogen, nach Gablonz (9100 E.), Neuwelt und Morchenstern. Das letztere ist ein Dorf bei Gablonz, Neuwelt eine „Einschichte“ in der Nähe von Harrachsdorf, nahe der Grenze. Bis aus Amerika kommen die Käufer herüber und Tausende von Kisten wandern jährlich nach allen Weltrichtungen, besonders aber nach London, Paris, Wien, Berlin, New-York, wo dann die funkelnden Waren von Gablonz den Diamanten und Brillanten Concurrenz machen müssen. Übrigens hat diese Gegend auch echte Steine: den glutigen Granat, den mildglänzenden Amethyst, Achat, Chalcedon und Chrysopras, deren Abschleifen in der Gegend von Turnau allein 600 Arbeiter beschäftigt. Nördlich von Turnau beginnt schon in Land und Leuten der Charakter des nördlichen Grenzgebirges. Reizend sind die Sandsteinfelsen von Klein-Skal; es beginnen dann die steilabhängigen Lahnen, die stundenweiten Forste, die jähen Wasserstürze und das Ackerland tritt zurück. Die Arbeit im Felde wird seltener, die Arbeit innerhalb der vier Mauern häufiger, bis sie beinahe ausschließlich herrscht. Überall rasselt hinter dem kleinen Fensterlein der grauen hölzernen Hütten der Webstuhl, saust die Drehbank, klappert die Walke. Wir sind in den Industriebezirken Böhmens.

In Turnau verlassen wir die Iser und folgen der Nordwestbahn, die durch den Pass von Liebenau führt. In vielfachen Windungen und durch einen Tunnel führt sie um das schöne, neu im englischen Stil restaurierte Schloss Sichrow des Fürsten Rohan vorbei, übersetzt darauf auf einem in zwei Etagen aufgeführten Viaduct das Mohelkathal, erreicht das kleine Städtchen Liebenau mit Glasmanufacturen und steigt dann rasch in starker Krümmung über Reichenau — eine kleine Semmeringbahn — zu dem 126 Meter höher liegenden Langenbrück auf der Wasserscheide zwischen dem Oder- und Elbegebiet.

Von hier aus senkt sie sich in neuen Krümmungen am Fuß des Jeschken, *reizende Aussichten auf* das Gebirge gewährend, nach Reichenberg (27.700

Einwohner). Czoernig verglich die Stadt mit einer Spinne, die mit ihrem Körper die Mitte des Thales bedeckt, deren Füße aber, nach allen Richtungen gegen die rings mit Wald bedeckten Höhen ausgehend, die heimische Erde fest umklammert halten. In der That dehnt sie sich ganz ungezwungen je nach ihrem Bedürfnis auf der unebenen Thalsohle zwischen dem Jeschken und den Ausläufern des Isergebirges aus. Ein regelmäßiger Theil ist nur die Christiansstadt. Ebene Plätze wechseln mit steilen Straßen, breite, moderne Gassen mit engen winkeligen, unansehnliche Blockhäuschen stehen neben stolzen Palästen. An monumentalen Bauten ist Reichenberg arm, selbst seine zwei Schlösser sind ganz ohne Interesse; das alte der Herren von Redern wurde im Jahre 1774 durch einen Überbau ganz verunstaltet. Der

Reichenberg.

jetzige Besitzer Clam-Gallas bewohnt es übrigens nie und überläßt den Park dem Publicum. Unansehnlich ist auch das Rathhaus mit hölzernem Dache auf dem Altstädter Platze. Ein großes Gebäude ist das Meisterhaus mit der Tuchhalle, der Handelsschule und Weberschule. Das Theater brannte im April 1879 ab und wird wohl durch einen würdigeren Bau ersetzt werden. Wenn aber große Bauten, schöne Kirchen und ragende Thürme fehlen, so ist die Stadt dafür reich an riesigen Feueressen und Dampfschloten, den Zeichen der neuen, rührig producierenden und consumierenden Zeit. Im Jahre 1278 stand hier ein Dorf Liberec, deutsch Habersdorf, 1384 kommt schon der Name Reichenberg vor. 1579 kam Urban Hoffmann, der erste Tuchmacher, von Seidenberg herein, 1605 legte Peter Lehmann die erste Färberei an und seitdem, unterstützt von der schlesischen Familie Redern,

der Reichenberg gehörte, hob sich der Wohlstand und die Bedeutung des Städtchens. Aber als die protestantischen Redern auswanderten und die Stadt an Wallenstein kam, verlor sie ihre Privilegien und die Industrie floh über die Grenze zurück. Unter den nächsten Nachfolgern des Friedländers in der Herrschaft aus dem Hause Gallas gieng es den Reichenbergern noch schlimmer, bis unter den Erben des 1757 ausgestorbenen Hauses Gallas der Graf Christian Clam ihnen die goldene Periode brachte. Unter ihm entstand die erste Fabrik 1800 und seitdem vergrößerte sich Umfang, Bevölkerung und Leistung der Stadt stetig. Die Einwohnerzahl hat sich seit 1834 fast verdoppelt. Die Industrie ist außerordentlich groß. Die Stadt hat Tuchfabriken, Wollspinnereien, Druckereien, Kamm- und Streichgarnwebereien, Färbereien, Hutfabriken, betreibt auch Gerberei und verfertigt Gold- und Silberwaren. Doch ist die Schaf- und Baumwollwarenfabrication von überwiegender Bedeutung. Jährlich werden 40.000 Centner Wolle verarbeitet. Das fließende Wasser in der Stadt ist ganz schwarz von den Abflüssen der Färbereien. Die bedeutendste Fabrik ist die des Baron Liebig, deren Gebäude sich im Josefsthal wie eine Stadt hinziehen. Sie umfaßt alles, was zur großartigen Erzeugung gehört: Spinnereien, Webereien, Appretur, Färbereien, Druckereien und Maschinenwerkstätten. Mehr als 2000 Menschen regen hier unausgesetzt die fleißigen Hände und überall surrt und saust und klappert es in den fettig riechenden Räumen. Besonders großartig ist der mechanische Websaal, auf 300 gußeisernen Säulen ruhend, mit 600 Webstühlen, die von zwei Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt und von 1000 Arbeitern bedient werden. Der Gründer des großen Etablissements war ein geringer Mann, als er begann, und wurde ein leuchtendes Beispiel dafür, wohin Fleiß, Betriebsamkeit und Umsicht es zu bringen vermögen. Die Liebigshöhe, eine Colonie von Arbeitern der Fabrik mit etwa 70 Familien, zeugt auch von dem humanen Sinn des edlen Mannes.

Ehe wir von Reichenberg unsere Bahnfahrt fortsetzen, müssen wir einen Blick auf die Geburtsstätte eines unserer berühmtesten Maler werfen, Kratzau, ein Städtchen, etwa eine Stunde nordwestlich, wo 1800 Josef Führich das Licht der Welt erblickte. Nachdem er unter Bergler in Prag den ersten Unterricht genossen, bildete er sich in Rom aus und wurde Professor in Wien. Anfangs der Romantik zugewandt, gab er in Zeichnungen und Ölgemälden Illustrationen zu Tieck, Goethe, Bürger, widmete sich aber bald ausschließlich der strengen kirchlichen Malerei in der Richtung Overbecks zu. Zahllose Crayons, Cartons, Stiche, Aquarelle und Ölgemälde in Kirchen und Privathänden hinterließ der rastlose Meister, der durch Reinheit der Formen, Einfachheit der Behandlung, sittlichen Ernst und treffliche Charakteristik eine bedeutende Stelle in der Kunst einnimmt.

Von Reichenberg fällt die Bahn langsam zum Thal der Neiße, steigt *dann wieder mäßig* gegen Einsiedl, durchschneidet in einem 528 Meter

langen Tunnel die Wasserscheide zwischen der Wittig und Neiße und senkt sich am Fuße des mächtigen Hemmrich, eines Ausläufers des Isergebirges, nach Friedland. Es ist ein kleines Städtchen mit 4800 Einwohnern, die Baumwollweberei treiben. Die Lage ist reizend. In der Ferne gegen Osten ziehen sich die blauen Umrisse des Isergebirges, näher steht der Wohlische Kamm und rings Bergkuppen und Waldhänge, die mit den sonnigen Weiden, Obstgärten, Wiesen und Feldern ein herrliches Bild geben. Hauptmerkwürdigkeit ist das Schloss, das 1869 wesentlich umgestaltet wurde. Die Herren von Berka sollen die Gründer desselben sein; zur Zeit der Hussitenkriege

Friedland.

hatten es die Bibersteine inne, eifrige Verfechter des alten Glaubens; seit 1551 die Freiherren von Redern, welche es als Feinde des Kaisers 1621 verloren, worauf Wallenstein die Herrschaft kaufte und zum Herzogthume erheben ließ,

Der Schöpfer kühner Heere,
Die Stütze und der Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlicher Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
Und, ungesättigt, immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Die großen Schicksale dieses außerordentlichen Mannes, der 1553 in Nachod geboren wurde und am 25. Februar 1634 zu Eger unter der Partisane Deveroux' sein Leben endete, sind allbekannt, seine Gestalt ist dem Volke durch Schillers herrliche Tragödie nahegerückt, aber noch immer „von der Parteien Hass und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Erst unlängst haben zwei österreichische Geschichtsforscher, Hallwich und Lorenz, über die Frage, ob Wallenstein an dem Kaiser Verrath geübt, in abweichendem Sinne sich ausgesprochen. Der erstere hält ihn für unschuldig, Professor Lorenz für schuldig.

In Friedland verlassen wir die Bahn und machen uns für eine längere Wanderung im Gebirge bereit, denn viele Meilen zieht sich das Iser- und Riesengebirge dahin, die wir nunmehr kennen lernen wollen. Zunächst geht es durch liebliche Waldgründe nach dem kleinen, nett hergerichteten Badeorte Liebwerda mit alkalischen und eisenhältigen Quellen, dann nach dem vielbesuchten Wallfahrtsorte Haindorf mit wunderwirkender Marienstatue, und weiter in immer enger werdendem schönem Thale hinauf nach dem Dorfe Weißbach. Hier stehen wir schon hoch an den Hängen des Isergebirges. Es nimmt den Raum zwischen der Görlitzer Neiße und der Iser ein, die letztere bis zur Einmündung des Mummelbaches; dieser und der Zacken bezeichnen die Ausdehnung des Isergebirges nach Osten. Es besteht aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer und zieht sich in drei parallelen Ketten, alle fast gleich weit voneinander entfernt, südöstlich dahin. Der Hauptzug, der hohe Iserkamm, fällt außerhalb der Landesgrenze nach Preußisch-Schlesien zwischen die Längenthäler der großen Iser und der Queiß, wobei der auffallende Umstand besteht, dass die erstere zur Elbe, die letztere zur Oder fließt. Mit dem höchsten Punkte der Tafelfichte (1124 Meter) trifft dieser Zug noch österreichisches Gebiet. Am Südfuße dieses Berges entspringt die große Iser, bildet in ihrem Laufe bis zur Einmündung des Mummelbaches die Landesgrenze und trennt den Hauptzug von dem böhmischen Mittel-Iserkamme, der sich zwischen ihr und der kleinen Iser bis zu beider Vereinigung hinzieht, anfangs mit sanftem, später mit steilem Abfalle. Er nimmt seinen Anfang an der Tafelfichte, wo sich auch der dritte Parallelzug anschließt, der Wohlische oder Welsche Kamm. Seine höchste Spitze ist der Keulichte Buchberg (970 Meter), der von Norden gesehen scharfspitzig, von Süden langgestreckt erscheint und an dessen Nordseite die Kleine Iser in die Große mündet. Nach beiden Seiten hin sind dem Isergebirge Vorlagen angesetzt, in Schlesien der Kemnitzkamm, in Böhmen kleinere Züge, die durch Bäche, wie die Dessen und die Kamnitz, getrennt sind. In Weißbach müssen wir einen Führer nehmen, denn nur wenige Fußwege durchkreuzen das Gebirge, das selten betreten wird und wollen wir in den finstern, wilden, sparsam gelichteten Wäldern nicht herumirren, so können wir uns auf Compass *und Karte allein nicht* verlassen. Steil und langsam geht es anfangs längs

eines Bächleins, dann durch Sümpfe und Windbrüche aufwärts zur Tafelfichte, die den Namen nach einer längst vom Sturme geknickten Fichte führt. Ehemals stand eine Hütte hier, von der nur Reste erhalten sind; die Aussicht ist verwachsen, und nur stückweise kann man sich das Panorama durch die Lichtungen zusammensetzen, es ist aber herrlich! Nördlich sieht man die städtereiche Ebene Schlesiens, am äußersten Rande schimmernd die von Polen, südöstlich erhebt sich verkürzt der Breite nach das Riesengebirge, westlich gruppieren sich die Züge des Jeschken, des Mittelgebirges und des Erzgebirges. Seitdem die Fichte gebrochen ist, gibt am Nordabhange die Granitmasse des Tafelsteines (1066 Meter) ein dauerhafteres Grenzzeichen ab. Südöstlich hinab durch dämmerigen Forst, zwischen moosbekleideten Granitblöcken, über Bachgeröll steigen wir hinab zur Iser. Da dehnt sich ein meilenlanger, stundenbreiter Moorgrund, die sogenannte Iserwiese, aus. Von Grasbüschel zu Grasbüschel springend, kommen wir langsam vorwärts durch die feuchte Öde und nur die zierlichen Sumpfblumen, Knieholz und Weiden erfreuen unser Auge. Endlich winkt eine Reihe von Häusern: es sind dies die dreißig schlesischen Iserhäuser, hart an der Grenze. Man wundert sich, was hier die Menschen hält; das Klima ist so rauh, dass nur Knieholz fortkommt, selbst der Hafer wird nicht mehr reif, Kartoffeln und Kraut sind die einzige Nahrung, Waldarbeit, Viehzucht und Forellenfang die dürftigen Erwerbszweige der Bewohner dieser traurigen Gegend. Wir halten kurze Rast und steigen wieder ins Böhmische hinauf, auf den Mittel-Iserkamm. Von hier sehen wir die einzelnen Kuppen des Wohlischen Kammes gerade uns gegenüber jenseits des kleinen Iserthals sich dehnen. Neben der scharfen Spitze des schon erwähnten Buchbergs sehen wir da noch den Siechhübel (1122 Meter), der ganz bewaldet ist, aber an der Spitze den 19 Meter hohen Felsen Siebengiebelstein trägt, den man nur mittelst einer Leiter ersteigen kann. Weiter den Rollberg, den Granitblock des Taubenhauses, den flachgewölbten Vogelberg (1070 Meter) und den Mittagsberg. In dem Hochthale unter dem Kamme treffen wir 800 Meter hoch wieder eine einsame Niederlassung, Wilhelmshöhe, mit einer Glashütte. Feldbau wird hier gar nicht versucht, dafür findet man in den Ablagerungen kleine Stücke Iserin (Titaneisen), dunkeln Saphir und Korund, die man zu Trauerschmuck verarbeitet. Weiter geht es immer durch Wald nach dem kleinen Wazelsbrunn, stark abwärts nach Polaun und endlich nach Wurzelsdorf, wo wir wieder eine Straße finden, jene, die von Reichenberg kommt. Eine Spinnerei in der Nähe bringt Leben in die Gegend. Sonst beschäftigen sich die Menschen hier mit der Erzeugung von Glasknöpfen und mit dem interessanten Glasspinnen, auch mit der Herstellung von Holzsachen. Treten wir in die Stube eines solchen Holzdrechslers ein, so sehen wir die ganze Familie — und die ist gewöhnlich groß — beschäftigt. Der Vater drechselt und schneidet, rundherum ist ein Berg von Zuckerbüchsen, Eierbechern, Stopfhölzern, Nudelnadeln,

Rückenkratzern, Kinderkegeln, Kindertrompeten; ganze Regimenter von Soldaten, ganze Herden von Schafen, Rindern, ganze Städte von rothen, grünen, gelben Häusern liegen aufgehäuft. Rings sitzen die Kinder — das eine malt die Soldaten blau an, das zweite streicht die Bäume, das dritte die Häuser an, das vierte zählt die Stücke ab und ein fünftes packt sie in Schachteln. Das Leben hier ist hart und selbst die junge Welt muss zugreifen. Die Kinder, die zu Hause keinen Antheil an der allgemeinen Arbeit erhalten, müssen hinaus in den Wald und auf die Gehänge, Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren suchen, Hagebutten pflücken, Schwämme suchen. Die Beeren werden in die Fabriken als Erfrischung für die Arbeiter getragen: das trägt für den Winter doch ein Paar Strümpfe; die Hagebutten und Pilze werden für den Winter auf Brettern getrocknet.

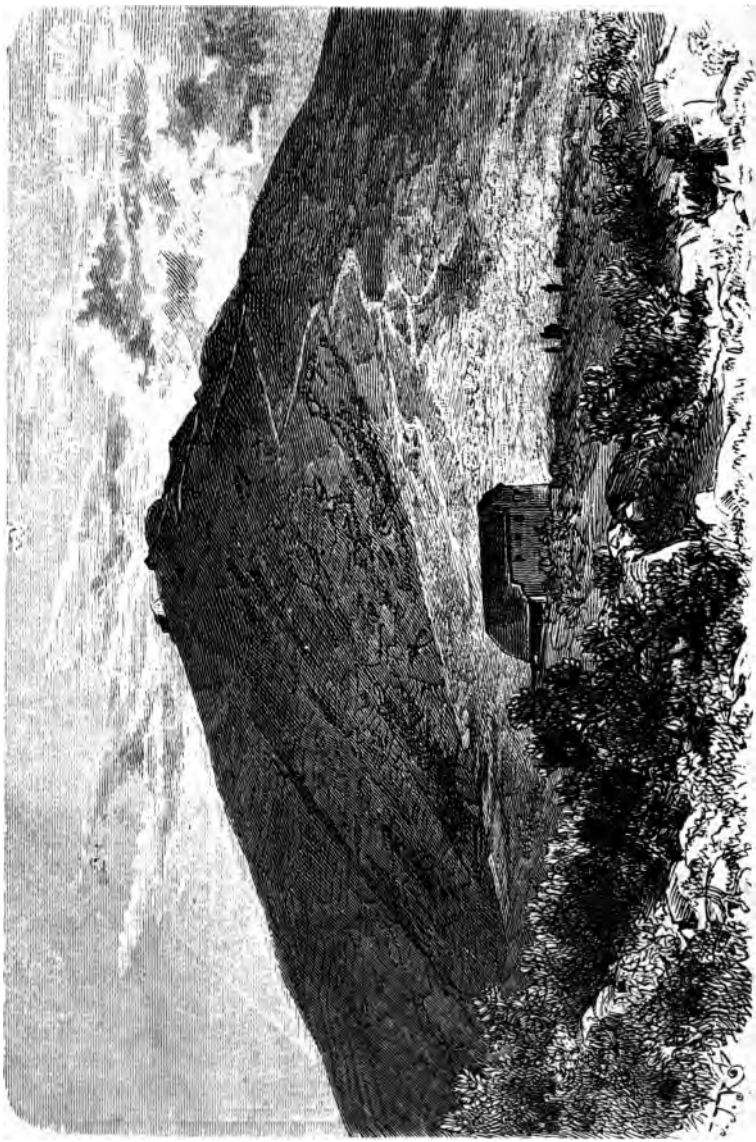
Wir verfolgen die Straße, welche von Wurzelsdorf nach Schlesien führt, über die Iser hinüber, bis da, wo der Mummelbach einmündet. Da wenden wir uns auf dem Waldsteg nach Harrachsdorf und stehen im Gebiet des Rübezahl.

Das Riesengebirge, ehemals Asengebirge genannt, tschechisch Krkonoši, das höchste unter den deutschen Mittelgebirgen, ist an Länge, Richtung und geognostischer Bildung dem Isergebirge ähnlich. Die Granitmasse seines Hauptkammes, die oft bis auf die Bergspitze heraustritt, im Süden aber und Osten von einer Gneis- und Glimmerschieferzone umgeben ist, zieht südöstlich bis zum Liebauer Passe, mit einem steilen Abfalle nach Preußen und einem sanfteren gegen Böhmen. Der Hauptkamm, der den Reifträger (1350 Meter), die Gruppe der Sau- und Schweinsteine, das Hohe Rad (1506 Meter), die Große Sturmhaube (1490 Meter), den Mittagstein, die Schneekoppe (1601 Meter) und die Schwarze Koppe (1418 Meter) trägt, bildet bis zum Forstberge die Landesgrenze, dann folgt diese einem Rücken, der, mit dem Lämmerhau beginnend, als Rabengebirge bis zum Liebauer Passe zieht. Es trägt als Gipfel den Kolbenberg und Rehornberg an der Boberquelle, wird fast 1000 M. hoch, ist aus Gneis und Glimmerschiefer aufgebaut und hat breite, sanfte Formen mit bewaldeten Abhängen. Dem Hauptkamme vorgelagert ist in Böhmen ein gleich hoher paralleler Vorkamm, welcher der böhmische genannt wird. Mit jenem ist er durch Querriegel, Hochwiesen, verbunden, einmal durch die Navarer Wiese, die sich von der nackten, abgerundeten Kesselkoppe zum Reifträger hinüberzieht, das anderemal im Osten durch die sumpfige Weiße Wiese, welche vom doppelgipfligen Brunnenberge gegen die Hochfläche westlich der Riesenkoppe, den Koppenplan, ansteigt. Zwischen beiden Kämmen ist ein Längenthal eingeschlossen, die sogenannten Siebengründe, in denen sich die Quellwässer der Elbe sammeln. Von Westen stürzt in einer Meereshöhe von 1237 Meter, 55 Meter tief, der Elbfeifen, während ihm von Osten *her das Weißwasser* entgegenströmt. Vereinigt durchbrechen beide als Elbe

den südlichen Kamm. Die so entstandene westliche Hälfte heißt Krkonoſch, die östliche der Ziegenrücken. Zwiſchen den Gewäſſern, welche vom Hochgebirg kommen, ziehen ſich vom böhmiſchen Kamme Gebirgsſtöcke von abnehmender Höhe ins Land hinein, ſo zwiſchen der Kleinen Iſer und der Elbe vom Keſſelberg aus der Rücken des Finſterſteins und des Heidelberges, zwiſchen der Elbe und der großen Aupa vom Brunnenberg drei Ausläufer: der Planurberg mit dem Riebeiſen, der Berenberg und der lange Zug, welcher die Aupa auf ihrem rechten Ufer begleitet und in der flachen Kuppe des Fuchsberges (1315 Meter) und in dem impoſanten Schwarzenberg (1224 Meter) culminiert. Zwiſchen die große und kleine Aupa drängt ſich der Zug der Eule und der Kuhberg hinein.

Wir wählen den Weg über Seifenbach, wo die Schule die hübſche Inſchrift trägt „Grundlage des Staates und der Religion“; er führt uns, immer im Wald ſtark anſteigend, in etwa zwei Stunden zu den Hofbauden, von wo wir das große Dorf Rochlitz (8000 Einw.) mit ſeinen weit und breit über Berg und Thal zerſtreuten Häuſern überſehen, und in einer weitern Stunde auf die Kammhöhe des Krkonoſch und die Keſſelkoppe (1383 Meter). Von ihrem ſteilen öſtlichen Rand, über das tiefe Keſſelloch und die finſtern Siebengründe weg, ſehen wir den Grenzkamm des Rieſengebirges ſeiner ganzen Länge nach und haben auf der Wanderung auch ſchon den Charakter des Gebirges in allen Einzelnheiten kennen gelernt. Erſt ſieht man an den Hängen der Berge, wenn man vom Thal aufwärts ſteigt, in der Nähe der Dörfer ſteilliegende Äcker, umſäumt von Steinen, die, aus dem Feld gebrochen und ausgegraben, am Rande aufgehäuft werden. An den grünen Halden, denen aber die Friſche der Alpen abgeht, zeigen zahlreiche Rinnen mit mächtigem Geröll die Wucht des Waſſers, wenn es im Gebirge regnet oder thaut. Zu gewöhnlichen Zeiten ſchlängelt ſich ein zarter Waſſerfaden durch; ein Gewitterregen genügt aber, einen wilden Gießbach aus ihm zu machen. Bis 400 Meter Höhe ſtehen Birken, Eichen und Buchen einzeln und mitten im Walde, weiter oben herrſcht nur mehr die dunkle Fichte und Föhre. Bis 1200 Meter dehnen ſich Wälder aus, aber überall cultiviert und nirgends von außerordentlichen Verhältniſſen. Oft iſt der Boden von Heidel- und Blaubeeren überwuchert, ſo daſs man keine Spalte, keine Wurzel ſieht, oft wieder von feuchter Moosdecke überzogen, an den Lichtungen über und über mit dem ſchmalblättrigen, glutrothen Weidenröschen bedeckt. In größerer Höhe breiten ſich zwiſchen den lichteren Beſtänden die rieſigen Wedel der Farrenkräuter aus. Bei 1200 Meter Höhe hört der Wald auf; nur ſchüttere Reſte halten ſich noch gegen die Nord- und Weſtſtürme, die Zweige ſind geknickt, die Wipfel zerzaust, Gebüſche von Knieholz treten auf, von der Ferne wie Moospolſter anzuſehen, dazwiſchen aber liegen mächtige Flächen mit kleinem, gelblichem Gras, an vielen Stellen auch Torfboden, deſſen Waſſer zuweilen in Pfützen heraustritt, öfter aber

trügerisch mit den weißen Borstenbüscheln des Wollgrases überdeckt ist. Die Pflanzenwelt zieht sich ziemlich hoch hinauf, zumal die rothe Primel im Frühling, die weiße Alpenanemone im Sommer, bald jedoch hört die Thierwelt auf. Selten unterbricht das Piepen der Schneelerche die Stille der Hochflächen, nur lautlose Falter schweben auf und ab und lauernde Käfer kriechen zwischen den moosigen Steinen. Vom Getreide wird der Hafer stellenweise bis 800 Meter gebaut, wird aber doch nicht alle Jahre reif, Roggen kommt bis 400 Meter nur als Sommerfrucht vor, da er den Winter nicht überdauert. Hauptfrucht sind die Kartoffeln. Die Thierwelt bietet kaum Besonderes, außer der rothpunktierten, schmackhaften Steinforelle, die selbst in den Teichen des Kammes vorkommt. Die mineralische Ausbeute ist im ganzen Gebirge gering, bietet aber dafür Specialitäten an Gesteinen. Von Belang ist die Viehzucht, die gute, in Schlesien und in der Mark gesuchte Butter und den trefflichen Koppenkäse aus Kuh- und Ziegenmilch liefert. Die Luft ist rauh, selbst im Hochsommer an heißen Tagen herrscht am Kamme eine kühle, frische Frühlingsluft, noch im Juli liegt in einzelnen Mulden der Schnee, und im Frühjahre, wenn im Thale schon lange aller Schnee verschwunden, vergnügt man sich auf den Hochebenen mit den beliebten Hörnerschlittenfahrten. Die Wetterverhältnisse sind im Sommer äußerst wechselnd. Ganz unerwartet steigt oft aus irgendeinem Waldthal ein Nebel auf, wie der Rauch eines Feuers, bei welchem der Holzfäller seine Kartoffeln brät, aber er ballt sich immer fester zusammen, schiebt sich zwischen den Bergwänden hin und her und von allen Seiten steigt er empor — im Nu steckt man im Nebel, der die Kleider durchdringt, während aus jenem Thalgrunde ein scharfer Wind sich hebt, dass man ganz durchschauert wird. Jede Aussicht in die Ferne und auf den Weg, den man schreitet, ist verhüllt, nur riesig gewordene unheimliche Massen bewegen sich da und dort, einem zur Seite und entgegen, wenn man weiter schreitet. Man verliert Maß und Berechnung für Größe und Entfernung und es ist nicht ohne Gefahr, vorwärtszugehen. Da bricht ein Licht durch — ein Stück blauen Himmels, ein Bild sonnigen Abhangs mit glänzenden Häusern, umrahmt vom Nebel, wird sichtbar; plötzlich reißt dieser an allen Enden, die Stücke jagen an den Bergwänden herum, man steht wieder im hellen Lichtschein des Tages. Aber nun fängt es an in den Schluchten zu grollen, zu donnern, aus jenem Nebelballen unten zucken Blitze und man steht da ober einem Gewitter, das sich mit strömendem Regen über die Thalmulde entladet. Ein farbenglühender Regenbogen wölbt sich über dem Schauspiele. — In irgendeiner Winterbaude findet man Erholung und kann sich trocknen. Es ist das ein Haus, gewöhnlich aus Holzstämmen gezimmert, was auch das einzig praktische ist. Denn nur in dem leichttrocknenden Holzgebäude kann der Riesengebirgsbewohner Wärme und Gesundheit erhalten; *steinerne Mauern*, immer feucht und kalt, brächten ihm gewiss Siechthum



Die Schneekoppe.

und Krankheit. Heiße Luft, die aber bald behaglich wird, strömt dem Wanderer entgegen. Ein riesiger Kachelofen nimmt den größten Raum ein, an der Wand steht ein Geschirrkasten und Bänke ziehen sich herum. In einer Ecke steht ein Webstuhl. Die Stube ist voll von Menschen, die alle geschäftig sind. Der Großvater schneidet Späne, die die Enkel schichten, der Vater hantiert mit dem Weberschifflein, die Mutter buttert und die Großmutter bereitet am rauchigen Herd „de Gaalschwammel un de Hierschpapp;“ nur der Säugling, der in einer von der Decke herabhängenden Schaukel aus Betten liegt, darf noch müßig sein. Durch eine Fuge der Decke hängt duftiges Heu herein, das den hohen Dachboden füllt, und über die Hausflur her tönt das Gebrülle des Viehes, welches unter demselben Dache wohnt. Reinlichkeit findet man trotzdem überall, vor dem Hause auch zuweilen zeigt ein Gärtchen mit ungewöhnlichen Gewächsen den Sinn der Bewohner für Schmuck und Zier. Fleiß und genügsame Einfachheit sind freilich noch schönere Tugenden derselben. Ärmlich ist allerdings das Leben; die Weberei, das Schnitzen von allerhand Gegenständen aus dem röthlichen Holze der Zwergkiefer, die kleine Wirtschaft trägt nur das Nothdürftigste, und Luxus ist eine Sache, um die der Gebirgler die Thäler nicht beneidet, weil er sie nicht kennt. Brot, Milch, Butter, Käse, höchstens Erdäpfel, Sauerkraut, im besten Falle Hirse, nur an hohen Feiertagen ein Stückchen Fleisch sind die Nahrung des Volkes. Die Kleidung ist einfach; einen dunklen, meist blauen, kurzen Rock, mit kurzen ledernen Hosen, wollene Strümpfe und einen dreieckigen Hut trägt der Mann, das Weib einen faltenreichen Rock, ein Mieder von Wollstoff und ein Hemd mit kurzen Ärmeln. Die Mädchen flechten ihre Haare in Zöpfe, die Frauen bergen es in einer weißen Haube. Außer Haus wird ein gefärbtes Tuch umgebunden, bei Festen auch ein schwarzes Corset getragen. Tiefer unten verschwindet schon mehr die Tracht vor der allgemein städtischen. Streng ist das Leben im Winter, wenn die Baude eingeschneit ist, oft bis auf die rauchenden Schlote. Mit Mühe hält der Mann die Öffnung für die kleinen Fenster frei und ist ganz auf seine Stube angewiesen, da der klafterhohe Schnee fast jeden Verkehr unmöglich macht. Muss er hinaus, so steigt er durch den Giebel aus dem Hause und sucht sich mittels der Schneeschuhe fortzubringen, wobei etwa Stangen mit Strohbündeln die gangbarsten Stellen bezeichnen. Stirbt jemand zu dieser Zeit, so wird er im Schnee begraben, bis ein halbwegs besseres Wetter das Leichenbegängnis gestattet. Dann leistet aber auch die Nachbarschaft getreulich das Ehrengeleite. Die „Grabbitterin“ besorgt die Einladungen und der „Pempatsch“ spricht die Grabrede, der Vorzüge des Verstorbenen gedenkend. Die Frauen erscheinen da in einem eigenen Trauergewande, einem schwarzen Rocke mit darüber gehängtem weißen Tuche, welches nur das Gesicht frei lässt. In strengen Wintern beschränken sich auch die Jahresfeste auf *die Stube. Das schönste* und liebste ist Weihnachten, doch auch der Fasching

ist dem Gebirgler angenehm, denn er tanzt leidenschaftlich seinen „Hoppich“ (Walzer) und seine „Buschkarante“ (Menuett), wenn es ihm das Wetter erlaubt, die Bauden zu verlassen. In den Dörfern ziehen vermummte Bursche herum, fordern Geschenke, und das Mädchen, welches das schönste hergegeben, wird drauf in feierlichem Zuge in den „Kretscham“ zum Tanz geholt. Am 24. Juni, am Johannistag, wenn sich der alte Winter zurückgezogen hat und nur noch aus den höchsten Felsschluchten der Schneekoppe oder der Sturmhaube mürrisch hervorschaut, wird das Vieh unter großem Festjubel wieder ausgetrieben und auf einige Monate gestaltet sich das Leben in den Bergen fröhlicher und leichter. Dann gehen auch die Kinder abgelegener Bauden wieder zur Schule und lernen dort die Elemente der Bildung. Übrigens ist das Volk aufgeweckt und mit Lesen und Schreiben sind auch die Ältesten vertraut. Der Aberglaube steckt freilich, wie überhaupt in Gebirgsländern, noch tief in den Gemüthern und der alte Rübezahl hat seine Herrschaft noch nicht abgedankt. Seinen Namen soll er vom Zählen der Rüben in seinem Garten haben, welche Aufgabe ihm die schöne, von ihm geraubte Prinzessin Emma stellte, wie sie vorgab, um ihn dann zu heiraten, in der Wahrheit aber, um ihm unterdessen zu entfliehen, was ihr auch gelang. Übrigens gibt es eine reiche Etymologie über seinen Namen, denn die obige Geschichte wird nicht allgemein geglaubt. M. Johannes Praetorius hat 1672 ein ganzes Buch herausgegeben: „Satyrus Etymologicus oder der Reformierende und Informierende Rübe-Zahl,“ worin er hundert etymologische Untersuchungen über Rübezahl zum Theil in sehr possierlicher Weise anstellt. Zahllos sind die Schwänke und Streiche des Berggeistes, selten aber waren sie bösartig; gewöhnlich foppt er nur die Schlimmen, die Betrüger und Unehrlichen oder die seiner spotten, oft hat er auch den Frommen, Redlichen in Noth und Jammer geholfen. Wir wollen diese guten Seiten von ihm ausdrücklich anerkennen, dass er uns nicht etwa auch einen Schabernack spiele, wenn wir nun unsere Wanderung im Gebirge weiter fortsetzen.

Von der Kesselkoppe führt uns ein Steg nordwärts über die Navarer Wiese zur Pantsche, die etwa 250 Meter tief vom Felsrande stürzt, um sich unten mit der jungen Elbe zu vereinigen. Es fehlt diesem Falle nur die hinreichende Wassermasse, dass er einer der schönsten wäre; so aber leidet er an dem allgemeinen Mangel aller Riesengebirgsfälle, dass sein Wasser erst gestaut werden muss, wenn er auf den Beschauer die rechte Wirkung machen soll. Eine Viertelstunde weiter gelangen wir zur Elbwiese, einer großen, sumpfigen, mit Knieholz bewachsenen Hochebene, wo der in Stein gefasste Elbbrunnen ist, der aber nicht der Anfang des Flusses ist, welcher einige Schritte höher liegt. Zwei zertrümmerte Pfeiler berichten von dem hohen Besuche, den zwei österreichische Erzherzoge: Josef (1804) und Rainer (1806) der Wiege des gewaltigen, länderdurchbrausenden Stromes machten. Anfangs

plätschert das Wasser den sanften Rücken herab und hüpft von Felsstück zu Felsstück, aber der Abhang wird steiler, der Bach rauscht wilder und plötzlich gelangt er an eine Felswand, wo er 55 Meter tief hinabstürzt. Ein Felsstück theilt den Fall in zwei Strahlen. In Sommertagen muss wohl auch hier die Flut gespannt werden; nur wenn es geregnet hat, ist der Fall wahrhaft imposant. Vom Elbbrunnen aufwärts zum hohen Kamme gelangen wir zur Grubenbaude. Rechts und links sieht man in zwei wilde Felsenkessel, deren Wände etwa 300 Meter tief abfallen; es sind dies östlich die Große, westlich die Kleine Schneegrube. Beide sind durch einen großen Felsvorsprung getrennt, die Gräte genannt, auf der ein steiler Weg herabführt. Doch darf nur ein sehr geübter Kletterer ihn wagen. Schauerlich finster ist die große Grube, an dessen Wänden ein mächtiges Echo wiederhallt. Den Namen tragen beide Gruben, weil in ihnen den ganzen Sommer über Schnee zu liegen pflegt. Entzückend ist die Aussicht über die große Grube hinweg auf die lachenden Fluren Warmbrunns von der Rübezahls- oder Teufelskanzel, einer senkrechten Granitmasse hinter der Baude. In kaum merklicher Steigung geht es nun auf der Höhe des Kammes aufwärts zum Hohen Rad, das eigentlich ein riesenhafter Steinhaufen ist, von dessen Gipfel man eine prachtvolle Aussicht genießt, in der Ferne weit nach Schlesien und bis zum Erzgebirge, in der Nähe tief zu den Sieben Gründen herab. Das sind Schluchten zwischen dem Grenzkamm und dem böhmischen Kamm des Gebirges, von vielen Bächen mit rauschenden Fällen zerschnitten. Der schönste der Gründe ist der Elbgrund. Die Sage erzählt von einem Schloss auf dem Hohen Rad, das dem Könige Ariovist gehört hatte und das Marbod, als er mit den Markomannen kam, schon verödet fand. Der Abstieg vom Hohen Rad nach Osten ist wegen des Gerölles schwierig, dafür ersteigt sich aber wieder ganz bequem die Große Sturmhaube mit ähnlicher Zusammensetzung und Aussicht, wie das Hohe Rad. An dem Mannstein, den Mädelsteinen, später den Kleinsteinen und an dem Saustein, die wie Rittersburgen sich ausnehmen, vorbei kommt man zur Petersbaude, dann scharf an einem sumpfigen Abhang bergab, der die Mädelwiese heißt, ein Stück durch Wald, zur Spindlerbaude, in der Mitte eines tiefen Kammeinschnittes (1151 Meter) gelegen, bei der die Straße nach Hirschberg führt. Im Osten erhebt sich der Kamm wieder steil, da die kahle kleine Sturmhaube hier einen Eckpfeiler bildet. Um ihre Granittrümmer herum führt der Steg zum Mittagsstein, einer nicht ersteigbaren Granitmasse am Nordabhang des Lahnberges, die, von einer Seite aus gesehen, einem angelehnten Menschen ähnlich sieht. Von hier aus sieht man die beiden Gebirgsteiche, den Großen und Kleinen Teich, auf schlesischem Gebiet liegen. Unser Weg führt uns aber über den Koppenplan, eine östlich etwas geneigte, stundenlange Hochebene, welche nur eine menschliche Wohnung, die Wiesenbaude, trägt. Von dieser steigt der Weg zur Riesenbaude, die 1849 angelegt wurde.

Da verengt sich der Kamm, zwei tiefe Thäler drängen sich heran, der Melzergrund und der Riesengrund, und man steht am Fuße der Riesenkoppe, die sich noch 190 Meter über den Koppenplan erhebt. Bei dem halbstündigen Steigen zur Spitze begleitet uns feiner Duft von dem Veilchenmoos, das hier wächst und, jahrelang aufbewahrt, seinen Geruch behält. Auf dem flach gewölbten Gipfel steht eine Laurentiuskapelle und ein großes Holzgebäude, für 300 Wanderer eingerichtet. Die Aussicht von der Koppe, über welche die preußisch-österreichische Grenze geht und welche der höchste Punkt in den deutschen Gebirgen ist, ist großartig. Nicht nur, dass man die Thürme von Breslau und Prag zu gleicher Zeit sieht, also weite Fernen mit dem Auge misst, das schönste an dem Panorama ist die Mannigfaltigkeit der Gebirgswelt, die hier dem Beschauer zu Füßen liegt. Am schönsten wirkt im Vordergrunde das Thal der Aupa, der sogenannte Riesengrund.

Durch dieses Thal wenden wir uns abwärts, wenn wir von den Bergen scheiden müssen. Freilich sind sie uns noch lange zur Seite, so der Brunnenberg und der Schwarze Berg, deren Hänge die Aupa begleiten. Bei dem freundlichen Groß-Aupa (2600 Einwohner) vorbei, zwischen grünen Wiesen und Feldern, kommen wir, immer durch die schönsten landschaftlichen Schönheiten von neuem entzückt, nach dem ehemals goldreichen Freiheit (1200 Einwohner), das nun seinen Reichthum in Gewerbethätigkeit und Bildung sucht. Das Schulhaus zieren die Worte: „Volksbildung — Staatenglück.“ In der Nähe gegen Westen liegt das böhmische Gastein, das saubere Johannisbad, mit indifferenten (29° C.) und Eisenquellen. Die Curgäste, welche ihre kranken Glieder in dem warmen Wasser baden, werden wohl nicht alle wissen, dass dieses direct aus Rübezahls Küche fließt, wo er für sich und seine dienstbaren Kobolde die Rüben kocht. Unfern von dieser Gegend im Osten ist ein anderer Quell des Segens, das weite Kohlenlager von Schatzlar. Wenn wir aber so weit vom Wege abgekommen, so können wir auch schon nach Hohenelbe gehen. Diese Stadt (5300 Einwohner) mit dem hübschen Schlosse des Grafen Morzin und vielen Fabriken ist eigentlich nur der mittlere Theil der von dem Dorfe Ober-Hohenelbe sich zwei Stunden lang hinziehenden Häuserreihe. Benützen wir von Hohenelbe aber die Bahn, so erblicken wir in einer Stunde Fahrzeit in der Einsattlung zwischen dem Ölsnerberg und dem Töpferberg die Mauern von Arnau, das sich eines bedeutenden Alters zu rühmen hat, wenn auch der Name erst im 14. Jahrhundert erscheint. Heute ist das Städtchen (3700 Einw.) ein Industrieort für Weberei und Papierfabrikation. Bei Trautenau bringt uns der Zug wieder ins Aupathal zurück. Die freundliche, nach dem Brand von 1861 neu aufgebaute Stadt (11.200 Einwohner) ist einer der rührigsten Plätze der industriellen Gegend und der Mittelpunkt der Leinweberei im Riesengebirge. Auf dem Friedhofe ruht der Dichter Uffo Horn. Er wurde hier am 18. Mai 1817 geboren, besuchte die Universitäten

von Prag und Wien, wirkte nach größeren Reisen am Blindeninstitute in Prag, lebte aber dann seinem literarischen Beruf theils in Dresden, theils, nachdem er sich 1848 an den politischen Bewegungen in Prag und 1850 als Freiwilliger an dem erfolglosen Freiheitskampfe der Herzogthümer Schleswig-Holstein betheiligt hatte, zurückgezogen in seiner Vaterstadt, wo er 1860 starb.

Er war einer der begabtesten österreichischen Dichter der neueren Zeit, der sich bedeutenden Ruf in ganz Deutschland erwarb und mit manchen seiner zahlreichen Dichtungen durchschlagenden Erfolg hatte, so mit dem Preislustspiel „Die Vormundschaft," mit seinem Trauerspiel „König Ottokar," seinen Novellen, in denen er das böhmische Volksleben trefflich zu schildern verstand, und endlich mit zahlreichen episch-lyrischen Gedichten, von denen „Camoëns Jugendliebe" das schönste ist. Ein treuer Sohn seiner Heimat, als welcher er auch der populärste Mann des Riesengebirges war, schilderte er in den „Bildern der Heimat" und im Prolog für das Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges mit lebendigen Farben die Schönheit ihrer Berge.

Denkmale am Kapellenberg und Hopfenberg erinnern an einen denkwürdigen Tag des Kriegsjahres 1866, den blutigen 28. Juli. Die von Liebau her anrückenden Preußen unter Bonin, welche den Kapellenberg und die Stadt bereits besetzt hatten, wurden hier von dem General Gablenz geschlagen und mit großen Verlusten zum Rückzug gezwungen.

Eine Straße in nordöstlicher Richtung führt uns über Qualisch zu dem interessanten Bergland, welches Böhmen im Nordosten gegen Schlesien und das Glatzische begrenzt. Zunächst vom Liebauer Passe zieht sich das starkbewaldete Überschargebirge fast in südlicher Richtung mit dem kegelförmigen Königshainer Spitzberg, bis zur Senke zwischen Trautenau und Schönberg. Östlich davon liegt das Braunauer Bergland. Die Landesgrenze bildet ein Granitzug, der im bewachsenen Spitzberg 766 Meter hoch steigt. Parallel mit ihm, durch die Steine geschieden, zieht das steil abfallende Faltengebirge, dessen Hauptgipfel, die Heuscheuer (921 Meter), im Glatzischen liegt, während die Ringelkoppe noch auf österreichischem Gebiet emporragt. Hier tritt der Sandstein, welcher den ganzen Sudetenzug vom Elbedurchbruch her begleitet hatte, wieder mächtiger hervor und bildet die merkwürdigen Adersbacher Steine und Weckelsdorfer Felsen, welche Tausende Touristen mehr als die gewaltigsten Gebirgsmassen bewundern, während der sogenannte versteinerte Wald von Radowenz das Interesse der Geognosten in hohem Grade fesselt. Wenn wir uns vom alten Gasthaus in Adersbach südlich wenden und über die feuchte Wiesenfläche dahingehen, erblicken wir sehr bald die merkwürdigen Sandsteinmassen, an deren Eingang der umgekehrte Zuckerhut, auf einer Fläche von 1 □Meter stehend, 15 Meter hoch und oben sehr breit, die Erwartung bedeutend steigert. Sind wir dann in die Felsenstadt eingetreten, so müssen wir in der That über die sonderbaren Naturspiele

staunen. Da fällt uns ein riesiger Steinpilz auf, dort macht uns der Führer auf den Wartthurm aufmerksam, hier auf den heil. Johannes in der Wüste und weiter hinten auf den Bürgermeister mit der Allongeperücke. Stundenlang zieht sich das Felsenlabyrinth dahin, und immer gibt es neue Überraschungen, jetzt einen unterirdischen Wasserfall, dessen Tosen eine überraschende Wirkung übt, darauf einen See, über den wir eine Kahnfahrt machen, und wieder eine Stelle, wo ein schönes Echo erschallt. Manche Partien sind äußerst romantisch, wie die Jesuitengasse, die Wolfsschlucht, das Hochgericht, auch wenn sie nicht mit so sentimentalen, schauerlichen, stimmungsbeabsichtigenden Namen benannt wären. An die Adersbacher Steine unmittelbar anschließend ziehen sich die Weckelsdorfer Felsen dahin, welche erst seit einem

Die Weckelsdorfer Felsen.

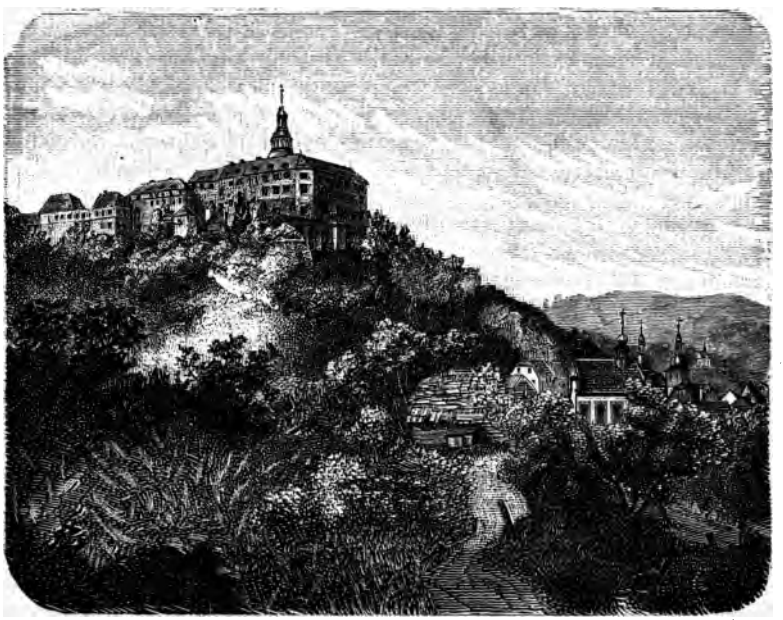
großen Waldbrande von 1824 bekannt wurden. Ähnliche Launengebilde der Natur und ähnliche Namen wiederholen sich hier: das Rebhuhn, der heilige Nepomuk, der Gemsjäger, das Fleischerbeil, die harrende Braut, die betende Nonne, die Todtengasse, das Raubschloss. Das interessanteste ist der Dom, dessen geheimnisvolle Dämmerung die Führer durch veritables Orgelspiel noch wirksamer zu machen suchen. Etwas südwestlich von Weckelsdorf liegt ein anderes Naturwunder, der Steinwald von Radowenz, wo Tausende von urweltlichen Baumstämmen, zumeist Arancanites Schrollianus, durch Einwirkung von Kieselsäure in Stücken von zwei Meter Länge und ein Meter Breite versteinert sind. Übrigens macht man ähnliche Funde bis Neu-Paka. Eine lohnende Fußwanderung durch schönen Wald von Weckelsdorf über

Bodisch und den Hutberg am Faltengebirge bringt uns nach Braunau (5800 Einw.). Es liegt in einem äußerst anmuthigen, rings von Bergen eingeschlossenen, vortrefflich angebauten Thal von etwa drei Stunden Länge und zwei Stunden Breite, einem der schönsten im Lande. Es führt nicht mit Unrecht wegen der rothbraunen Porphyrerde den Namen der braunen Au. Die gewerbthätige Stadt selbst ist fast in der Mitte des Thales auf einem Felsplateau gebaut, an dessen Fuß die Steine dahinrauscht. Das bedeutendste Gebäude ist das imposante Benediktinerstift mit großen Räumen, die zum Theile mit Fresken des baierischen Malers Scheffler geziert sind, und einer prächtigen, fast überladenen Stiftskirche. Es entstand als Filiale des Klosters Břewnow bei Prag im Jahre 1322. An der Südseite der Stadt bezeichnet eine kleine Kirche den Ort, wo sich die Protestanten ein Gotteshaus gebaut hatten, welches der Abt von Braunau 1608 schließen ließ. Infolge dessen und als in Prag die Unruhen ausbrachen, kam es zu einem Aufstande in Braunau, zur Plünderung des Stiftes und zur Flucht des Abtes Zelendar. Erst der westfälische Friede brachte dem Städtchen die alte Ruhe wieder.

Über Merzdorf wenden wir uns, an den Abhängen der Ringelkoppe wieder das Faltengebirge übersteigend, nach dem kleinen Städtchen Politz (2000 Einw.), das außer seinem großen Klostergebäude nichts Bemerkenswertes hat, und benützen von hier die Eisenbahn, welche uns bald nach Nachod (4200 Einwohner) bringt. Das Städtchen, dessen Einwohner Lein- und Baumwollweberei treiben, ist unansehnlich, aber ein imposantes Gebäude ist das Schloss, welches auf einem Bergvorsprung stattlich prangt. Wegen seiner Lage an dem Pass, der übers Gebirge nach Reinerz führt, spielte Nachod stets in Kriegen eine Rolle. In den schlesischen Kriegen des vorigen Jahrhunderts war Nachod ein bequemer Eingangsort für die Preußen und auch 1866 am 27. Juni war die Gegend der Schauplatz eines heftigen Kampfes, der sich am nächsten Tage westlich gegen Skalitz zog und am dritten bei dem Dorfe Schweinschädel wiederholte.

Südöstlich vom Pass von Nachod beginnt wieder ein Zug aus Gneis- und Glimmerschiefer, dessen Kamm bis zu den Quellen der wilden Adler die Grenze bildet und nach der majestätischen abgerundeten Hohen Mense (1080 Meter), deren Aussicht leider verwachsen ist, benannt wird. Von der Senke bei Friedrichswald ab, einem Dorfe an den südlichen Abhängen der ebenfalls keine Aussicht gewährenden Deschnayerkoppe (1098 Meter), läuft die Grenze mit der Adler (Erlitz), und der Zug des Adler- oder Erlitzgebirges, auch Böhmischer Kamm genannt, fällt ganz auf österreichischen Boden. Gegen Südosten sich senkend, bietet er außer dem Friedrichswalder noch drei Übergänge nach Preußen: bei Kronstadt, Ottendorf und Batzdorf. Der wichtigste Pass ist indessen, durch den die Nordwestbahn von Wichstadtl nach Mittelwalde führt. Wollen wir von diesem Pass die Grenze *verfolgen, die wieder* eine scharfe Wendung nach Nordosten macht, so müssen

wir über ein hohes Trümmerfeld mit wackelnden, klappernden Steinen, daher Klappersteine genannt (1099 Meter), weiter über den kleinen Schneeberg mit seinen Lauterbacher Felsen oder weißen Steinen zur Glimmerschiefermasse des Großen oder Spieglitzer Schneebergs steigen, der auf seiner 1424 Meter hohen gewölbten Fläche die Grenzsäule dreier Länder: der Grafschaft Glatz, des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren, trägt. Die Aussicht von oben ist leider kein umfassendes Panorama; wer in der Mitte der Flachkuppe steht, hat eigentlich gar keine Aussicht; die Berghöhe erscheint ihm wie eine Insel im Luftocean, aber von den Rändern der



Nachod.

Fläche genießt man allerdings die reizendsten Blicke in die Ferne. Vom Schneeberg wendet sich die Landesgrenze wieder südlich in der Thalschlucht der March gegen Grulich (2900 Einwohner). Das Städtchen, gewerbfleißig wie die ganze Gegend selbst, hat nichts Merkwürdiges, aber in der Nähe liegt auf dem Muttergottesberge (722 Meter) ein interessantes Servitenkloster, zu dem ein gepflasterter Weg und endlich 7mal 7 Stufen führen. Von den Thürmen des Klosters, das sich übrigens nur einigemal im Jahre öffnet, gewährt das schmale, durch den Schneeberg abgeschlossene Marchthal einen prächtigen Anblick.

In Grulich bietet sich uns zur Weiterreise wieder die Eisenbahn. Rasch geht es im Thal der stillen Adler bei Wichstadtl vorbei bis Geiersberg, wo sich der Schienenweg nördlich zur wilden Adler wendet. Bei dem industriereichen und durch die Sternwarte des Schlosses bekannten Senftenberg (3600 Einwohner) erreicht er den Fluss, dessen Ufer wie aufgemauert emporstehen. Der Schlossthurm von Reichenau, die Kirchenspitzen von Kosteletz, Tinischt, Hohenbruck fliegen an uns vorbei, das Thal erweitert sich, der Zug dampft zwischen den üppigen Feldern der „goldenen Ruthe" und die Schaffner rufen: Königgrätz! Uns klopft das Herz bei dem Namen und voll trüber Erinnerungen gehen wir vom Bahnhofe über die Elbbrücke zur Stadt, die in der Gabelung zwischen der Adler und der Elbe liegt, so dass man leicht sieht, wie die ganze Gegend im Nothfalle unter Wasser gesetzt werden kann. Breite Gräben und mächtige Erd- und Mauerwälle umgeben die alte, schon 1055 ansehnliche Stadt (jetzt 6100 Einw.), da der frühere Witwensitz der böhmischen Königinnen (eigentlich Königingrätz) nach dem siebenjährigen Kriege zu einer starken Festung verwandelt worden war. Doch sieht es jetzt trotz Casematten und Kasernen ziemlich friedlich darinnen aus, weil der Ort als Festung aufgelassen wurde. Die vornehmsten Gebäude sind nunmehr der Arbeit des Friedens bestimmt, ein bischöfliches Alumnat zur Heranbildung böhmischer Geistlichkeit, ein Gymnasium, eine Realschule und Lehrerbildungsanstalt zur Erziehung der Jugend. Bemerkenswert ist wohl die große Kathedrale vom Jahre 1302, welche eine Zeitlang hussitisch war und die Leiche Zischkas barg, ehe dieselbe nach Tschaslau übertragen wurde. Doch jedes historische Interesse wird überboten durch die Erinnerung an den für unser Vaterland verhängnisvollen 3. Juli 1866, an dem sich hier über 400.000 Krieger in mörderischem Kampfe entgegenstanden und 7722 von beiden Seiten ihr Leben verloren. Wollten wir das Schlachtfeld begehen, das sich auf dem hügeligen Terrain westlich der Stadt stundenweit hindehnt, so müssten wir über Wschetar auf der Gitschiner Straße gegen Chlum und Sadowa wandern, kleinen Dörfern, die seitdem weltberühmt wurden — doch weiter! Wir wollen lieber im Thale der Eisenschienen bleiben und bei der Betrachtung des regen Lebens, das an ihnen pulsiert, uns des Aufschwungs freuen, den Österreich seit jenem Prüfungstage genommen. Unser Vaterland hat schon öfter Schicksalsschlägen zu trotzen gehabt, noch keiner hat es zu schwächen vermocht.

Durch fruchtbare Gefilde, immer am rechten Ufer der Elbe, an dem unbedeutenden Smiřitz vorbei führt die Nordwestbahn nach Josefstadt, der schönsten Festung Österreichs in ihrer regelmäßigen Gestalt eines Achteckes. 1780 stand hier nur ein Dorf Pleß, das weichen musste, als Josef II. zur Sicherung des Überganges Reinerz-Nachod eine Festung zu bauen begann, die heute etwa 2500 Einwohner zählt und in der Ferne nur durch die *wagrechten Linien* der Wälle und eine senkrechte Linie, den Kirchthurm, markiert

ist. Älter und belebter als der genannte Waffenplatz ist, eine halbe Stunde nördlich, an der Aupamündung, das auf einem Hügel liegende, von den Taboriten 1421 heimgesuchte Jaromieř (6500 Einw.) mit einer ansehnlichen Pfarrkirche und einer großen Eisenbahnbrücke über die Elbe. Von Jaromieř weiter nordwärts strebt die Bahn wieder dem Gebirge zu und vor der Station Königinhof bietet sich uns über das grüne saftige Thal der Elbe hinweg ein liebliches Bild, dem der Königreichwald im Norden und noch weiter die Kämme des Riesengebirges einen kräftigen Hintergrund geben. Königinhof (6800 Einwohner), einst als Chwojnow und Dwur ein Landsitz der Přemysliden, unter Sobieslaw I. im 12. Jahrhunderte als Waffenplatz gegen die Einfälle der Polen befestigt, ist eine vielgenannte Stadt, nicht wegen der Industriethätigkeit der Bewohner, aber wegen der „Königinhofer Handschrift," deren Name mit dem Wenzel Hankas innig verknüpft ist. Hanka war 1791 in Hořenowes bei Smiřitz geboren, wurde infolge Anregung von Seiten Dobrowskys ein eifriger Erforscher der altslavischen Sprachen, erhielt 1820 die Stelle eines Bibliothekars am böhm. National-Museum und starb 1861. Im Februar 1818 kündigte er im zweiten Theil seiner Starobylá Skladanie an, dass er am 16. September 1817 hinter einem Schrank des Kirchthurmgewölbes in Königinhof 12 Pergamentblätter als Reste eines größeren Buches, einer Sammlung alttschechischer Poesien, gefunden hätte.

Der Inhalt der Fragmente besteht theils in epischen, theils in lyrischen Gedichten. Von den ersteren soll Záboj nach Komárek um 806, Čestmír um 830, Jelen im 9. Jahrhundert, Oldřich um 1004, Zbyhoň um 1100, Beneš etwa 1203, Jaroslav nach 1264, Ludiše nach 1270 gedichtet worden sein. Die kleineren lyrischen: „der Kuckuck," „die Erdbeeren," „die Rose," „das Sträußchen," „die Lerche," „die Verlassene" sollen zum Theil erst dem 13. Jahrhundert angehören. Die Bedeutung des Fundes für die tschechische Literatur und für das nationale Selbstbewusstsein der Tschechen musste sofort klar werden, Hankas editio princeps 1818 (auf dem Titelblatte 1819) wurde mit großem Jubel aufgenommen, die Gedichte erfreuten sich zahlreicher Commentare und Übersetzungen. Doch ist die Echtheit der Königinhofer Handschrift, die gegenwärtig im Prager Museum aufbewahrt wird, von vielen Seiten bezweifelt worden und der Streit hierüber ist auch heute noch nicht entschieden.

Eines der Königinhofer Lieder apostrophiert die dunklen Miletiner Wälder. Durch sie, die freilich schon recht gelichtet sind, ziehen wir auf guter Landstraße nach dem ehemaligen Gute des deutschen Ordens Miletin, wo der Dichter und Märchenerzähler Karl Jaromir Erben (1811—1870) geboren wurde, und über Hořitz, das Obst- und Flachsbau treibt, zur Station Wostromieř, von wo uns die Bahn in einem kleinen Stündchen nach Gitschin führt. Schon bei Konetzchlum öffnet sich ein wundervolles

Thal. Links gegen Süden bis auf zerstreute Hügel liegt es offen, südwestlich erhebt sich der schöne Kegelberg Welisch, einst ein fester Sitz der Waldsteine, weiter westwärts die Lorettohöhe mit kleiner Kapelle oben und dem Schlick'schen Schlosse Wokschitz zu Füßen, und dann dehnen sich Wälder, zwischen denen die stattliche Kirche von Wostružno schimmert, bis zu den grotesken Felsenspitzen bei Prachow und Bochow dahin. Nach Norden zu erblickt man die ehemalige Karthause Walditz, die Felsenreihe des Tabor mit großer Wallfahrtskirche, bei Eisenstadtel halb vom Wald verdeckte Trümmer der hohen Kumburg, unfern davon die Reste der Burg Bradletz, endlich gegen Osten zu Radim mit Schloss und Kirche, das alte Dorf Lužan und der Trauttmannsdorfe Schloss Kamenitz. Nahe der Stadt, die in der Mitte des Thales liegt, fesselt das Auge besonders der spitze, fast zuckerhutförmige Basaltfels des Zebin, von dem der Volkshumor erzählt, es sei das ein Sandkorn, das dem Satan auf einer Weltreise in den Stiefel gerieth und hier als lästig von ihm herausgeschüttelt ward. Die Stadt Gitschin selbst (7500 E.), deren Hauptbedeutung heute im Getreidehandel liegt, ist wohlgebaut, aber nicht ansehnlich. Das größte Gebäude bildet die Südseite des Marktplatzes: das Schloss des Herzogs von Friedland, der es 1623—1630 erbauen ließ und zu seiner Hauptresidenz bestimmte. Doch nur nach der ersten Abdankung residierte er da. Sein glänzender Hofstaat zählte damals über 800 Personen mit 1000 Pferden, worunter 30 seine Leibrosse waren. 50 Trabanten hielten Wache vor dem Schloss, 6 Kämmerer, Edelleute vornehmer Abkunft, hatten täglich Dienst und außerdem eine große Anzahl Edelknaben in blauem Sammt mit Roth und Silber. In späterer Zeit wurde Gitschin infolge des Abschlusses der Allianz zwischen Franz I., Russland und Preußen im Sommer 1813 gegen Europas Feind und im Jahre 1866 wegen des Gefechtes vom 29. Juni genannt. Von Gitschin leitet uns das Thal der Zidlina zwischen frischem Wiesengrün und lachenden Feldern nach dem kleinen Städtchen Smidař (2000 Einwohner) und nach dem durch Rübenzuckerfabrication blühenden Neu-Bydschow (6700 Einwohner), welches eine Colonie des etwas nordwestlich gelegenen, angeblich von Byd, einem Sohne Slawimils von Kouřim, 763 erbauten Burgfleckens Alt-Bydschow ist. Nicht weit südwärts liegt im selben Flussthal zwischen Teichen, von denen der Schehuner ziemlich groß ist, von Hügeln umgeben, Chlumetz (3900 Einwohner) mit Industrie, Obst- und Getreidebau und überragt von dem imposanten Schloss, das nach seiner Gestalt und seit einem Besuche Karls VI. vom Jahre 1723 den Namen Karlskron trägt. Nach kurzer Fahrt an den Abhängen des Banberges erreichen wir die weite obstreiche Ebene der Elbe, in deren Mitte das von Obstbau und Leinweberei sich nährende Städtchen Podiebrad (4500 Einwohner) liegt. Einen großartigen Anblick gewährt das mächtige Viereck des Schlosses, dessen Südseite die Fluten der Elbe bespülen, während es nach den andern Seiten von tiefen Gräben geschützt ist. Über den vierstöckigen Bau erhebt

sich noch ein massiver hoher Thurm. Im 14. Jahrhundert gehörte es dem Boczek von Kunstadt, der sich den Namen Podiebrad beilegte, und ihm folgte der aus den Hussitenkriegen als tapferer Krieger bekannte Gegner Siegmunds, Hynek von Kunstadt. Sein Sohn war der berühmte Georg von Podiebrad, der 1420 in Hořowitz, südlich von Beraun, geboren wurde, 1448 bis 1453 während der Minderjährigkeit des Königs Ladislaw Posthumus Reichsverweser war und 1457 nach des letzteren Tode zum König gewählt wurde. Als er starb (1471), verkauften seine Söhne Podiebrad an König Wladislaw. So wurde die Herrschaft Krongut. — Eine Stunde südöstlich an der Zidlina liegt das Dorf Libitz, der Sage nach von Libuscha begründet, und der Geburtsort des heil. Adalbert (Wojtiech), der hier 939 als Sohn des mächtigen Herzogs Slawnik zur Welt kam, 983 Erzbischof von Prag wurde und 997 den Märtyrertod unter den Preußen fand. Sein Leichnam wurde in Gnesen bestattet, wohin Otto III. eine Wallfahrt unternahm, aber schon 1039 von Břetislaw I., dem böhmischen Achilles, feierlich nach Prag gebracht. Nach kurzer Bahnfahrt Elbabwärts grüßt uns der ehrwürdige Kirchthurm von Nimburg (5300 E.). Die dunkeln Reste der Stadtmauern und Thore, das Rathhaus und andere Gebäude zeugen vom Alter des Städtchens, dessen Erbauung sich im Dunkel

Leitmeritz. (Text Seite 114.)

der Zeit verliert; Chroniken geben das Jahr 779 an. Wenzel II. erweiterte es und begann auch 1282 den Bau der schönen Dechanteikirche zu St. Egidi, welche leider wegen Baufälligkeit 1846 einen ihrer Thürme verlieren mußte. Im Hussitenkriege und in dem dreißigjährigen litt Nimburg furchtbar durch den Feind. Auch 1757 sah es einen Feind, aber einen geschlagenen. Am 18. Juni spät abends saß hier auf einer Brunnenröhre Friedrich II. und gönnte sich einige Rast auf seiner Flucht von Kolin, während an ihm die geschlagenen Regimenter und die decimierte Garde mit eingerollten Fahnen und gedämpftem Trommelschlag vorbeizogen. Bei Nimburg verlassen wir wieder die Elbe und erreichen nach einigen unbedeutenden Stationen die ansehnliche Kreisstadt Jungbunzlau (9700 Einwohner) an der Iser. Sie ist wie das ganze nordöstliche Böhmen reich an Fabriken für Baumwollwaren, Rübenzucker, und die zahlreichen Juden, welche ehemals einen eigenen Stadttheil bewohnten, treiben Getreidehandel. Die Stadt entstand um das 973 erbaute Schloss Boleslaws II., welches jetzt als Kaserne dient. Im dreißigjährigen Kriege wurde Jungbunzlau ganz zerstört. In dem nahen Kosmanos ist eine weitberühmte Baumwollfabrik. Verfolgen wir die Landstraße an der Iser, so berühren wir das Städtchen Neu-Benatek, in dessen altem Schlosse Tycho de Brahe seine astronomischen Beobachtungen machte, und gelangen bei Altbunzlau (3500 Einwohner) an die Elbe. Hieher, wo der heil. Wenzel von seinem Bruder Boleslaw 935 ermordet wurde, ziehen jährlich zahlreiche Wallfahrer. Durch eine Brücke ist das Städtchen mit dem am linken Elbeufer liegenden Brandeis (3900 Einw.) verbunden, einer der ältesten Städte des Landes, schon 941 von Boleslaw I. erbaut. Rudolf II. stellte das 1552 abgebrannte Schloss wieder her und erweiterte es bedeutend. Südlich von der Stadt an der Prager Straße liegen in flacher Gegend die Ruinen des ehemals sehr festen Innstein, welches dem alten mächtigen Geschlechte der Innsteine, Abkömmlinge der Wlaschim, gehörte. Von dem östlich gelegenen Städtchen Lissa (4000 Einwohner) mit schönen Schlossanlagen und Fabriken bringt uns die Bahn zurück nach Prag.

6. Das südöstliche Land.

(Kolin. — Tschaslau. — Kuttenberg. — Chrudim. — Pardubitz. — Landskron. — Das böhmisch-mährische Grenzplateau. — Deutschbrod. — Ledetsch. — Sazawa. — Der Blanik. — Tabor. — Neuhaus. — Das Gratzner Bergland. — Budweis. — Frauenberg. — Pisek. — Die Brdyberge. — Königsaal.)

Wir verlassen Prag neuerdings, um den Südosten des Landes kennen zu lernen, wozu sich uns zunächst am besten die Staatsbahn eignet. Zwischen dem Zischkaberg und Karolinenthal, wenn wir aus dem Staatsbahnhofe ausfahren, kommen wir durch flaches, fruchtbares Ackerland, reich besetzt mit Gehöften, Dörfern und überragt von dampfenden Fabriksschloten bei Station Biechowitz und Auwal nach dem mauerumschlossenen Böhmisch-Brod (3800 Einwohner), dessen Einwohner sich wie sonst in den tschechischen Städtchen meist vom Feldbau nähren. Schlagen wir die nach Süden führende Straße gegen Schwarzkosteletz ein, so sind wir auf den Gefilden, wo der Hussitenkrieg mit der Niederlage der Taboriten endete. Schwarzkosteletz (3200 Einwohner) treibt Handel mit Holz aus den großen Wäldern der Umgebung und hat eine Zündhölzchenfabrik. Über das Städtchen Kouřim (3200 Einwohner) mit reichem Landbau, das vormals ein eigenes Herzogthum bildete, bis es durch den Prager Herzog Neklan eingezogen wurde, gelangen wir zur Elbe und wieder zur Bahn bei Kolin (11.600 Einwohner). Die Stadt ist ein wichtiger Knotenpunkt der böhmischen Eisenbahnen und nimmt auch industriell einen hervorragenden Platz ein durch seine Ölfabriken, Kunstmühlen, Bier- und Brantweinbrennereien. Auch die fruchtbare Umgebung ist rühmlichst bekannt durch vortreffliches Obst, Gemüse und besonders den guten Meerrettig (Maliner Kren). Die Stadt hat von außen und in einzelnen Theilen ihres Innern ein alterthümliches Aussehen; interessant ist die frühgothische Hallenkirche des heiligen Bartholomäus aus dem 13. Jahrhundert mit romanischem Querschiff und reich gothischem Chor von Peter Arler, und einem frei stehenden Thurme aus dem 16. Jahrhundert.

Historisch berühmt ist Kolin durch den glorreichen Sieg des österreichischen Marschalls Daun über den bis dahin unbesiegten Friedrich II. am 18. Juni 1757. Die Österreicher standen in vortrefflicher, durch Schluchten und Sumpfland gedeckter Stellung bei Křetschhoř, Chotzenitz und Boschitz. Vergebens suchte Friedrich den Gegner aus seiner günstigen Position zu locken, der besonnene Daun rührte sich nicht. Da ließ Friedrich von dem durch ein Denkmal bezeichneten Friedrichshügel bei Kolin das Zeichen zum allseitigen Angriff geben. Um die Österreicher auf ihrem rechten Flügel bei Křetschhoř zu umgehen, schickte er Hülsen und Ziethen ab, denen auch die Erstürmung des Dorfes gelang. Aber jetzt befahl Friedrich Hülsen halt und ließ die Fronte Dauns angreifen. Die österreichische Infanterie schoss indessen

von ihren Höhen wie auf dem Exercierplatze und die Artillerie warf ein Bataillon der stürmenden Preußen nach dem andern zurück. Als nun der sechste Angriff derselben abgewiesen war und auch die Colonnen Hülsens, der von Friedrich auf dem rechten Flügel der Österreicher ohne Unterstützung gelassen worden war, in Unordnung geriethen, sah Friedrich die Gefahr und in höchster Aufregung mit den berühmten Worten: „Wollt ihr denn ewig leben?“ suchte er mit einigen zusammengerafften Reiterhaufen zum siebentenmal selbst zu stürmen, aber umsonst — die Flucht seines Heeres war nicht mehr zu hemmen. Fast sinnlos vor Zorn gab der König seinem Pferde die Sporen und ritt allein gerade auf eine österreichische Batterie zu, mit Gewalt musste ihn sein Gefolge zurückhalten. Mit finsterer Miene sah er seine Garden todt daliegen und Thränen traten in seine Augen. Darauf wechselte er das Pferd und galoppierte, nur von einer Compagnie seiner Garde begleitet, gegen Nimburg, während Moriz von Dessau die Trümmer des geschlagenen Heeres sammelte. 22 Fahnen, 45 Kanonen und 8000 Gefangene fielen den Siegern in die Hände und Maria Theresia gründete zur Erinnerung an den glorreichen Tag den Maria Theresien-Orden. Daun war der erste, der das Großkreuz desselben empfieng. Durch Dauns Sieg war die Niederlage gerächt, die nur wenige Stunden von Kolin, bei Chotusitz, Karl von Lothringen 1742 erlitten hatte. Schon war die preußische Reiterei geworfen und das Fußvolk fieng an zu weichen, da zerstreute sich die österreichische Cavallerie zu früh, um Beute zu machen, Friedrich raffte seine Kräfte zusammen und behauptete im erneuerten Angriff das Feld. Doch zog sich Karl in voller Ordnung zurück. Die Folge des verlorenen Sieges war freilich für die Kaiserin der Verlust Schlesiens.

Diese Entscheidungsschlacht des ersten schlesischen Krieges führt auch den Namen von Tschaslau (7200 Einwohner), das ein Stündchen südlich in fruchtbarer Ebene liegt, und in dessen Kirche der Leib Zischkas († 1424) ruhte, bis 1623 auf Befehl Ferdinands II. seine Reste entfernt wurden. Eine altberühmte Stadt ist zwischen Tschaslau und Kolin: Kuttenberg (13.400 Einwohner). Heute ernähren sich die Bewohner von Obst-, Gemüsebau und Industrie, vorzeiten aber waren sie reich durch ihre Silberschachte. Wann die Stadt erbaut wurde, weiß die Geschichte nicht zu sagen, nur dass unter Wenzel I. Kuttenberg schon eine ansehnliche Stadt war; aus ihrem Namen bildete sich aber freilich leicht die Gründungssage. Ein Sedletzer Mönch Anton soll 1237 auf einem Spaziergange in diese waldreiche Gegend gekommen sein und sah plötzlich, wie er sich ausruhend niedersetzte, aus einem Berge drei Silberruthen hervorwachsen. Sofort warf er seine Kutte über das köstliche Wunder, eilte nach dem Kloster und drauf wurde nach Silber gegraben. Nüchternere Etymologen leiteten das Wort Kuttenberg von kutten (graben) oder vom tschechischen kutiti (wühlen) ab.

Jedenfalls war das Bergwerk unter Ottokar II. und Wenzel II. in seiner Blüte. Der Ruf von den dort zu findenden Schätzen drang in ferne

Länder und da den Knappen auch noch Privilegien ertheilt wurden, so strömten von allen Seiten Glücksritter, um leicht reich zu werden, wie später nach Amerika und Australien, nach Kuttenberg. Freilich, da sich hier die Hefe aller Länder zusammenfand, so war das Leben in der Bergstadt nicht immer sehr erbaulich und dem Königsaaler Chronisten erscheint sie wie ein zweites Sodom. Im Jahre 1300 wurden hier von Florentiner Münzern die ersten Silbergroschen geprägt, die sogenannten böhmischen Groschen; die Münzstätte, la corte italica, der welsche Hof, ist noch erhalten. König Johann, immer in Geldverlegenheit und daher viel auf die Urburer und Münzmeister Kuttenbergs angewiesen, befreite die Knappschaft von der Unterstellung unter das Iglauer Berggericht und gab ihnen ein eigenes. In den Hussitenwirren begann der Verfall der bedeutenden Stadt. Die Kuttenberger waren ihrem Könige und der alten Religion treu geblieben und litten daher schwer, als Zischka 1421 diesen „Geldbeutel des Antichrist," wie er sagte, in die Hand bekam. Zischka zog zwar ab, als Siegmund heranrückte, dafür verbrannte sie aber dieser König selbst, um sie dem Feinde unzugänglich zu machen. Seitdem erholte sich Kuttenberg nicht mehr. Die Wasser giengen auf, die Tiefsten konnten nicht mehr bewältigt werden und wurden verlassen, und als man das unverritzte Feld versuchte und neue Mittel fand, so fehlte das nöthige Geldcapital zur Betreibung des Baues, dazu kam Hader und Zwist zwischen den Gewerken und ihren Beamten und eine Zeche nach der andern gieng ein. Wie großartig das Bergwerk war, zeigt die Berechnung des Grafen Sternberg, der die Ausbeute von 1240—1620 auf 6,440.000 Mark Silber berechnet; von 1620 bis 1800 wurden aber nur mehr 1,090.000 Mark gewonnen, und seitdem wird bloß nach Kupfer und Blei gesucht.

Das Žischka-Denkmal.

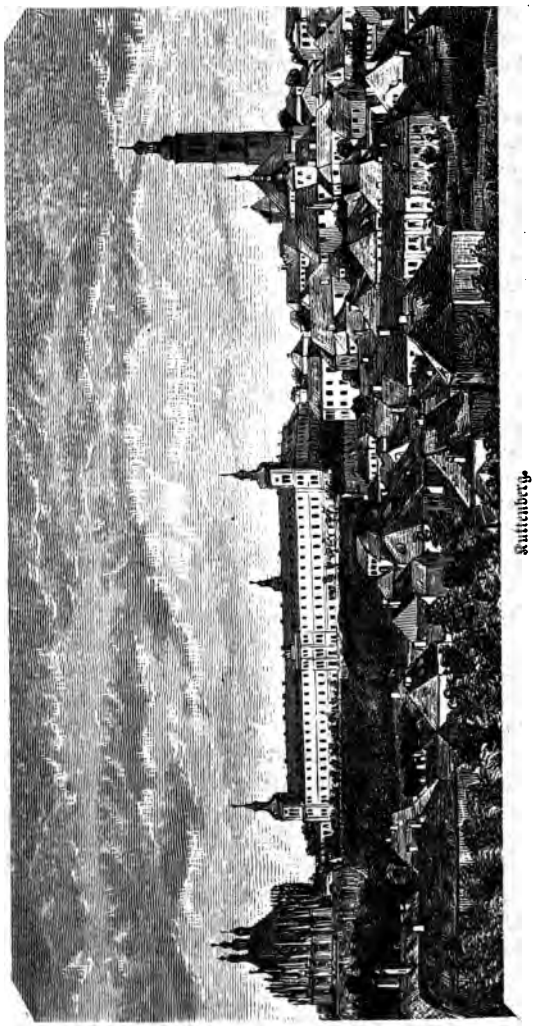
Die Stadt hat noch einen gewissen Glanz in ihren vielen Thürmen und Prachtbauten behalten, die an ihren ehemaligen Reichthum erinnern. Eine ihrer ersten Zierden ist die Sanct Barbarakirche. Weithin sichtbar ragt sie an der Südseite der Stadt, frei auf einer Anhöhe ober dem Bache Wrchlitze stehend. Der freie erhöhte Standpunkt läßt das aus lauter Quadern

in reicher Ornamentik ausgeführte Werk doppelt imposant erscheinen, ein Wald von Pfeilern und Spitzbogen umgibt den Grundbau. Ohne Zweifel diente der Veitsdom in Prag dieser Kirche zum Vorbilde; leider aber stört die Harmonie der Umstand, dass so verschiedene Meister, wie Benedict von Laun, Matthias Rejsek, Nikolaus an dem Baue Proben ihrer Kunstfertigkeit gaben und allzuviel des Zierats hinzuthaten. Am meisten zu bedauern ist, dass das große, schöne Werk, wie soviele seinesgleichen, unvollendet bleiben musste. Als im Jahre 1548 in die Tiefsten am Esel, dem reichsten Gang Kuttenbergs, Wasser eingedrungen war, ließ man den 1300 begonnenen Bau wegen Mangels an Geldmitteln stehen. Außer der Barbarakirche hat die Stadt noch eine Reihe interessanter Bauten, so das Jesuiten-Collegium, das Münzhaus und das steinerne Haus. Von den früheren 15 Kirchen bestehen noch 9. Die Umgebung ist eine der anmuthigsten in Böhmen. Von herrlichen Alleen durchschnitten, mit Städten und Dörfern besäet, von Höhen umkränzt, aus deren dunkelgrüner Belaubung viele Villen und Häuschen weiß und roth durchschimmern, bietet die Landschaft ein Gemälde des Stillebens, das durch reiche geschichtliche Erinnerung an Reiz noch gewinnt. Besonders von dem nördlich gelegenen Hügel Gang, bei dem gleichnamigen Bergstädtchen, wo ein Denkmal an die Opfer eines Kampfes gegen die Hussiten erinnert, ist die Aussicht umfassend. Man sieht unter zahllosen Dörfern die Städte Kolin und Tschaslau, zwischen beiden mitten im ausgedehnten Park das im antiken Stil erbaute schöne Schloss Choteks, Neuhof.

Berühmt im 16. Jahrhundert war im Lande der Kuttenberger Componist Johann Simonides, dessen Tod 1587 die Dichter besangen. Ein Kuttenberger ist auch der 1803 geborne Johann Erasmus Vocel († 1871), der Dichter der „Přemysliden," des Liederkranzes „Schwert und Kelch" und des „Labyrinths des Ruhmes." Als Professor der tschechischen Archäologie bearbeitete er auch die Urzeit des Landes Böhmen. In Kuttenberg starb 1739 der in Prag 1668 geborne Historienmaler Peter Brandel, dessen Bilder: „Die Taufe Christi" in der Metropolitankirche zu Prag und „Die sterbende Maria Magdalena" zu Mainz hohe Berühmtheit erlangten. Kořinek, der älteste Chronist Kuttenbergs (1675), ließ sich durch die Ähnlichkeit des Namens verleiten, den Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Gensfleisch von Guttenberg, für einen Sohn der Bergstadt auszugeben und meinte, der später so berühmte Mann sei vor den Hussiten nach Straßburg geflohen und dann nach Mainz gezogen. Leider nahmen diese Fabel noch vor wenigen Jahren ernste Männer für bare Münze.

Kuttenberg dürfen wir nicht verlassen, ohne das ganz nahe gelegene Sedlez und dessen Marienkirche, die größte des Landes, zu besehen, denn keine Kirche erfreut sich in Böhmen einer ähnlichen Berühmtheit, keine steht *in der* Phantasie des Volkes erhabener da, als diese. Freilich sind heute *nur mehr die Grundmauern* und die Pfeiler des vielgepriesenen ursprünglichen

Baues erhalten und die großartigen Verhältnisse der fünfschiffigen inneren Halle mit sieben Seitenkapellen gewähren, da die Restauration langsam vorschreitet und die Decorationsreste mangelhaft sind, den Eindruck der Öde. Die Wölbungen, Fenster und Ornamente stammen fast alle aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und sind in jenem barocken gothischen Stile, der die damalige Baukunst in Böhmen charakterisiert. Imposant ist das kolossale Fenster ober dem Portal, über 12 Meter hoch, aus 4830 Scheiben bestehend, von denen eine durch ihre Inschrift besagt, dass sie von einem Bettler um einen ihm geschenkten Heller gekauft worden ist. Inmitten des Friedhofes steht noch eine Allerheiligenkirche, die eine merkwürdige Ausschmückung enthält. In der Krypta sieht man Säulen, Pyramiden, Guirlanden, Altarleuchter und dergl. aus gebleichtem Menschengebein, welche der Sage nach „der blinde Jüngling" zusammengestellt, in der That aber ein Laienbruder des Klosters Sedletz, Baugut, 1661 geordnet hat. Sedletz ist das erste Kloster der Cistercienser in Böhmen und wurde von Miroslaw, einem reichen Ritter, 1143 an der Stelle gegründet, wo er



Kuttenberg.

im Walde, den Kopf auf einen Sattel (sedlo) gelehnt, von der Jagd ausruhte und eine heilige Vision hatte.

Das Vermögen und die Pracht des schon vom Gründer überreich ausgestatteten Klosters wuchsen ins Unglaubliche, besonders als um 1300 der Abt Heinrich II. etwas Erde von Golgotha bringen und feierlich auf dem Gottesacker aussäen ließ. Da wurde der Sedletzer Friedhof von Tausenden Gläubigen aus Nah und Fern als Begräbnisstätte gewählt, und der Königssaaler Abt Peter von Zittau erzählt uns, dass 1318 während einer Epidemie 30.000 Menschen daselbst beigesetzt wurden. Von den Reichthümern des Klosters erzählt sich das Volk noch Fabelhaftes. Die Apostel sollen lebensgroß aus reinem Silber, Christus aber aus Gold daselbst vergraben sein und eine herrliche Monstranz, die man 1702 zufällig fand, bestätigt ihm die Richtigkeit des Glaubens. Seit den Hussitenkriegen schwand aber die Herrlichkeit des Stiftes, die Kirche wurde sogar zerstört; die Sage erzählt, gegen den Willen Zischkas, der das herrliche Denkmal böhmischer Kunst erhalten wissen wollte. Er ließ verkünden, wer den ersten Feuerbrand in die Kirche geworfen, solle sich melden, er werde ihm eine bestimmte Summe Goldes geben. Der Thäter stellte sich und der ergrimmte Feldherr ließ ihm das versprochene Gold geschmolzen in die Kehle gießen. Freilich weiß die Geschichte weder von dem Interesse des Taboritenhäuptlings an Kunstbauwerken, noch von dieser Grausamkeit etwas, ja er war gar nicht bei der Zerstörung des Stiftes zugegen. 1783 wurde das Stift von Kaiser Josef II. aufgehoben, die Kirche verfiel, bis 1854 eine Restauration in Angriff genommen wurde.

Westlich von Kuttenberg liegt in hübscher Gegend Elbeteinitz, die Heimat des allbekannten Polkatanzes. In den Dreißiger-Jahren tanzte hier ein Mädchen eines Sonntags zu seinem Vergnügen einen selbsterfundenen Tanz und sang dazu eine passende Melodie; der Ortslehrer Neruda setzte diese in Noten und so entstand die Polka. 1835 war sie schon in Prag bekannt, 1840 kam sie durch Tanzmeister Raab, der sie auf dem Odeontheater tanzte, nach Paris und machte dann die Runde durch die Welt. Auch die Polka tremblante soll ein tschechischer Tanz sein, der Třasák.

Weil die Bahnroute zunächst durch die Elbebene keinen Reiz bietet, wenn wir nicht etwa das große Pferdegestüt Kladrub besichtigen wollen, so ziehen wir es vor, über Neuhof, Chotusitz längs der Gangberge, die von der Elbe bis Wojnowmiestetz streichen, südlich in das Thal der Doubrawa zu wandern. Das rasche, im Frühjahre anschwellende Flüsschen hat eine weitgedehnte lachende Flur zerrissen und steile Gehänge eingewühlt, die wieder von tiefen Schluchten durchbrochen sind. Zwischen der Lowutiner Schlucht und dem Höllenthal sehen von schroffer Höhe herab die Ruinen der berühmten Lichtenburg, des Sitzes eines längst verschollenen Dynastengeschlechtes, und weiter die wohlerhaltene giebel- und thurmreiche Burg Zleb, die etwa im 13. Jahrhundert von einem Zweige

der Lichtenburger erbaut, heute im Besitze der Familie Auersperg ist. Der Alterthumsfreund kann sich tagelang an der Betrachtung des aus verschiedenen Perioden der Gothik, der Renaissance und der Vorliebe für eine Art Alhambramanier herrührenden An- und Umbaues, an der Besichtigung der archäologischen Schätze im Innern weiden, der Freund der Natur an den hübschen Ausblicken ins Thal hinab und in die Ferne.

Bei Podhrad führt uns die Straße nach Heřmanmiestetz (4600 Einwohner) und nach Chrudim (11.700 Einwohner) am rechten Ufer der Chrudimka. Die Stadt, schon 1055 erwähnt, lebhaft durch Bier- und Brantweinbrennereien, Papierfabrication und Zündhölzchenerzeugung, sonst aber ein ackerbautreibender Ort, hat einen unvergänglichen Namen als Geburtsstadt des Erfinders der Dampfschraube. 1793 kam Josef Ressel hier zur Welt, studierte in Wien und Mariabrunn, wurde 1817 Revierförster in Krain und endlich Marine-Intendant in Triest. Sein reger Geist war fortwährend mit Erfindungen beschäftigt und schon 1812 hatte er eine Zeichnung entworfen, wie man Schiffe mittels der archimedischen Schraube bewegen könne. Ein in Triest 1829 unternommener Versuch gelang zwar nicht ganz, weil der Dampfkessel beschädigt wurde und die Polizei verbot eine Wiederholung desselben; aber findige Fremde brachten Ressels Gedanken nach Frankreich und England, erwarben dort das Patent für die wichtige Erfindung, prellten den gutmüthigen Ressel um seinen Antheil am Gewinn und hätten ihn fast auch um den Ruhm seiner Urheberschaft gebracht. Ein Denkmal vor dem Polytechnikum in Wien ehrt das Andenken des bescheidenen Mannes, der 1857 starb.

Peter Brandel.

Eine Station nördlich liegt Pardubitz (10.300 Einw.), Knotenpunkt der Staatsbahn und der südnorddeutschen Verbindungsbahn, eine bedeutende Industriestadt und bekannt durch die großen Pferderennen, zu denen sich der böhmische Adel alljährlich zusammenfindet. Die Stadt, von Wall und Mauern umgeben, zeigt im Innern ein alterthümliches Gepräge, hat manche interessanten Gebäude, besonders stattliche Thore und außerhalb derselben ein altes Schloss aus dem 14. Jahrhundert.

Einer von seinen Herren, Smil von Pardubitz, errang für die tschechische Literatur Bedeutung. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, doch wird er 1395

als Mitglied des Herrenbundes gegen Wenzel IV. erwähnt und fand in einer Fehde mit Kuttenberg 1403 den Tod. Seine Bildung wird durch seine Würde eines Baccalaureus der Prager Universität beleuchtet, sein Andenken ist durch fünf Werke gesichert, von denen die Sammlung tschechischer Sprichwörter und „Der neue Rath" besonders wichtig sind. Die letztere Dichtung, wahrscheinlich als Rath für den jungen König Wenzel bestimmt, führt 44 Thiere auf, die dem jungen Löwen, der nach dem Hinscheiden seines Vaters zur Regierung gelangt, rathen, wie er nach dem Beispiele seines erlauchten Vorgängers glorreich und ersprießlich herrschen könnte. Es ist noch heute lesenswert, gut angelegt und trefflich ausgeführt, reich an der schönsten Lebenserfahrung, die der hochgestellte Smil als Landmarschall in Fülle besaß. Zudem gibt es ein sprechendes, bis in seine feinsten Züge bedeutsames Bild der Zustände Böhmens im 14. Jahrhundert. Der verdiente Schulrath J. Wenzig hat es wie die anderen Werke Smils ins Deutsche übersetzt.

Benützen wir die Staatsbahn weiter und sind die Trümmer des fernhin sichtbaren Schlosses Kunietitz auf dem einzeln emporsteigenden Berge links an der Elbe unsern Augen verschwunden, so geht es fort durch Flachland zwischen Daschitz und Hohenmauth (7000 Einw.), dessen hübsche Kirche man mit dem Fernrohre erblicken kann, bis nach Chotzen (3700 E.); hier tritt die Bahn, nachdem sie einen 190 Meter langen Tunnel passiert hat, in das romantische, im grünen Wiesenschmucke prangende, von Felshängen umsäumte Thal der stillen Adler und hält sich in ihm, allen Windungen des Wassers folgend, bis Wildenschwert, das eine bedeutende Industrie entwickelt. Früher passieren wir noch das malerische Städtchen Brandeis (1230 Einwohner), den Geburtsort Karls von Zerotin (1564) und Hauptsitz der böhmischen Brüder. Darunter versteht man den Rest der Taboriten, der, unzufrieden mit den dem Katholicismus gemachten Zugeständnissen, sich von den Calixtinern trennte und namentlich im Osten des Landes ein abgeschlossenes armes, aber friedfertiges Leben führte. Sie hielten bei ihrem Bibelglauben fest, verwarfen alle hierarchischen Einrichtungen, leisteten aber allen Bekehrungsversuchen nur passiven Widerstand und bewahrten reine, fromme Sitten, so dass sie schließlich geduldet wurden. Erst als sie sich 1547 weigerten, gegen ihre protestantischen Brüder zu ziehen und wieder nach der Schlacht am weißen Berge wurden sie von neuem verfolgt und wanderten zumeist aus. Heute sind sie in der Brüderunität der Herrenhuter aufgegangen. Bei Wildenschwert zieht die Eisenbahn südwärts, passiert Böhmisch-Trübau (5300 Einw.), biegt bei Triebitz um das niedrige Wandgebirge und verlässt mit der nach Mähren fließenden Sazawa das Land, um nach Olmütz zu ziehen, während eine andere Strecke mit der Zwittawa sich gegen Brünn wendet. Von der Station Rudelsdorf auf der ersteren Route bringt uns ein halbes Stündchen Wagenfahrt in die mit mehreren Dörfern zusammenhängende Stadt Landskron (5300 Einwohner), die wie andere deutsche Plätze des Landes

noch viel Holzbau zeigt. Das stattlichste Gebäude ist das neue Gymnasium, sonst ist nichts Sehenswertes in ihr. Wohl muss man sich aber in ihr an ihren berühmten Sohn Marcus Marci (1595—1665) erinnern, den Prager Professor und Leibarzt Ferdinands III., der durch seine philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften manchen Aberglauben auszurotten half und sogar dem Begründer der neueren Philosophie, Descartes, Anregung zu seinen epochemachenden Ideen gegeben haben soll. Die Stadt gehörte vorzeiten der Abtei Königssaal, dann dem Bischof von Leitomischl. Das letztere (7500 Einw.) an der Loutschka ist ein alter Platz. Im 10. Jahrhunderte saß hier Slawnik, der Vater des heil. Adalbert, darauf kam es in den Besitz der böhmischen Herzoge, bis es Wladislaw II. 1167 den Prämonstratensern schenkte. Im Jahre 1659 verlor die Stadt ihre Bischöfe, die nach Königgrätz übersiedelten. Die Bewohner nähren sich zumeist von Flachs- und Leinwandhandel.

Wenzel Hollar.*)

Von der Senke bei Triebitz zieht sich längs der Landesgrenze bis zum Durchbruch der Lužnitza aus Österreich eine Bodenerhebung, die böhmisch-mährische Höhe oder das böhmisch-mährische Grenzplateau. Es besteht aus Gneis, aus welchem sich in Blöcken, Kuppen oder langgezogenen Rücken Granit erhebt, und ist im allgemeinen mehr ein hochgelegenes Flachland als eigentliches Gebirge und die einzelnen Kuppen und Bergrücken ohne zusammenhängenden Kamm haben häufiger das Aussehen von großen, ausgebreiteten, langgezogenen Hügeln, als von ansehnlichen Bergen. Die Wasserscheide wird oft auf der Hochebene durch ganz unbedeutende Bodenanschwellungen gebildet. Die höchsten Erhebungen des Grenzrückens fallen schon auf mährisches Gebiet im Iglauer Bergland und bei Saar, auf böhmischer Seite sind hervorzuheben das Bergland von Politschka mit dem Kellerberg (775 Meter), die schon einmal erwähnten Gangberge, welche von Wojnowmiestetz zur Elbe streichen; das Polnaer Bergland mit dem Sirakow (694 Meter), das Reichenauer Gebirge mit dem von Wallfahrern vielbesuchten Křemeschnik (769 Meter) und das Bistritzer Bergland mit dem Hollabrunnerberg (755 M.). Überall

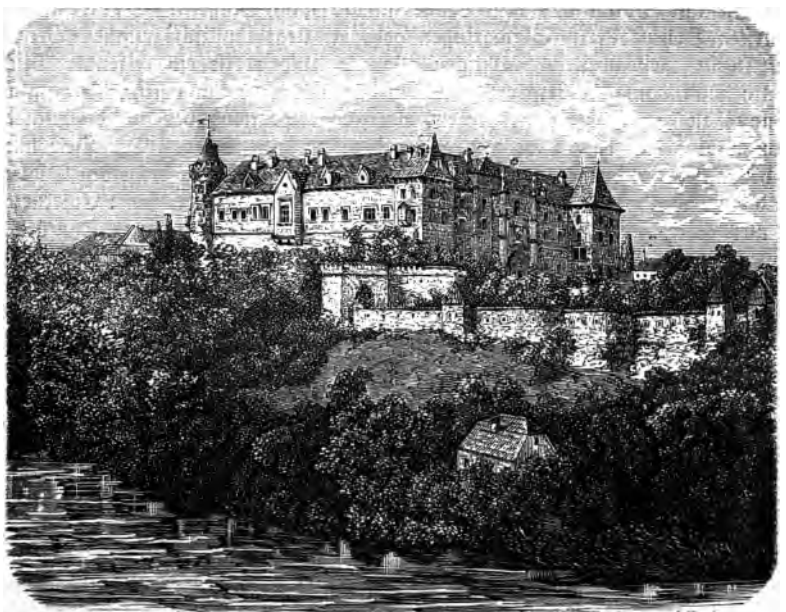
*) Wenzel Hollar von Prachna muss noch nachträglich unter den berühmten Söhnen der Landeshauptstadt genannt werden. Im Jahre 1607 zu Prag geboren, erwarb er sich als Kupferstecher großen Ruhm und starb 1677 in England.

zugänglich, ist das Plateau von Straßen durchzogen und mit Städten und Dörfern bedeckt. Die reiche Abwechslung von Höhe und Niederung, langen Gebirgszügen und weiten Hochflächen, engen Thalkesseln und ausgebreiteten Thälern, dunkeln Wäldern und grünenden Feldern, lauschigen Plätzchen und weit ausgedehnten Fernblicken gibt diesem abgelegeneren, von den Wellen der Geschichte selten berührten und von der Großindustrie noch wenig ergriffenen Theile des Landes einen eigenthümlich idyllischen Zauber, den derjenige, dessen Wiege hier stand, nirgends wiederfinden kann; mag er sich auch zwischen den himmelansteigenden Gipfeln der Alpen, an den farbenglühenden Ufern der Adria oder in den melancholischen Sanddünen der Nordsee herumgetrieben haben.

Wollen wir eine kurze Wanderung durch das besprochene Gebiet unternehmen, so führt uns von Leitomischl eine gute Landstraße zunächst durch wellig bewegtes Land, mit bläulich schimmernden Flachsfeldern, nach Politschka (4600 Einw.), das von Ottokar II. 1265 gegründet worden sein soll, und wenden wir uns dem Zug des Kellerberges entlang über Borowa, zwischen der Skalka und dem Passekyberg gegen Prosetsch, so wird dieser Gang in der Gegend immer lohnender. Auf dem Wege treffen wir wohl öfter auf einen Trupp von Zigeunern, die in der Nähe eines Dorfes am Waldsaum lagern. Zwischen den Wagen, welche ihr Hab und Gut enthalten, spielen die jüngsten Kinder, in Schmutz und Fetzen gehüllt, während die Männer einen Kessel flicken und die Pferde rundherum auf dem Boden grasen. Von den Weibern kocht nur eines am lodernden Reisigfeuer das Mittagmahl, die andern treiben sich bettelnd und wahrsagend in den Dörfern herum. Schon im Jahre 1416 erschienen, wie die altböhmische Chronik berichtet, diese braunen Söhne Asiens in Böhmen und treiben sich noch heute in den östlichen Theilen des Landes herum. Früher waren sie in großer Zahl da und eine wahre Landplage. Keine Verfolgung konnte sie ganz vertreiben. Die erste Verordnung gegen sie erließ Ferdinand I. 1547; sie wurden über die Grenzen geschafft, kamen aber immer wieder und es mußten Rudolf II. und Leopold I., da sich die böhmischen Wälder mit ihnen füllten, stets neue Ausweisungsbefehle geben. Der letztere erklärte sie geradezu als Brandstifter, Diebe und Türkenspione für vogelfrei und es begann eine wahre Hetzjagd auf sie: überall hiengen Zigeunerleichen und für einige Zeit hatten wohl die Landleute von den schlimmen Gästen Ruhe. Doch schon Josef I. mußte wieder gegen die gefährlichen Landstreicher strenge Maßregeln ergreifen, Karl VI. bestätigte 1721 die Rescripte Leopolds und selbst die milde Maria Theresia sah sich gezwungen, sie auszuweisen, und den Wiederkehrenden zum erstenmal mit der Ruthe, zum zweitenmal mit dem Strange zu drohen. Zu festen Wohnsitzen waren sie auch in Böhmen nirgends zu bewegen, das freie Herumschweifen geht ihnen über alles. Die meisten sind noch Heiden, lassen sich aber des Pathengeschenkes wegen oft mehrmals taufen und leben ohne Ehebündnisse. Die böhmischen Zigeuner nennen sich Rome oder Kalo und theilen sich in zwei Gruppen. Der eigentliche Kalo

treibt Profession und haust im Osten des Landes, der Porno ist Pferdehändler, Abdecker, Bänkelsänger, Komödiant. Der Kalo spricht noch seine Ursprache, alle aber eine besondere Art Diebssprache, die Hantýrka oder kramářská řeč.

Das wildschöne Thal der Otschinka nimmt uns auf. Auf einer hohen Erdzunge erhebt sich die Richenburg mit ihrem gewaltigen Rundthurm. Grau vom Alter ragen die Mauern wie aus dem Felsen gewachsen empor über den Lärchen und Fichtengruppen, die den Schlossberg bedecken. Jenseits der engen Schlucht, der Burg gegenüber, erhebt sich der Žižkaberg, von wo der blinde Heerführer die Richenburg beschießen ließ, die ein



Žleb.

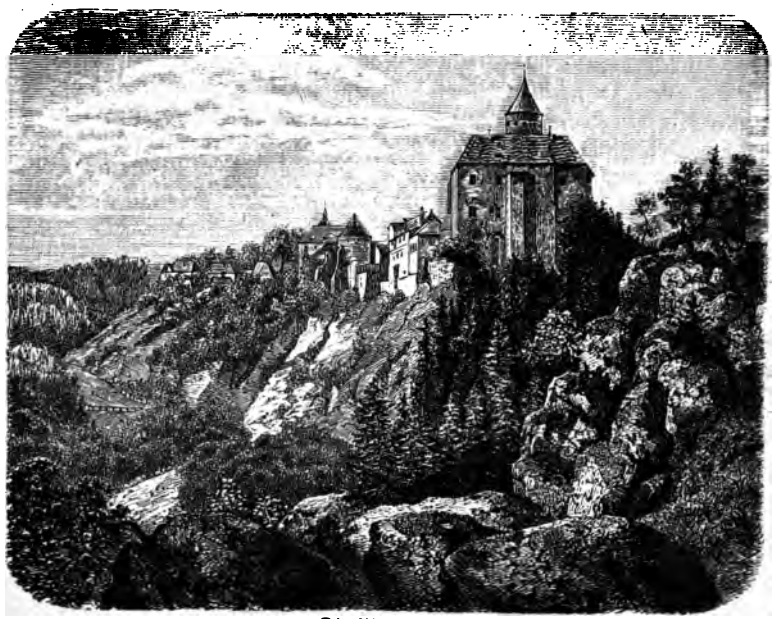
Besitzthum der Herren von Pardubitz war. Von dem nahen Skutsch an können wir die Bahn benützen und durch hübsche, wald- und schluchtenreiche Gegend bei den Städtchen Hlinsko (3200 Einwohner) und Chotiebor (3900 Einwohner) nach Deutschbrod (5400 Einwohner) fahren. In der Mitte zwischen den beiden erstgenannten Orten, die sich mit Leinwand- und Tuchweberei beschäftigen, liegen bei Ransko und Peles bedeutende Eisenwerke an dem erzreichen Ganggebirge. Südlich von Ransko, hoch auf einer windreichen, rauhkalten Fläche gelegen, treffen wir Borau, das die Tschechen vor einigen Jahren als Geburtsort des Journalisten Havlíček feierten, und

weiter das Städtchen Primislau (2700 Einwohner) an der Sazawa, bekannt in der Geschichte dadurch, dass bei dessen Belagerung Zischka von der Pest ergriffen ward und am 6. October 1424 auf dem nahen Schlosse Ranfko starb. Bei Deutschbrod, welches schon im 8. Jahrhunderte bestanden haben soll und bis in die Hussitenzeit Bergbau auf Silber trieb, erlitt bekanntlich Kaiser Siegmund 1422 eine Niederlage durch den Taboritenführer, der dann die Stadt einäscherte. Die Sazawa aufwärts liegt in lieblicher Umgebung Schloss Frauenthal und im Walde der Wallfahrtsort St. Anna. Die Bahn zieht von Deutschbrod in einem Seitenthal der Sazawa zwischen Stecken und Polna aus dem Lande hinaus nach Mähren. Stecken, dem Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen gehörig, liegt idyllisch zwischen Bergen mitten in meilenweiten prächtigen Wäldern und es ist ein reizender Blick, wenn man vom Hochberg nach Süden ins mährische Land sieht, über Iglau hinaus zu den Höhen von Regens oder vom Plattenhübel über die Wälder von Polna in das Bergland von Sirakow und Saar. Die Bewohner gehören zu der deutschen Sprachinsel von Iglau, sprechen denselben Dialect und tragen dieselbe Tracht. Die der Weiber ist besonders kleidsam: Ein kurzer blauer Rock, rothe Strümpfe und Schnallenschuhe, ein bunter Schnürlatz und bauschige kurze Hemdärmeln, auf dem Kopfe ein langes rothes Zipfeltuch. Die Bauern tragen breite schwarze Filzhüte und einen weiten schwarzen Mantel. Polna (5300 Einwohner), von vielen Tuchmachern bewohnt, zwischen Hügeln und zu Füßen eines verfallenen Schlosses gelegen, konnte sich nach der Marienkirche zu Sedletz der größten Kirche des Landes rühmen, doch fehlt ihr jetzt der Thurm, der in dem schrecklichen Brande von 1864, welcher die ganze Stadt einäscherte, zusammenstürzte. Die Nordwestbahn erreicht die Grenze im Thal der Iglawa, knapp bei Iglau, dessen Bahnhof noch auf böhmischem Boden steht. Bei dem letzten böhmischen Hause, dem Schwanenwirtshause, erinnert eine Steinsäule auf der sogenannten Königswiese an den Vertrag, den Sigismund (1436) mit den Calixtinern schloss, worauf er die Anerkennung als König von Böhmen erhielt.

Um im Lande zu bleiben, wenden wir uns von dieser historischen Stelle südlich des sagenreichen Schatzberges durch den Föhrenwald über das Dörfchen Altenberg, wo der Bergbau Iglaus begann und heute eine große Militärtuchfabrik hunderte von Menschen beschäftigt, auf die Straße, die hart an der Grenze durch Unter-Cerekwe und Ober-Cerekwe nach Potschatek (2900 Einwohner) führt. Dieses kleine tschechische Tuchmacherstädtchen ist ziemlich weit in der Runde wegen des nahen Katharinenbades bekannt, das sowohl durch seine hohe Lage an den waldigen Abhängen des Nowinaberges und der Javořiza, wie durch sein kaltes Wasser Sommer- und Curgäste anzieht. Potschatek rühmt sich aber auch eines Mannes von Ruf. Im Jahre 1629 erblickte hier als Sohn eines Metzgers Pešina von Čechorod das Licht der Welt. Durch Fleiß und Thätigkeit stieg er, nachdem

er zum Priester geweiht worden war, von Würde zu Würde, wurde Dechant in Leitomischl, Domherr auf dem Wyschehrad, dann Bischof von Samandria, königlicher Rath und Comes Palatinus. In der Gelehrtengeschichte Böhmens aber erwarb er sich einen Platz als Geschichtsschreiber. Er hinterließ eine Geschichte der Türken, Mährens und seiner Metropolitankirche, als er 1680 starb. In Potschatek wollen wir unsere Grenzwanderung aufgeben und die Richtung unseres Weges wieder ins Innere des Landes kehren.

Da gelangen wir zunächst durch Landschaften voll Abwechslung über Božejov nach dem mauerumschlossenen Pilgram (4000 Einw.), in dessen



Die Richenburg.

Nähe auf dem schon genannten Křemeschnik im Reichenauer Bergland eine weit sichtbare und von fernher besuchte Wallfahrtskirche steht, und weiter nach dem gewerbfleißigen Tuchmacherstädtchen Humpoletz (5400 Einw.), wo sich die Hussiten lange Zeit ihren Glauben zu wahren verstanden. Verfolgen wir die Straße nordwärts, so erreichen wir, bei den mächtigen Ruinen der Burg Lipnitz vorbei, die Sazawa wieder, die wir bei Deutschbrod verlassen hatten. Es lohnt sich, zu ihr wiederzukehren, ihren Lauf zu verfolgen, denn ihre vielgewundenen Ufer gehören zu den schönsten Partien des Landes und sie werden an Mannigfaltigkeit und malerischer Wirkung kaum denen der

Elbe oder Moldau nachstehen. Bald wird ihr klarer Wasserspiegel durch steil aufstrebende, bunt bewachsene Felsenmassen, bald durch kahle Klippen eingeengt, so dass nur einzelne Mühlen und Weiler Raum finden, bald treten die Felsen zurück, und in lieblichen Thälern und an sanften, bebauten Lehnen breiten sich hübsch gruppierte Ortschaften aus. Die stattlichste Zier verleihen dem Flusse die vielen Schlösser und Ruinen, von denen mehrere dicht am Ufer liegen und ihr Gemäuer in des Flusses silbernen Wellen spiegeln, während andere ihre Zinnen oder Mauern auf den Höhen erheben oder in den Wäldern und Seitenthälern emporragen. Besonders romantisch beginnt der Fluss bei Swietla zu werden, wo wir ihn eben treffen. Unterhalb liegt zunächst das Städtchen Ledetsch (2400 E.), welches Schuhmacherei im großen betreibt und von dem großartigen Schlosse der Trčka von Lipa überragt ist, dann Hammerstadt und Zrutsch. In der Nähe erblicken wir den Schutthaufen von Tschabelitz, und bald begrüßen uns die Thürme des Schlosses Katzow, welches im vorigen Jahrhundert die fromme Großherzogin Anna von Toscana in italienischem Stil erbauen ließ, unfern der Trümmer der alten Burg Katzow. Immer enger rücken hier die Felsen und Hügel zusammen und immer gewaltiger strömt der Fluss dahin, besonders durch den Zufluss der Blanitza, die von Wlaschim herkommt, verstärkt. Unterhalb der Mündung dieses Wassers ragen da, wo sich der weichere Glimmerschiefer des linken Ufers zu verflachen beginnt, während der Gebirgszug des harten Urschiefers am rechten Ufer wildromantisch weiterzieht, die Mauermassen des Schlosses Sternberg. Es steht auf einem Felsen von etwa 30 Meter über dem Spiegel des Flusses, ist hoch und fest, aber ganz unregelmäßig gebaut. Erkerartige Vorsprünge, thurmartige Ausbiegungen und mehrere Thürme geben dem Hauptgebäude ein charakteristisches, altes Gepräge, während gegen den Fluss zu eine Terrasse wie eine Bastion imponiert. Die nächste Umgebung des Schlosses war durch drei Außenthürme geschützt, die heute freilich schon sehr verfallen sind. Das Gebiet dieses Schlosses, namentlich das südwestlich gelegene Diwischow, ist die Wiege des altberühmten böhmischen Herrengeschlechtes von Sternberg, das seinen Ursprung ins 12. Jahrhundert zurückführt. Zdislaw, welcher 1253 Olmütz gegen die Kumanen und Ungarn vertheidigte, erbaute die gleichnamige Burg in Mähren und seine Söhne theilten sich in die böhmischen und mährischen Besitzungen. Durch Kunigunde, die edle Tochter des Alesch von Sternberg, von welcher die Stadtkirche zu Podiebrad rühmt: „Sie war eine Mutter der Armen und liebte alles Gute," wurde das Geschlecht mit Georg von Podiebrad verwandt, da er sie heiratete, und ihre Tochter Sidonie ist die Ahnfrau des jetzt in Sachsen regierenden Hauses. Von Sternberg eilt die Sazawa dem steilen Berghange zu, von welchem die zum Theil umgebaute Burg Rataj herabblickt, und hart daneben Pirkstein mit seiner alten Rundwarte, zwei Sitze des berühmten Staatsmannes und Utraquisten Ptatschek

von Pirkstein. Weiter abwärts hinter hohen Berglehnen birgt sich der verfallende Rundthurm der Ruine Talmberg, der Wiege des gleichnamigen Geschlechtes, welchem der Blutrichter Friedrich von Talmberg entsprofs. Weiter unten, hart am Flusse, treffen wir das alte berühmte Kloster Sazawa. Seit Cyrill und Methud besaß Böhmen mit Mähren gemeinsam eine slavische Liturgie; als aber das erstere dem Bischofssprengel von Regensburg zugewiesen wurde, fand die lateinische Kirchensprache Eingang und Verbreitung, bis mit der Gründung des Prager Bisthums Johann XIII. ausdrücklich die lateinische Liturgie forderte. Für einige Zeit blieb aber noch das Kloster Sazawa, von Udalrich gegründet, eine Stätte des slavischen Gottesdienstes.

Seinem ersten Abte, dem heiligen Prokop, der 1053 starb, schrieb man das glagolitische Evangelium zu, welches als Texte du sacre in Rheims aufbewahrt wurde und auf das die französischen Könige den Krönungseid ablegten. Doch ist es heute sicher, dass der cyrillische Theil des Buches eine Copie aus dem 14. Jahrhundert ist, die irgendwo im Süden nach einem mittelbulgarischen Original verfertigt wurde, während das Glagolitische von einem Mönch zu Sanct Emaus, dem Karl IV. das sogenannte Evangelium Prokops geschenkt hatte, im Jahre 1395 hinzugeschrieben wurde. Wahr ist daran nur, dass Prokop allerdings glagolitisch schrieb. Bald nach Prokops Tode wurden die slavischen Mönche aus Sazawa vertrieben, aber 1064 von Wratislaw II. zurückgerufen, der sich bei Gregor VII. auch um die allgemeine Wiedereinführung der slavischen Liturgie bewarb. Doch der Papst verwarf das Ansuchen in der Bulle von 1080 und die Mönche wurden aus dem Kloster von neuem ausgewiesen. Břetislaw setzte darauf den Abt Diethard aus dem Kloster Břewnow als Vorstand hieher und es blieb den Benedictinern bis zu seiner Aufhebung 1786, worauf es in ein Herrschaftsschloss umgewandelt wurde. Eine spätere Stätte des slavischen Gottesdienstes war Emaus bei Prag, auf einem Hügel, der ehemals nach der Todesgöttin na Morany hieß. Schon im 9. Jahrhundert stand eine christliche Kapelle dort, Karl IV. aber baute ein Kloster für den slavischen Ritus und erlangte auch vom Papste Innocenz VI. die Bestätigung. Der Kaiser berief Benedictiner aus Kroatien, machte ihnen den Gebrauch der tschechischen Sprache zur Bedingung und versorgte sie mit den nöthigen Büchern. 1372 wurde die Kirche geweiht und erhielt, weil das am Tage des Evangeliums von dem Spaziergange Christi nach Emaus geschah, seinen Namen. Doch das Concil von Basel verbot das Absingen tschechischer Lieder und später, 1635, musste der slavische Abt Adam Bavorský mit seinen Ordensbrüdern — freilich waren es nur zwei — das Kloster räumen. Er war der letzte, der die slavische Liturgie in Böhmen übte.

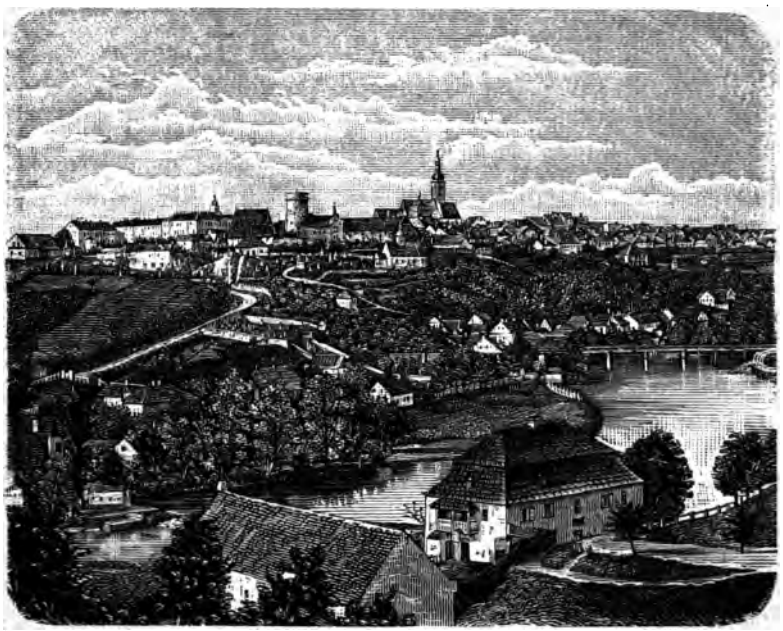
Hinter einem Felsvorsprunge, der den Fluss zu einer Krümmung nach Norden zwingt, schimmert uns beim Weiterschreiten aus grünen Laubbüschen das ehemals Waldsteinsche Schloss Kammerburg, jetzt den Khevenhüller

gehörig, entgegen. Hinter dem Berge Kalischt, da, wo die Eisenbahn vom Norden ins Thal eintritt, ragen wüst aus einem Fichtenwalde die buschbewachsenen Trümmer der Feste Zlenitz, gegenüber breiten sich die ausgedehnten Reste der Stara Duba aus, welche Wald und Wiese einschließen. Wollten wir der Sazawa weiter folgen, so erblickten wir das sinkende Gemäuer und den Rumpf des eingestürzten Rundthurmes von Kosteletz, welches König Georg zerstörte, weiter die graue viereckige Warte von Teinitz, wo die Medek von Waldeck hausten, und gelangten nahe bei Eule, dem ehemaligen Eldorado Böhmens, bei Dawle in das Felsenthal der Moldau. Doch wir wollen von Pořitsch aus die Franz Josefs-Bahn zu einer Fahrt nach dem Süden benützen. In kurzer Zeit zeigt ein Pfiff der Locomotive Station Beneschau (4400 Einwohner) an, dessen gothische Kirche weit in die fruchtbare, anmuthige Ebene hinaussieht. Hier hatten die Piccarden, als die Stadt 1420 hussitisch wurde, ihr Glaubensgericht und hieher flüchtete 1451, als in Prag die Pest wüthete, Georg von Podiebrad, um dem Landtage vorzusitzen, der über die Entlassung des jungen Königs Ladislaw aus der kaiserlichen Vormundschaft, über die Ernennung eines Statthalters und über die Ertheilung des Abendmahls unter beiden Gestalten handelte. Bei Bistritz nähert sich die Bahn dem Hügellande und zieht wiederholt an Teichen vorüber, in denen rationelle Fischzucht betrieben wird, bis Station Wotitz, in dessen Nähe Jankau liegt, wo 1645 Feldmarschall Götz gegen Torstensohn Schlacht und Leben verlor. 4000 To bedeckten das Schlachtfeld und 4000 Gefangene ließen die Kaiserlichen mit 24 Kanonen und allem Gepäck in den Händen der Feinde, die darauf ungehindert bis vor Wien rückten. Noch lebt in Böhmen das Sprichwort: Pořídil, co Kec u Jankova. (Er richtete soviel aus, als Götz bei Jankau.)

In der Ferne sieht man aus dem Thal der Blanitz den sagenreichen Blanik (625 Meter) ragen. Im Innern desselben sind ungeheuere Säle, deren Wände vom Bergkrystall glänzen. Da schläft König Wenzel mit seinen Rittern. Einst wird es, so erzählt man, den Böhmen so schlecht gehen, dass Prag vom Feinde dem Erdboden gleich gemacht wird. Dann wird Wenzel mit der Reichsfahne in der Hand auf einem Schimmel aus dem Blanik hervorreiten und mit seiner heiligen Schar die Feinde des Landes vertreiben. Eine neue glückliche Zeit wird darauf für dasselbe anbrechen. Die braune Quelle, welche aus dem Berge entspringt, rührt, wie Farbe und Geruch zeigen, von den Pferden her, welche an den Wänden im Berge gesattelt stehen. Oft sahen Leute die Ritter in der Nähe Waffenübungen anstellen, manche sogar waren vorzeiten in den Berg gekommen und brachten Kunde von den geharnischten Schläfern. So ein Schmied, der von ihnen gerufen worden war, ihre Pferde mit neuen Hufen zu beschlagen. Übrigens lassen andere Sagen Wenzel im weißen Berge oder bei Melnik schlafen, während Libuscha im Wyschehrad ein Heer sammelt, welches das Land von seinen Feinden

säubern wird. Dann wird auch das Schwert des Ritters Brunswik, welches unter dem Brückenpfeiler auf der Insel Kampa in Prag im Moldaugrunde ruht, zum Vorschein kommen und seine Ernte halten. Wenn es jemand vor den Feinden stehend in den Händen hält und ruft: Allen die Köpfe ab! so fallen jene enthauptet zu Boden.

Südlich vom Blanik liegt in Kamberg der Stammort der Ritter von Kamberg und unfern davon im Walde die Ruinen der uralten Feste Schönberg. Die Sage läßt sie schon zur Zeit der Markomannen bestehen



Tabor.

und 845 von Ludwig dem Deutschen zerstört werden, worauf das Felsennest, wieder aufgebaut, in den Besitz der Werschowetze kam. Ihre bleibende Zerstörung fand die Burg dem Volksglauben nach 1211 unter ihrer letzten Besitzerin aus dem genannten Hause, der verwitweten Frau Mratschek. Um ihr zweites Hochzeitsfest glänzend zu begehen, ließ sie Tag und Nacht, Sonn- und Feiertage arbeiten und schon versammelten sich die Gäste, die Dienerschaft stand bereit, die Braut zu schmücken, da fuhr der Blitz in das Haus des sündhaften Prunkes und die stürzenden Mauern begruben Braut und Gäste. Seitdem starren die Trümmer traurig ins Land hinein.

Von Hostitz fällt die Bahn in das Thal der Lužnitza, aus dem sich auf steiler, auf drei Seiten vom Wasser umgebener Anhöhe Tabor (7400 E.) erhebt, die Hauptfestung jener fanatischen und wildenergischen Secte, welche, nach ihr genannt, ganz Mitteleuropa in Schrecken setzte und die Welt mit ihrem Kriegsruhme erfüllte. Äneas Sylvius Piccolomini, der nachherige Papst Pius, der mit anderen Gesandten Friedrichs III. auf dem Wege zum Landtage von Beneschau in Tabor übernachtete, berichtet uns über das damalige Aussehen der Stadt. Die Taboriten kamen den Gesandten, die ihre Ankunft gemeldet hatten, haufenweise entgegen. „Sie kamen," schreibt Äneas, „uns theils zu Pferd, theils zu Fuß entgegen, einige in leichten Röcken, andere in Pelzen, der eine einäugig, der andere einarmig, der ohne Sattel, jener ohne Stiefel oder Sporen, alle ohne Ordnung und mit Lärm, brachten jedoch Bewillkommungsgeschenke: Fische, Wein und Bier. Die Stadt selbst steht auf einem ebenen Vorsprung über Abhängen und Gewässern und ist mit einer doppelten, mit vielen Thürmen versehenen Mauer umgeben. Wer herein will, muss durch ein dreifaches Thor. In der Stadt gibt es keine regelmäßigen Gassen, sondern wo jeder zuerst zufällig sein Zelt aufschlug, dort erbaute er sich später ein Haus von Holz oder Lehm. Auf dem öffentlichen Platze sind, den Nachbarn zum Schrecken, eine Menge Kriegswerkzeuge aufgestellt. Waffenfähiger Männer soll es in der Stadt 4000 geben, da sie aber nicht mehr wie früher auf Beute ausgehen können, nähren sie sich mit Woll- und Flachsweberei oder mit Handel. Doch gibt es viele vermögende Leute unter ihnen und das Hausgeräthe ist überall schön, ja prächtig. Früher gab es unter den Taboriten kein Sondervermögen; die Beute wurde zusammengetragen und gemeinsam verwendet und was dem einen fehlte, gab der andere her; jetzt aber lebt jeder für sich, die Nächstenliebe erkaltete, der eine schwelgt und der andere stirbt vor Hunger. In der Stadt steht ein hölzernes Haus, nach Art einer Dorfscheuer, welches sie einen Tempel nennen; dort wird dem Volke gepredigt, das Evangelium erklärt und das Sacrament ausgetheilt. Ihre Priester tragen keine Platte und scheren sich auch nicht den Bart; die Gemeinde schafft ihnen Nahrung und Getränke nach Bedarf ins Haus und steuert je auf einen Kopf monatlich ein Schock Groschen bei, damit sie ihre kleineren Bedürfnisse bestreiten können; Zehente und Geldopfer am Altare werden keine dargebracht. Wer die Predigt nicht besucht, wird bestraft. Es sind jedoch nicht alle im Glauben einig, jeder kann in Tabor glauben, was ihm beliebt." Natürlich hat sich Tabor seitdem geändert, nur die Mauern sind zum Theile noch erhalten und die winkeligen Gassen, die Häuser sind meist renoviert oder neu und nur einzelne sind noch mit spitzen Dachschilden, Zinnen oder anderem alterthümlichen Zierat geputzt. Taboritische Wahrzeichen fehlen überall, da Don Balthasar von Maradas sich nach der Schlacht am weißen Berge beeilte, jede Erinnerung an die ungläubigen Zeiten zu verwischen; man sucht vergebens an den Häusern den Kelch, hussitische Waffen

oder alte Schriften. Das Rathhausarchiv besitzt an alten Dingen nichts. Von dem Knappen aus Stein am Platzbrunnen heißt es wohl, er stelle Hromátka, den Gründer der Stadt, dar und zwei niedere Steintische auf dem Platz sollen Überreste jener sein, an denen die Gemeinde unter freiem Himmel das Abendmahl zu empfangen pflegte, doch ist das ganz unerweislich. Alle größeren öffentlichen Gebäude sind neueren Datums, das Rathhaus vom Jahre 1512, die Dechanatkirche aus derselben Zeit, die Kirche Mariä Geburt aus dem Jahre 1662. 1877 haben die Tschechen Zischka ein Denkmal errichtet — als ob die Hunderte zerstörter Burgen und Städte im Lande nicht genugsam sein Andenken gesichert hätten!

Schon 1278 stand an Stelle Tabors eine Stadt und Burg der Sezima von Ousti, Hradistie genannt, von der jetzt noch der Wartthurm Kotnow übrig ist. Im Jahre 1420 war Ulrich Sezima Herr auf Ousti an der Tuznitza und auf dem schon halb verfallenen Hradistie. Er war Katholik, während sein Neffe Prokop es mit den Hussiten hielt. Die mit Ulrich unzufriedenen Hussiten in Ousti, angeführt von dem Glockengießer Hromátka, überfielen in der Fastnacht des Jahres Herrn Ulrich in seiner Burg, bemächtigten sich auch Hradisties; Zischka befahl an des letztern Stelle eine Stadt zu bauen und diese wurde mit dem biblischen Namen Tabor genannt. Schon im Mai war die neue Feste so drohend, dass Siegmund den Ulrich von Rosenberg mit ihrer Zerstörung beauftragte, aber Nikolaus von Hus erschien zu ihrem Schutz und trieb die Belagerer von dannen. Bis 1434, wo Zischkas Nachfolger Prokop in der mörderischen Schlacht bei Lipan sein Leben aushauchte, war Tabor der Hauptplatz der Hussiten, dann aber musste es seine Rolle an Prag abtreten und blieb nur ein Schlupfwinkel der unruhigsten Köpfe der Partei, bis sich König Georg selbst veranlasst sah, daselbst aufzuräumen. Seine Kerker in Podiebrad nahmen das Bischöflein (biskupec) der Taboriten Nikolaus von Pilgram und den letzten Taboritenhauptmann Friedrich von Strazniz auf. Der selbständige Geist der Stadt bewies sich aber noch einmal im 30jährigen Kriege. Selbst nach der Schlacht am weißen Berge musste Tabor erst besonders durch Maradas und Wallensteins Hilfsscharen bezwungen werden, doch erhielt die Besatzung freien Abzug. Seitdem hörte Tabor auf, eine historische Rolle zu spielen. Nahe bei Tabor sind die Reste der Burg Stitné, der ein begabter tschechischer Dichter und Gelehrte entspross, Thomas Štitný. Er war etwa 1325 geboren und einer der ersten Hörer der neuen Prager Universität. Nach vollendeten Studien zog er sich auf sein Schloss zurück, nur den Wissenschaften und seiner Familie lebend. Wir besitzen von ihm 26 Werke, darunter das bedeutendste „Gedanken über Gott," worin er die Natur als wichtigste Quelle für die Erkenntnis Gottes erhebt. Er zeichnet sich durch Stil und poetischen Wert ebenso aus, wie durch feines Gefühl und sittlichen Ernst. — Östlich von Tabor gegen Ratibořitz, Bergstadtl, Cheynow ward in frühern Zeiten Silber

gegraben, heute noch etwas Eisenerz, das man in die Werke von Tschernowitz und Kamenitz zur Verarbeitung führt.

Die Bahn zieht im Thal der Lužnitza aufwärts bei Sobieslau (3900 Einw.), welches viel Bier erzeugt, vorbei nach Wessely, wo sich die Linie spaltet; eine zieht über Gmünd nach Österreich, die zweite nach Budweis. Bei Wessely mündet die Nežarka in die Lužnitza und beginnt das Teichplateau von Wittingau, welches zwischen Lebenitz und Neuhaus bis an die österreichische Grenze zieht. Es sind auf der Wittingauer Herrschaft 270 Teiche, worunter der Rosenberger mit 5·8 □Kilometer der größte ist. Alle zusammen umfassen 50 □Kilometer. Die Fischzucht ist in Böhmen überhaupt von großer Bedeutung und die sämmtlichen Teiche des Landes, etwa 8000 an der Zahl, bedecken eine Area von 400 □Kilometer. Die meisten Teiche sind außer bei Wittingau noch im Pisecker Kreis (1885), bei Frauenberg (175), bei Neuhaus (106), Gitschin (109), Krumau (70). Schon Dalimils Chronik erzählt, dass das Land reich an Fischen gewesen, und noch im 16. Jahrhundert gab es in der Elbe und Moldau soviel Lachse, dass Dienstboten in Leitmeritz z. B. beim Dienstantritte die Bedingung stellten, nur dreimal in der Woche Lachs zu essen zu erhalten. Karl IV. unterstützte die Teichwirtschaft, „damit das Königreich an Fischen und Dünsten Überfluss habe." Er kannte also auch die klimatischen Vortheile der Teiche, die in der Folge so verkannt wurden, dass die meisten Teiche im Interesse des Wiesenbaues und der Ackerwirtschaft aufgelassen wurden, doch macht sich wieder die Erkenntnis von der Nothwendigkeit großer und reichlicher Wasserbehälter im Lande geltend und Gesetze schützen die lang vernachlässigte Teichwirtschaft.

Die Bahn geht von Wessely über Lomnitz, wir ziehen es aber vor, dem Lauf der Nežarka entgegenzugehen, dorthin, wo Neuhaus seine Thürme in der klaren, ruhigen Fläche eines großen Weihers spiegelt. Auf dem Wege können wir Kardasch-Retschitz berühren, die Heimat des tschechischen Dichters Boleslaw Jablonsky, des Verfassers von „Salomon, oder Vater Weisheit," worin die Liebe zum Vaterlande, zur Nation und Menschheit, Wahrheit, Aufklärung und andere Güter des Menschen in fließender und edler Sprache verherrlicht werden. Zwei Bäche, die hier vereinigt die Nežarka bilden, halfen in frühern Zeiten die Festigkeit von Neuhaus vermehren, dessen einzige vom Wasser entblößte Seite ein tüchtiger Wallgraben schützte. Der Mauern hat sich die Stadt entäußert, um sich freier entwickeln zu können; ihre 8200 Einwohner sind fleißige, gewerbthätige Leute. Ganz Neuhaus überragt der hohe gothische Bau der Propsteikirche, seiner Anlage nach dem 13. Jahrhundert entstammend, doch später wesentlich umgewandelt. Außer ihr besitzt Neuhaus aber noch vier andere Kirchen, darunter die Wenzelskirche, wo man ein Autograph des heiligen Johannes Capistranus zeigt, der hier 1451 gegen die Hussiten predigte. Förmlich durch Wassergräben wie auf einer Insel isoliert, fußt auf flachem Felsvorsprung das ehrwürdige Schloss, das

drei Höfe besitzt. Im dritten erwiesen die alten Herren von Neuhaus ihre Prachtliebe, denn er erinnert durch seine offenen Loggien an die stolzesten italienischen Schlösser des 16. Jahrhunderts. Über die Südecke steigt ein siebenstöckiger, im Achteck construierter Thurm empor und durch eine kunstvolle Gitterpforte kommt man in den Garten, der manchen Rest früherer Pracht aufzuweisen hat. So den „Neuen Altan," eine Rotunde für Bankette, reich und künstlerisch decoriert. Das Innere des Schlosses enthält eine Reihe interessanter Räume, besonders die Rosenberger Zimmer mit einer Reihe merkwürdiger Bildnisse, die freilich durch Brand verwüsteten goldenen und spanischen Säle und verschiedenen Archiv- und Antiquitätenräume. Verrufen ist das „Hechelzimmer" im Schloss, weil dort am liebsten die weiße Frau ihr Wesen treibt. Die

Neuhaus.

Sage von ihr wiederholt sich auf allen Besitzungen der Witkowetze und ihrer Linien, daher spukt sie auf Wittingau, Krumau, Neuhaus, Frauenberg, Bechin, Teltsch und Borotin, von welch letzterer Grillparzer den Stoff zu seiner „Ahnfrau" nahm. Man sah sie oft bei hellichtem Mittag wie in dunkler Nacht erscheinen, eine hohe, schlanke Gestalt, immer weiß gekleidet, aber ernst blickend und mit schwarzen Handschuhen, wenn der Familie ein großes Unglück bevorstand, heitern Blickes und mit weißen Handschuhen, wenn sie ein frohes Familienereignis zu verkünden hatte. Oft dankte sie freundlich den ihr Begegnenden, wenn sie grüßten, manchmal aber, wenn sie schelten oder fluchen hörte, warf sie böse mit Steinen nach den Frevlern. Als der letzte Rosenberger Peter Wok Kind war, pflegte sie sich im Ammenzimmer einzufinden und

spielte mit ihm. Im Jahre 1604 klopfte es an die Thür des Jesuitenrectors P. Pistorius und die weiße Frau forderte ihn auf, mit Sterbesacramenten auf das Schloss zu kommen, der letzte Herr von Neuhaus habe nur noch eine Stunde zu leben. Der Rector fand ihn in der That mit dem Tode ringend.

Balbin, der sich mit der Sage eingehend beschäftigte, meinte, die weiße Frau sei der Geist Perchtas von Rosenberg, der Tochter Ulrichs von Rosenberg, geb. 1424. Sie war unglücklich an den heftigen und rauhen Freiherrn Johann von Liechtenstein auf Nikolsburg verheiratet und fand erst durch den Tod Erlösung von ihren Leiden. Neuere Forschung erwies den Irrthum Balbins; jene Perchta gab nicht Anlass zu der Sage, die älter ist, übrigens auch nach Brandenburg und zu allen Hohenzollern, daher auch den Colaltos in Pirnitz, kam. Balbin brachte die weiße Frau auch in Beziehung zu dem „süßen Brei," der auf Neuhaus alljährlich am Gründonnerstage ausgetheilt wurde, es beruhte aber diese öffentliche Speisung — oft wurden Tausende betheilt — auf einer schönen christlichen Sitte. Die Herren auf Neuhaus hielten an ihr fest, bis ein Hofdecret von 1782 den Betrag des Aufwandes dem Armenhaus zuzuwenden befahl. Jetzt besitzt die Herrschaft das Grafengeschlecht Czernin, nachdem die Familie Slawata, die es besessen, 1693 im Mannstamme ausstarb, durch Vererbung auf die weibliche Descendenz. Jener Wilhelm Slawata, welcher 1618 den weltberühmten Fensterstürz in Prag erlitt, hatte 1602 das letzte Fräulein und die Erbin von Neuhaus geheiratet. Die Herren von Neuhaus haben mit den Rosenbergern gleiche Abstammung von den Witkowitzen und Heinrich Witek (1205—1237) ist ihr Stammvater. Viele seiner Nachkommen spielten in Böhmens Geschichte eine bedeutende Rolle, so Meinhard von Neuhaus, der Statthalter von Böhmen nach König Siegmunds Tode.

Von Neuhaus führt eine Straße über Platz nach Wittingau (5800 Einw.), das eine schöne Kirche und ein großes Schwarzenbergsches Schloss mit einem für die Geschichte Böhmens wichtigen Archiv besitzt. Im Süden ist die Wittingauer Ebene von den Hügeln bei Lippnitz begrenzt, hinter denen blauduftig die malerisch geformten Berge des Gratzener Berglands emporsteigen. Obwohl es wenig besucht wird, ist eine Wanderung in dasselbe doch äußerst lohnend und wir schlagen daher den Weg dahin ein. Etwas westlich von dem genannten Dorfe Lippnitz liegt der kleine Markt Forbes, in dessen Nähe ein Meierhof steht, der im ganzen Lande bekannt ist. Von dort soll der Sage nach Zischka stammen und 1360 auf freiem Felde unter einer Eiche geboren worden sein. Jetzt steht an der Stelle eine Johanneskapelle mit der Inschrift: Jan Žiška z Trocnova slepej zlé paměti tu se narodil. (Hier ward Zischka der blinde schlimmen Angedenkens geboren.) Wir verfolgen indessen die Straße, die am östlichen Abhang des Porubiberges durch das rothe Moos zieht, ein meilenweites, aber großentheils schon entwässertes Torfmoor. Sind wir dann über das ausgedehnte Revier des

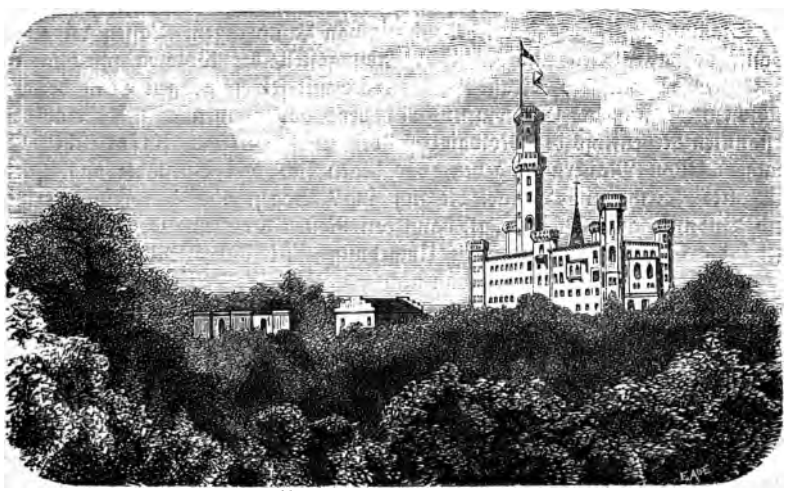
Unteren Forstes gekommen, und haben wir die von Gmünd kommende Bahn gekreuzt, so erblicken wir bei Winau im Strobnitzthal schon das hochgelegene Schloss von Gratzen (2270 Einw.). Das saubere Städtchen ist zum Theil noch von Wall und Mauern umgeben und liegt auf einem steil in den Bach abfallenden Felsvorsprunge. Im Westen thront hoch auf dem Felsen das alte Schloss, ostwärts zierlich im Gebüsche des ausgedehnten Gartens das neue, wo die Besitzer, die Grafen Bouquoy, im Sommer wohnen. Über Niederthal, einer Art Vorstadt von Gratzen, mit Meiereien, Mühlen und Glasschleifereien, leitet uns der Weg in dem parkähnlich cultivierten Theresienthal mit Lustschlösschen, Schweizerei und einem Wasserfall zu dem Marktflecken Strobnitz und in kurzer Frist in einer grünen Thalmulde zu dem hochgelegenen Markt Brünnl, dessen berühmte, doppelthürmige Wallfahrtskirche uns schon von Gratzen aus sichtbar war. Wollten wir den hinter dem Städtchen emporragenden, spärlich bewaldeten, über und über mit Steinblöcken bedeckten und von grotesken Felsmassen gekrönten Hühnerkoglberg ersteigen, so möchten wir eine prächtige Aussicht genießen, doch wir wollen ein halbes Stündchen weiter ziehen, um bei Heilbrunn (550 E.), das seinen Namen nach einer eisenhaltigen Quelle führt, den Hochwald (1030 Meter) zu besteigen. Von der Felsmasse, die auf seinem Rücken aus Granitblöcken aufgethürmt ist, eröffnet sich die wundersamste Aussicht. Gegen Süden und Osten überschaut man das breite, romantische, waldbedeckte Grenzgebirge, über welches hinweg das Hügelgelände Österreichs lacht; nach Nordost sieht man das Strobnitzthal mit seinen Ortschaften, die Waldmassen der Wittingauer Herrschaft, die Städte Schweidnitz, Wittingau, die Thürme von Wessely und Tabor, zwischen Waldhügeln die Mauern von Frauenberg, im Westen die blauen Kämme des Böhmerwaldes. Über Schwarzthal ist eine lohnende Partie nach der reizenden Waldvilla Sophienschloss, die Straße aber führt entweder über die Gabrielahütte, ein großes Eisenwerk mit Hochofen, Streckhämmern und Walzwerken nach dem Markt Beneschau (2080 Einw.) und Kaplitz, oder über Theresiendorf nach Puchers (950 Einwohner), einem romantischen Flecken, hart an der Grenze zwischen dem Dopplerberg (960 M.) und Jägerhüttenberg (1040 M.) gelegen, und jährlich von 10.000 Wallfahrern besucht, von wo ein Weg über Ottenschlag ebenfalls wieder nach Kaplitz (2200 Einwohner) geht. Es ist eine freundliche Stadt im Maltschthal, eine Stunde von der Linz-Budweiserbahn, die uns über Welleschin durch höchst romantische Waldpartien nach Budweis bringt. Hinter Station Steinkirchen, in dessen Nähe die Reste von Chotek, der Stammburg des gleichnamigen wohlbekannten Grafengeschlechts, liegen und wo eine Braunkohlengrube zu finden ist, erblickt man inmitten einer höchst fruchtbaren, von Ortschaften förmlich besäeten Ebene die große, erfreulich aufblühende Stadt Budweis (23.000 Einw.). Die Moldau und die sich hier mit jener vereinigende Maltsch umfließen

die alte, aber jetzt, da nur wenige der im dreißigjährigen Kriege vielfach erprobten Mauern stehen geblieben sind, modern aussehende Stadt. Interessant ist das regelmäßige Viereck des Marktplatzes, dessen Seiten von stattlichen, auf Lauben ruhenden Gebäuden geschmückt sind. Das größte darunter ist das 1730 im Renaissancestil umgebaute Rathhaus. Sonst ragen hervor die bischöfliche Residenz, die von Ottokar II. erbaute Dominicanerkirche, die Kathedralkirche mit ihrem freistehenden, massiven Glockenthurm und das deutsche Vereinshaus in der Vorstadt. Die nach vier Richtungen laufenden Eisenbahnstränge — die nach Linz führende, von Gerstner 1824 als Pferdebahn projectierte ist bekanntlich die älteste in der Monarchie — machten in der neuesten Zeit Budweis zu einem sehr blühenden Industrie- und Handelsorte. Der Charakter derselben ist noch immer deutsch, doch ist schon die Hälfte der Einwohner tschechisch und die deutsche Sprachinsel Budweis wird vielleicht bald verschwunden sein. Als Gründer der Stadt gilt Ottokar II., der Förderer und Schirmer des Bürgerthums in Böhmen. An der Stelle, wo sie jetzt steht, soll er die Nachricht von der Geburt seines ersten Sohnes erhalten haben, rief dabei erfreut: Bude jich vice (es werden ihrer mehr werden) und gründete dort aus Dankbarkeit Gott ein Kloster. Wahrscheinlicher ist wohl der Name auf die neue Ansiedlung von einer älteren, schon bestandenen in der Nähe gekommen, die nach Budivoj auf Hluboka hieß, dem Vater des Zawisch von Falkenstein. Die ersten historischen Nachrichten über die Stadt datieren erst von Wenzel II. aus dem Jahre 1292. Im Hussitenkriege hielt Budweis zur katholischen Partei und hielt sich wacker gegen die Taboriten. Auch im dreißigjährigen Kriege ergriffen die Budweiser für Ferdinand II. die Waffen und unterstützten Bouquoy im Kampfe gegen Mansfeld, wofür ihnen Ferdinand viele Privilegien theils bestätigte, theils gab.

Ebenso treu erwies sich die Stadt im österreichischen Erbfolgekrieg und vermied es, 1741 dem Kurfürsten Karl Albrecht als König von Böhmen zu huldigen; sie musste von den Preußen 1744 genommen werden, sah sich aber mit Freuden noch im selben Jahre von dem Pandurenobersten von der Trenck wieder befreit. So verdiente sich Budweis mit Recht den Ehrentitel einer „jederzeit getreuen Stadt."

Da von Budweis ab die Moldau schiffbar wird, so wollen wir auf einer gemieteten Zille unsern Rückweg nach Prag zu Wasser nehmen, wobei es in unserm Belieben bleibt, überall zu landen und Excursionen in die Umgebungen der beiden Ufer zu machen. Schon bei der Ausfahrt winkt uns das weiß schimmernde, stolz von seinem waldigen Bergesthrone auf die weite, mit Teichen besäete Ebene herabschauende Schloss Frauenberg entgegen. In einer Stunde landen wir unter seinen Mauern. Um es zu besuchen, müssen wir jedoch nach dem Flecken Podhrad, dessen neue Kirche ebenso sehenswert ist wie das große Wasserdruckwerk für die Bedürfnisse des Schlosses, *und der* fürstliche Obst- und Gemüsegarten mit herrlichen Orangerien,

Feigen-, Palmen- und Orchideenhäusern. Da, wo jetzt Frauenberg steht, war schon in alten Zeiten ein Schloss, als dessen Besitzer im 13. Jahrhundert Cec von Budwoys erscheint. Im Jahre 1661 durch Kauf an die Schwarzenberge gelangt, wurde es trotz aller Reparaturen infolge wiederholter Kriegsstürme baufällig und da beschloss Fürst Johann Adolf 1840 dasselbe abzutragen und ein neues zu erbauen. So entstand denn um den Preis von zwei Millionen Gulden das kolossale Gebäude nach dem Muster des königlichen Schlosses Windsor, wie es heute prangt. Drei Stockwerke hoch, mit Zinnenmauern geschmückt, von zinnengekrönten Thürmen überragt, enthält es äußerlich und im Innern eine Fülle des Sehenswerten, da es mit märchenhafter Pracht eingerichtet ist. Die 140 Räumlichkeiten, besonders die Wohnzimmer



Schloss Frauenberg.

der Fürstin Eleonore, die Speisesäle, Bibliothekssaal, Waffensaal, der Wintergarten, die Reitschule sind mit verschwenderischem Luxus ausgestattet. Nicht minder der Park und das nahe Jagdschloss Ohrad mit seinem großartigen Jagdmuseum. Durch den an Schwarz-, Dam- und Rehwild reichen Thiergarten, der sich nordwärts an der Moldau hinzieht und den Großen Steinberg (566 M.) nebst der Ruine Hrádek, ein Jagdschlösschen Karls IV., einschließt, kommen wir wieder zur Moldau bei Purgholz, wohin wir unsere Zille bestellt hatten, um die Moldaufahrt weiter zu verfolgen. Die Richtung des Flusses bleibt im allgemeinen die nördliche, doch macht sie von Moldautein bis zur Mündung der Sazawa einen größern nach Osten offenen Bogen. Überall trägt das Moldauthal von Frauenberg an den Charakter

des engen Querthals, nur bei Moldautein, Königssaal und Prag sich etwas erweiternd. Der felsige Grund erzeugt viele Strudel und Wirbel, von denen freilich nur die sogenannten Johannisströmungen bei Stiechowitz und Třebnitz, wo eine Porphyrader durch das Bett läuft, wirklich gefährlich werden können und mühsame Felssprengungen nothwendig machten. Ein anderes Hindernis der Schiffahrt, das sich öfter wiederholt, sind die Wehren und Staudämme, so dass von einer freien Schiffahrt auf dem Flusse nicht die Rede sein kann. Dampfschiffahrt lässt der Fluss überhaupt nicht zu. Eine rege Schiffahrt treibt die Stadt Moldautein (4400 Einwohner) mit einem schönen Schloss, das seit dem 14. Jahrhundert den Erzbischöfen von Prag gehört. Im engen Thal der unterhalb Moldauteins mündenden Lužnitza liegt das kleine Städtchen Biechin, bei dem hoch auf dem Berge die Ruinen des Stammschlosses der Herren Biechinie von Lažan ragen. Lassen wir unser Schiff voraus gleiten und an der Mündungsstelle der Wotawa unser harren, so können wir auf der Straße über Zbár mit seinem großen Teich bei dem hübschen Bergzug des Chlum und Niemetz vorbei einen Besuch der an dem genannten Nebenfluss der Moldau liegenden alten Kreisstadt Pisek (9900 E.) machen. Von Mauern umgeben, vor denen sich drei Vorstädte ausdehnen, mit alter Kirche und Brücke, die sich in 7 Bogen über den Fluss spannt und Bildnisse aus Stein trägt, dann den Resten der ehemaligen Königsburg bietet die Stadt in der bergigen Umgebung ein hübsches Bild. Der Boden ist meist sandig und dem Ackerbau nicht günstig, Piseks Bewohner sind daher Weber, Färber und Instrumentenmacher; ihre Vorfahren aber hatten wiederholt, besonders im 30jährigen Kriege, sich stürmender Feinde zu erwehren. Den Namen soll Pisek von dem in der Wotawa gefundenen Goldsand führen. Richtig ist, dass ehemals in diesem Flusse wie in der Moldau, Wotinka, Lomnitz, Skalitz Gold gewaschen wurde, doch ist jetzt von diesem kostbaren Metall nirgends mehr eine Spur.

Die westlich sich von Pisek ausdehnende Ebene lockt zu weiterem Ausflug und eine gute Straße leitet uns durch Sedlitz nach Blatna (3100 Einwohner), einem niedlichen Städtchen an der Uslawa. Südwestlich wird es durch einen großen Teich begrenzt, in dessen Mitte auf einer beinahe eirunden Insel ein stattliches Schloss sein altersgraues Gemäuer über die Gipfel der ringsum malerisch gruppierten Laubbäume erhebt. Auch das Städtchen besitzt in seiner Dechanalkirche eines der schönsten und edelsten spätgothischen Baudenkmale. Ob die Stadt mit den Templern in Verbindung zu bringen ist, muss dahingestellt bleiben, historisch kommt sie erst 1251 vor; unter ihren Besitzern hat sich besonders Leo von Rožmital und Blatna berühmt gemacht, welcher 1465 mit glänzendem Gefolge und 52 Rossen eine Reise an die Fürstenhöfe Europas unternahm, um für König Georg, seinen Schwager, Freunde zu werben. Šaschek von Mezihoř hat ein böhmisches Tagebuch darüber geführt, das aber nur in lateinischer

Übersetzung erhalten ist, während ein deutsch geführtes von dem Nürnberger Patrizier Tetzel von Grafenberg neuerdings aufgefunden wurde. Ritter Leo besuchte die Höfe von Anspach, Heidelberg, Köln, Brüssel, Gent, London, Paris, Olmedo, Saragossa, Venedig, Graz, Wien und kehrte nach mancherlei Gefahren, siegreichen Turnieren, mit Ehren und Geschenken beladen, 1657 zu seinem Könige heim. In seine Stammburg Rožmital (Rosenthal, 2600 Einwohner) kommen wir nach einigen Stunden Wanderung über Schlüsselburg. Der Markt liegt schon wieder im Bergland, in den Ausläufern der interessanten silurischen Formation, die von Prag über die Beraun bis Rokytzan streicht, mit einer Unzahl von dem Meere gehörigen Schalthieren, Muscheln, Cephalopoden und andern Petrefacten, Überresten des ehemaligen Meeres zwischen dem Erzgebirge, Böhmerwald und dem böhmisch-mährischen Hochland. Zunächst zieht sich von Michle, südöstlich von Prag, bis Zditz, südlich von Beraun, anfangs wellenförmig bewegt, dann höher ansteigend, ein Gebirgstrich von Kalkstein, von tiefen, engen Einschnitten durchfurcht und reich an Schluchten, dessen Höhen mit schönen Waldständen bewachsen und mit herrlichen seltenen Pflanzen bedeckt sind und zum Theil an den Abhängen bloßgelegte Marmorbrüche und Kalk zeigen. Umgeben sind die Kalkhöhen von einer Lage weichen Schiefers, in welchem sie ringsum in Form von breiten Thälern unterwaschen sind. Diese Thäler wieder sind auf der anderen Seite von einer Reihe von Bergrücken aus festem Quarz umgeben, welche in Gestalt eines großen elliptischen Bogens jene Kalksteinhöhen von Ferne umschließen. Die wichtigsten derselben, im Norden kahl, weiter südwestlich bewaldet, sind der Pleschiwetz bei Hostowitz, der Waldeck mit seiner malerischen Ruine, der waldbedeckte Žďár und die Cilina bei Rokytzan, dann, sich wendend nach Nordosten zurück, der mächtige Radetsch oder Brno bei Radnitz und der burggekrönte Totschnik und so fort die Höhen bei Beraun, Chrastian, dann jene nördlich von Prag über der Moldau bis zum Žischkaberg. Bei Rokytzan schließt sich an diese Quarzkette ein bedeutend ansteigender quarzhältiger Rücken, der nordöstlich bis Königssaal geht und Brdywald, bei Dobřisch Welky Les (der große Wald), von da bis zur Beraun Hřeben heißt. Er ist am höchsten im Tremoschnaberg und Heiligenberg (569 Meter) bei Přibram und im Komorskoberg (916 Meter). Der südlichste Ausläufer der Brdyberge ist der Tremschin (822 Meter). Nach Süden schließt sich wellenförmiges Flachland an, das bei Blatna im Woliny noch 582 Meter hoch steigt.

Durch die Brdyberge gelangen wir zur Stadt Přibram (10.800 Einwohner) mit dem erzbischöflichen Schloss Marienburg, ansehnlichen Kirchen und einer Bergakademie. In dem benachbarten Birkenberge (Březova hora) südlich sind die bekannten Silberbergwerke (50.000 Mark jährlich), nordöstlich auf dem heiligen Berge die von Tausenden besuchte Marienkirche. Das Dörfchen Duschnik bei Přibram ist der Geburtsort eines edlen deutschen

Dichters, Moriz Hartmann (1821—1872), der so innig von Mutterherz und Mutterliebe zu singen, so tiefe Klagelaute über den Verfall seines Vaterlandes anzustimmen und in seinen epischen Werken so viel tüchtige Gesinnungen und Lebensweisheit zu zeigen weiß. Von Přibram führt uns die Rakonitz-Protiwiner Staatsbahn über Milin, Březnitz und Mirowitz wieder zur Moldau zurück, wo beim Einfluss der Wottawa unser Schiff wartet. Ein reizender Anblick thut sich vor uns auf, wenn wir von Warschau über Zbonin ins Moldauthal treten. Auf einem hohen, umfangreichen Bergrücken von Gneis, der sich von Süd nach Nord zieht, breiten sich die weitläufigen, romantischen Reste der Feste Klingenberg oder Zwikow aus. Zwischen ernstdunkeln Felsenufern kommen die zwei Flüsse herbeigezogen, da über ihr steiniges Bett braust die Wottawa, dort rauscht dumpf und schwer die Moldau. Tiefer Ernst ruht über dem Bilde. Den Haupteingang zur Burg, der durch eine auf sechs Bogen ruhende Brücke über die Schlucht vermittelt wird, bewachte der sogenannte Markomannenthurm, viereckig aus rohen Quadern gefügt, den gewisse Gelehrte in die Zeiten der Markomannen versetzen wollten. Er heißt auch wohl Kronthurm, weil in ihm, ehe Karlstein erbaut war, an einer schweren Eisenkette von der Decke herabhängend die Krone des Landes aufbewahrt gewesen sein soll. An den Kronthurm schließt sich die Kapelle, dann der innere Burghof mit schönem Kreuzgang, aus welchem gothische Thüren in eine Reihe von Gemächern führen, alle mit Resten von zum Theil erhaltenen Malereien. Ein mit spitzem Dach gedeckter runder Wartthurm an der steilsten Stelle des Felsens sieht in beide Flussthäler hinab und gewährt, wenn man nicht schwindlig ist, einen herrlichen Ausblick.

Tracht bei Pisek.

Eine Strecke weiter flussabwärts bei Altsattel treffen wir auf eine andere Burg der vielbegüterten Schwarzenberge, Worlik, von dem eine Fahne mit dem Wappen des Geschlechtes herabwallt. Die wildromantische Gegend ist durch die nachhelfende Kunst zu einem Park gemacht worden, der seinesgleichen kaum finden dürfte. Im Jahre 1802 großartig umgebaut,

bewahrte durch drei Thurmrümpfe und Mauerreste mit Schießscharten Worlik wohl noch immer den Charakter einer Ritterburg, durch die innere Einrichtung aber erhielt es alle Reize des modern-comfortablen Lebens. In der Schlosskapelle ist das Herz des gefeierten Lenkers der großen Völkerschlacht bei Leipzig beigesetzt, welcher Herr auf Klingenberg und Worlik war, des Generalissimus Karl Philipp Fürsten zu Schwarzenberg. Nach einer Volkssage wäre ein Räuberhauptmann Gründer der Burg. Sein geliebtes Kind war ihm, während die Wärterin einschlief, von einem Adler entführt worden. Der verzweifelnde Vater fand es aber nach längerem ängstlichen Suchen in des Adlers Horst unversehrt noch neben der jungen Brut und erbaute auf dem Felsen, hinfort dem Räuberleben entsagend, eine Burg, die er Aarburg, Orlik (im Volksmund Worlik), nannte.

Tracht bei Pisek.

Nur mühsam zwängt sich die Moldau durch das enge Felsenthal, dessen steile Ufer, meist kahl, stellenweise mit Busch und Wald bedeckt, nur wenigen Orten Raum gönnen. Erst von Kamaik, dessen Häuschen zerstreut an beiden Seiten des Flusses lehnen, wird die Einsamkeit wieder öfter durch kleine Ortschaften unterbrochen, doch ist bis Stiechowitz keine bedeutend. Hier hatte ein Marktflecken Raum, weil sich die Kotzaba, die aus dem Brdywalde kommt, in die Moldau eindrängt. In ihrem Thal liegt die ehemalige Goldbergstadt Neu-Knin, die im 15. Jahrhundert blühte und von König Wladislaw II. 1479 das Bergrecht erhielt, seit dem 30jährigen Kriege jedoch ganz verfiel. Unterhalb Stiechowitz bildet die Moldau eine große Insel, auf der einst ein Benedectinerkloster stand, das 1424 zerstört worden sein soll; bei Dawle, wo die Sazawa ihre klaren Fluten mit denen der Moldau mischt, erweitert sich das Thal der letzteren, doch muss der Fluss nach kurzer Zeit wieder ein enges Felsenthor passieren, bis sich ihm bei Wran eine größere Ebene öffnet. An ihrem nördlichen Ende, vor der letzten Verengung des Flussbettes oberhalb Prags, schimmern die weißen Mauern der ehemaligen Cistercienser-Abtei Königsaal über den netten Häuschen des gleichnamigen Marktes. Wenzel II., der eine Vorliebe für die Cistercienser hatte, gründete

das Kloster wie es heißt infolge eines Gelübdes für die Rettung aus den Händen Zawischs von Rosenberg und bestimmte es als seine Begräbnisstätte. Zwölf Mönche von Sedletz unter dem Abte Konrad kamen 1292 in das neugestiftete Ordenshaus und ergaben sich gelehrten Studien, wie es Wunsch des Königs war, der 200 Mark besonders für Bücher bestimmte. Wenzel II. war nämlich ein großer Freund der Wissenschaft und Kunst und selbst ein Dichter, dessen Ableben, wie wir aus Ottokars Reimchronik wissen, Frauenlob beklagt und dem der Verfasser des Gedichtes von des Landgrafen Ludwig Kreuzfahrt hohes Lob ertheilt. Es ist uns bekanntlich auch ein Minnelied noch von ihm erhalten:

Ûz hôher âventiure ein süeze werdekeit
hât minne an mir ze liehte brâht.

Man hatte früher oft seinen Großvater Wenzel I. für den Verfasser des Liedes gehalten und eine tschechische Fassung desselben für das Original produciert, doch ist diese Píseň milestná krále Václava I. nach allgemeiner Erkenntnis unecht und jene Meinung falsch. Der dritte Abt des Klosters Königsaal, Peter von Zittau, lieferte uns die beste Geschichtsquelle Böhmens fürs 14. Jahrhundert, das sogenannte Chronicon aulæ regiæ, von dem eine Handschrift im Iglauer Stadtarchiv erliegt.

Noch eine kurze Strecke im engen Thal dahin, dann strömen die Fluten der Beraun heran, die Berge und Felshänge treten zurück und in der Ferne steigen die Thürme von Prag empor.

Register.

Auf den mit * bezeichneten Seitenzahlen befindet sich die bezügliche Illustration.

Achen, Hans v. 32.
Adalbert, Bischof 19.
Adersbacher Felsen 7, 150.
Adlergebirge 152.
Adler, Stille 8.
Adler, Wilde 8.
Adolfsthal 63.
Altbunzlau 158.
Altenberg 170.
Alt-Neuschule 39.
Alt-Rohlau 101.
Angel 8.
Arber, Großer 50.
Arbesau 105.
Arnau 149.
Aſengebirge 142.
Attalus 18.
Auguſta Johann 32.
Aupa 8.
Außergefild 64.
Auſſig 116.
Auwal 159.

Backofen 134.
Banberg 156.
Barau 82.
Barthold 108.
Baſaltberg bei Steinſchönau 127*.
Baumgarten 45.
Bauſchowitz 114.
Beneſch v. Laun 31, 108.
Beneſchau 174, 181.
Beneſchowſky M. 32.
Benſen 126.
Beraun 8, 49.
Berenberg 143.
Bergreichenſtein 63.
Bergreichenſt. Gebirge 7.
Bergſtadtl 177.
Berlau 80.
Bevölkerung 14.
Bezdez 132.
Biehani 116.
Biechin 184.
Biechowitz 159.
Biela 8.
Bieliner 18.
Bilin 107.
Bilinerberg 107.
Binsdorfer Plateau 121, 122.
Birken, Bet. v. 95.
Birkenberg 185.
Bischofteinitz 88.
Biſtritz 51, 174.
Biſtritzer Bergland 7, 167.
Biwoj 42.
Blanik 7, 17, 174.
Blatna 184.
Blatna-Berge 7.
Bleiſtadt 98.
Bliſſowa 88.
Blottendorf 120.
Bochow 156.
Bodenbach 118.
Bodengeſtaltung 7.
Böhmerwald 49.
Böhmiſchbrod 159.
Böhmiſcher Kamm 7.
Böhmiſches Mittelgebirge 106.
Böhmiſch-Röhren 70.
Böhmiſch-Trübau 166.
Bohumil 36.
Boleslaw I. 19.
Boleslaw II. 19.
Boleslaw III. 19.
Borau 169.
Boxen 107.
Borislau 106.
Boriwoj I. 19.
Borowa 168.
Böſig 132, 133*.
Bradletz 156.
Brandeis 158, 166.
Brandel P. 162, 165*.
Branik 42.
Braun v. Braunthal 95.
Braunau 152.
Braunauer Bergland 7, 150.
Brdywald 7, 185.
Brezina-Plateau 106.
Brewnow 45.
Bretislaw I. 20.
Bretislaw II. 20.
Breznitz 186.
Brimota 17.
Brunnenberg 149.
Brünnl 181.
Brusch Caſpar 96.
Bruska 28.
Brüx 103, 108.
Bubentſch 45.
Bubna 45.
Buchau 101.
Buchauer Berge 7.
Buchwald 68.
Budetſch 31.
Budweis 181.
Bürglitz 110.
Bürgſtein 125*, 126.

Calixtiner 25.
Celakowſky F. L. 83.
Cerekwe 170.
Chelčicky 86.
Chennow 177.
Chlomek 112.
Chlum 184.
Chlumetz 156.
Chodenboden 88.
Chotek (Burg) 181.
Chotek Karl 30.
Chotiebor 169.
Chotieſchau 88.
Chotuſitz 164.
Chotzen 166.
Chrudim 165.
Chuchle 42.
Chwatierub 112.
Cibulka 46.
Cilina 185.
Clementinum 36.
Corbinus Elias 101.
Crineſius Chr. 96.
Ctinowes 114.
Cultur 12.

Dahlwitz 100, 101.
Daliborka 31.
Daſchitz 166.
Daun, Marſchall 159.
Dawle 174.
Deſſernik 63, 64.
Deſchnayer Koppe 152.
Deutſchbrod 169.
Dietſchaner 18.
Dievſchow 172.
Diewin 130.
Dillenberg 87.
Dittersbacher Heide 121, 122.
Dobernerberg 107.
Dobran 49.
Donnersberg 106.
Doppelburg 105.
Dopplerberg 181.
Drabſka Skala 128.
Drahomira 49.
Dreiſeſſelberg 50.
Dubrawka 19.
Dubrawky 86.
Dubleben 18.
Duppau 100.
Duppauergebirge 100.
Dux 107.

Eger 8, 93*, 94.
Eichberg 105.
Eichwald 105.
Eiland 122.
Einſiedl 91, 138.
Eiſenberg 102, 103.
Eiſenſtein 62.
Eiſenſteiner Paſs 50.
Eiſenſteiner Schweiz 64.
Eiſenſtraß 63.
Elbe 8.
Elbefall 9*.
Elbeteinitz 162.
Elbogen 97*.
Elbſandſteingebirge 7, 120.
Elbwieſe 147.
Eleonorenhain 63.
Eliſenthal 63.
Elſtergebirge 7, 92.
Elſter, Weiße 8.
Elſter, Wilde 8.
Engelhaus 100.
Erben K. J. 156.
Erlitzgebirge 7, 152.
Erzgebirge 7, 92.
Eulau 120.
Eule 143, 174.

Fabricius 82.
Falkenau 96, 120.
Falkenberg 118.
Falkenstein 22, 55.
Fallbaum 64.
Faltengebirge 150.
Ferchenhaid 68.
Ferdinand I. 26.
Ferdinand der Gütige 29*.
Ferdinandsthal 63.
Fidlovačka 44.
Finsterstein 143.
Fichtelgebirge 6.
Filze 67.
Forbes 180.
Forstberg 142.
Franzberge 106.
Franzensbad 96.
Franzensthal 63.
Frauenberg 182, 183*.
Frauenthal 170.
Freiheit 149.
Friedberg 73.
Friedland 139*.
Friedrichswald 152.
Fuchsberg 143.
Führich Josef 138.
Fürnstein A. 97.

Gabel 129.
Gablonz 138.
Gabrielahütte 181.
Gang 162, 164, 167.
Gangberg 7.
Gatschenberg 107.
Geiersberg 105, 154.
Geltschberg 107, 112.
Georgenthal 103, 121.
Georgsberg 112.
Geschichte 16.
Gewässer 8.
Gewerbthätigkeit 11.
Gitschin 155.
Gitschiner Plateau 7.
Glaberberg 106.
Glatze 91.
Glöckelberg 63, 72.
Goldbachthal 109.
Goldgraben 8.
Goldenkron 80.
Goldhahn M. 102.
Görkau 102.
Gottesgab 93, 101.
Graslitz 98.
Gräte 148.
Gratzen 181.
Gratzener Bergland 180.
Gratzner Gebirge 7, 50.
Graupen 103.
Grindschedel 82.
Groß-Aupa 149.
Groß-Skal 135.
Grulich 153.
Gsänget 64.
Günther, Einsiedler 68.
Gurkenthal 64.

Habichtstein 45.
Habstein 130.
Hassenbrädel, Freih. v. 62.
Haida 128.
Haindorf 140.
Hainspach 120, 124.
Hammern 51, 63.
Hammerschmidt Andr. 108.
Hammerstadt 172.
Hanka Wenzel 155.
Hans Heilingfelsen 100.
Hanusch 37.
Hartmann M. 186.
Hasenberg 114.
Hasenburg am Lorenzb. 27.
Haslau 96.
Hauenstein 100.
Hedbawný 81.
Heidelberg 143.
Heilbrunn 181.
Heiligenberg 185.
Heinrich von Kärnten 23.
Heinrichsgrün 98.
Heinz 32.
Helfenburg 83.
Hermannmiestetz 165.
Herrmann 101.
Herrnstein 17, 88.
Hetzinsel 45.
Heuraffl 75.
Heuscheuer 150.
Hieronymus von Prag 24.
Hirschberg 72, 76, 132.
Hlinsko 169.
Hochfichtel 50.
Hochstein 92.
Hochwald 74, 181.
Hofbauden 143.
Hohe Daum 121.
Hohe Mense 152.
Hohenelbe 149.
Hohenfurt 96.
Hohenmauth 166.
Hoher Bogen 55.
Hohes Rad 142.
Holitschberg 75.
Hollabrunnerberg 167.
Hollar W. 167*.
Höllenthal 132, 164.
Hopfenberg 150.
Horazdiowitz 84.
Horimir 27.
Horitz 155.
Horn, Uffo 49.
Horowitz 17.
Hossenstein 102.
Hostitz 176.
Hostiwit 18.
Hrádek 183.
Hradisko 115.
Hradschin 31.
Hreben 185.
Hudlitz 49.
Hufnagel 32.
Hühnerkogelberg 181.
Humpoletz 171.
Hurkenthal 63.
Hus (Burgruine) 82.
Huß Joh. 24, 82, 83*.
Hussinetz 82.
Hussitenkrieg 24.
Hutberg 118.
Jablonsky B. 178.
Jägerhüttenberg 181.
Jankau 174.
Janowitz 50.
Jaromier 155.
Jaromir 19.
Javořiza 170.
Jentschowitz 112.
Jeschken 141.
Jeschkengebirge 7.
Iglauer Bergland 7.
Iglawa 8.
Industrie 11.
Innstein 158.
Joachimsthal 101.
Jobst von Brüssel 32.
Johann, König 23.
Johannisfest in Prag 34.
Johannisbad 149.
Josefsthal 63.
Josefstadt 154.
Iser 8.
Isergebirge 7, 140.
Iserkamm, hoher 140.
Iserkamm, Mittel- 140.
Iserwiese 141.
Jungbunzlau 158.
Jungmann Josef 49.

Kaaden 101.
Kaiserwald 7, 91.
Kalischt 174.
Kamberg 175.
Kamenitz 178.
Kamnitz 120.
Kammerburg 173.
Kaplitz 181.
Kapellenberg 92, 150.
Karbitz 105.
Kardasch-Retschitz 178.
Karl I. (IV.) 23*, 24, 28.
Karlik 47.
Karlsbad 98, 99*.
Karlsberg 63.
Karlskron 156.
Karlstein 46, 47*.
Karolinenthal 30, 41.
Karolinum 36.
Kascha 18.
Katharinenbad 170.
Katzow 172.
Kauth 88.
Keilberg 92.
Kelchberg 115.
Kellerberg 167.
Kesselkoppe 143, 147.
Keulichtr Buchberg 140.
Kienberg 75.
Kladno 108.
Kladrau 80.
Kladrub 164.
Klapperstein 153.
Klattau 49.
Kleinseite 34.
Kleinstein 148.
Kleis 128.
Kleisberg 107.
Klenau 50.
Kletschen 114.
Kletschenberg 106.
Klima 10.
Klingenberg 186.
Klostergrab 103.
Klösterle 101.
Klotzberge 108.
Kohlheim 63.
Kolbenberg 142.
Kolin 159.
Kolowrat Franz 30.
Komers 124.
Kommotau 102.
Komorstoberg 185.
Königgrätz 154.
Königinhof 155.
Königinhofer Handschrift 155.
Königsaal 187.
Königshainer Spitzberg 150.
Königswart 91.
Kopenberg 112.
Kopidlno 17.
Kopitz 103.
Koppenplan 148.
Koranda 86.
Korybut 116.
Kosakowgebirge 7.
Kosmanos 158.
Kost 134.
Kosteletz 174.
Kostenblatt 106.
Kostial 114.
Kotwa Ctibor 86.
Kourim 159.
Krakow 31.
Kralup 112.
Kranner 41.
Kratzau 138.
Kreibitz 121.
Kremeschnik 171.
Kresomysl 18.
Kremusch 106.
Kreuzberg 115.
Kriegern 109.
Krkonosch 143.
Krok 18.
Krolowitz 110.
Kropač 86.
Krumau 77*, 78.
Kubani 7.
Kuchelbad 49.
Kuhberg 143.
Kulm 105.
Kulmerberg 118.
Kumburg 156.
Kummerner See 102.
Kunersdorf 103.
Kunietitz 166.
Kunratitz 24.
Künische Bauern 52.
Künisches Gebirge 49.
Künisches Plateau 7.
Kuttenberg 160, 163*.

Ladislaus, Prinz 25.
Lakaberg 50.
Lakasee 50, 64.
Lamberg 84.
Landskron 166.
Landwirtschaft 10.

481734/11